Abendpost

1 Cent. | Chicago, Samstag, den 16. November 1889. | No. 66.

Telegraphische Depeschen.

(Geliefert von der Preß News Association.)

Inland.

Schauergeschichte aufgeklärt.

St. Paul, Minn., 16. Nov. Der grausige Leichenfund am Johann-See ist nun endlich aufgeklärt worden und zwar durch das Bekenntniß eines jungen Elektrikers Namens Lynch. Lynch sagt aus, daß die Leiche die eines bei einem Eisenbahnunfalle getödteten Mannes sei, welche von ihm, sowie mehreren anderen jungen Studenten der Medicin zu ärztlichen Zwecken sezirt und dann an dem Platze, wo sie später gefunden, begraben wurde. Mehrere Söhne hervorragender Bürger sind in diese Schauergeschichte verwickelt, und Countyanwalt Egon erklärt, daß er die Angelegenheit den in nächster Woche hier zusammentretenden Großgeschworenen übergeben will.

Unternehmender Junge.

Bloomington, Ind., 16. Nov. Ottis Brinson, ein vierzehnjähriger Junge, ist wegen Wechselfälschung hier verhaftet worden. Ottis hat seit letztem September bei der ersten Nationalbank über $250 in kleinen Beträgen auf den Namen der Firma Dobbs & Co. gezogen, deren Signatur er in geschickter Weise nachzuahmen verstand. Er ist seiner Schuld geständig.

Lebendig verbrannt.

Hopkinsville, Ky., 16. Nov. Eine Negerin, im Montgomery County, Tennessee, wohnhaft, verließ gestern Morgen ihr Haus, um an die Arbeit zu gehen und ließ ihre drei kleinen Kinder daheim. Als sie am Abend zurückkehrte, fand sie ihr Haus abgebrannt und unter den rauchenden Trümmern die verkohlten Leichname der Kleinen.

Ruhestörungen in Venezuela.

New York, 16. Nov. Herr Pedro Vicente Miares, der hiesige Generalkonsul Venezuelas, sagt in Bezug auf die Revolution in Venezuela, von der gemeldet wurde, daß das Volk der Regierung Guzman Blancos überdrüssig sei und ihn zu stürzen sucht: „Guzman Blanco verweilt seit den letzten zwei Jahren in Europa, während welcher Zeit J. P. Rojas Paul Präsident der Republik war und noch ist. Soviel ich bisher gehört, haben Ruhestörungen in Caracas und anderen Städten des Landes stattgefunden, während welcher nicht nur die Statuen Guzman Blancos sondern auch sein Wohnsitz nahe Caracas zerstört wurde. Was der Zweck dieser Ruhestörungen ist, weiß ich nicht; auf keinen Fall aber liegt ihnen Unzufriedenheit mit der gegenwärtigen Regierungsform zu Grunde. Der Minister des Aeußeren, Dr. Parejo, ist um seine Entlassung eingekommen, da Präsident Paul die Wiederherstellung der Statuen Blancos angeordnet hatte, und diese seine Entlassung ist ihm auch bewilligt worden."

Wetterbericht.

Washington, D. C., 16. Nov. Für Illinois: Schönes Wetter, wärmere, veränderliche Winde.

Ausland.

Maharajah von Bhownugger angeklagt.

Calcutta, 16. Nov. So zahlreich werden die Anklagen skandalöser Natur gegen den Maharajah von Bhownugger, daß die Regierung sich endlich entschlossen hat, eine Untersuchung des öffentlichen- und Privatlebens des angeklagten Herrschers anzuordnen. Die erhobenen Anklagen sollen geradezu haarsträubender Natur sein.

Der Panama-Kanal.

Paris, 16. Nov. Ein Ausschuß von fünf von der Regierung erwählten Ingenieuren wird sich in Kürze nach dem Isthmus begeben, um der Regierung eine sachgemäße Darstellung über den Zustand des Panama-Kanales zu unterbreiten. Die Herren haben von der Regierung die Weisung erhalten, in ihrem Berichte keine ungünstigen Thatsachen zu verheimlichen aber auch Nichts, was zu einer Hoffnung berechtigen könnte, zu unterschätzen.

Denkmal enthüllt.

Belfast, 16. Nov. Die Statue Wilhelm III. wurde hier heute in Gegenwart von etwa 30,000 Orangemännern enthüllt. Die Gattin des Major Saunderson, des Führers der Orangemänner, löste die Umhüllung von dem Denkmale.

Klauenseuche in der Provinz Brandenburg.

Berlin, 16. Nov. Die Maul- und Klauenseuche greift unter dem Vieh der Umgebung Berlins, sowie in der ganzen Provinz Brandenburg und auch Schlesien, trotz aller Vorsichtsmaßregeln immer weiter um sich, und große Verluste an Vieh werden täglich von den Landleuten und Gutsbesitzern gemeldet. Grade diese Thatsache begünstigt indessen die vermehrte Einfuhr von Schweinen aus Frankreich und Rindvieh aus Amerika, welche die Preise für Beide bereits um ein Bedeutendes verringert hat.

Revolution in Brasilien.

Die Minister haben abgedankt.

Dom Pedros Thron wackelt.

London, 16. Nov. Eine soeben von Rio de Janeiro, Brasilien, hier eingelaufene Depesche meldet, daß eine Revolution dort ausgebrochen sei, die Minister abgedankt haben, und die Stadt sich in den Händen der Insurgenten befindet. Die Armee ist auf Seiten der Aufständigen. Baron La da Rio, der Marineminister, soll getödtet sein.

Die revolutionäre Bewegung hat sich schon zu verschiedenen Malen im Kaiserreiche Brasilien bemerkbar gemacht, und ein vollständiger plötzlicher Ausbruch derselben ist lang erwartet worden. Die Liberalen, die namentlich in letzter Zeit stets siegreich gewesen, haben die Gährung im Volke klug zu nützen verstanden, und hoffen jetzt auch im Stande zu sein, erfolgreich die republikanische Regierungsform durchzusetzen. Trotzdem die Regierung des Kaisers Dom Pedro eine der liberalsten war, die man von einem Monarchen erwarten konnte, bestand doch seit Jahren unter der Bevölkerung Unzufriedenheit gegen die Regierungsform, und die Presse Brasiliens, an ihrer Spitze die „Gazetta de Noticias" und die „Diario de Noticias", ließ keine Gelegenheit vorübergehen, um Dom Pedro die Wünsche des Volkes vor Augen zu halten, ja ihn öffentlich zu ersuchen, zu Gunsten des republikanischen Kandidaten Saraiva abzudanken. Der plötzliche Ausbruch der Revolution ist wohl zum größten Theile den Plantagenbesitzern zuzuschreiben, deren reiche Ernte im letzten Jahre durch die Emanzipationserklärung der Negersklaven geradezu in der Erde verrottete. Die befreiten Neger waren natürlich zu faul zum arbeiten, weiße Arbeiter konnten in der Eile nicht in's Land gebracht werden, und die Regierung, an ihrer Spitze die willensstarke Kronprinzessin, verweigerte auf's Entschiedenste den ihrer Arbeitskräfte so plötzlich beraubten Plantagenbesitzern und Landleuten jedwede Entschädigung. — Sollte sich indessen das Gerücht dieser Revolution nicht bestätigen, so ist es dennoch mit aller Bestimmtheit anzunehmen, daß Dom Pedro der letzte Kaiser Brasiliens gewesen, und daß nach seinem Tode die Republik unwiderruflich proklamirt wird.

Später: Das Gerücht wird bestätigt. Dom Pedro ist vom Throne gestürzt worden; Senor da Fonseca ist zum Präsidenten der Republik Brasilien ausgerufen worden. In einem Aufrufe an das Volk ermahnt da Fonseca dasselbe zur Ruhe und Ordnung, und erklärt die kaiserliche Familie als unter seinem persönlichen Schutze stehend. Das Gerücht über die Ermordung des Marineministers La da Rio wird als unwahr bezeichnet, doch soll derselbe durch aufständische Soldaten schwer verwundet sein.

Sämmtliche Minister sind unter Arrest und werden scharf bewacht. Der Kaiser befindet sich in seinem Sommerpalaste in Petropolis, 25 Meilen nördlich von Rio de Janeiro.

Tagesereignisse.

— Generalmajor Schofield bespricht in seinem kürzlich an den Kriegsminister in Washington eingegangenen Jahresberichte die Zustände der Bundesarmee und macht besonders auf die immer mehr zunehmende Fahnenflucht der Soldaten aufmerksam. Veranlassungen für diese Fahnenflucht, sagt Herr Schofield, giebt es verschiedene. Hauptveranlassung sei natürlich die in manchen Fällen wahrhaft menschenunwürdige Behandlung der Soldaten durch die Offiziere und Unteroffiziere, sowie die schlechten Lebensgewohnheiten der neuangeworbenen Rekruten. Das beste Mittel gegen diese häufige Fahnenflucht sei vielleicht, frisch eingetretene Rekruten einer Probezeit zu unterwerfen, und den moralischen Halt derselben zu prüfen. Zeigen die Rekruten sich als unbrauchbar, so solle man sie nach beendeter Probezeit einfach entlassen.

— Am. November l. J. bekam der amerikanische Schooner „David W. Hunt" nahe Kap Hatteras einen Leck und mußte von seiner Mannschaft verlassen werden. Seitdem hat sich der Schooner, zum Schrecken vieler Seeleute ziel- und planlos auf dem Meere umhergetrieben, hat, wie man nach Berichten solcher Kapitäne, die dem herrenlosen Schiffe auf hoher See begegneten, ausgerechnet hat, über 3900 Meilen in weniger als einem Jahre zurückgelegt, und ist nun endlich in den Hafen von Madeira eingeschleppt worden.

— In Nashville, Tenn., brannte der Leihstall des James F. Gill nieder, und fünfzehn Pferde, darunter ein sehr werthvoller Traber, kamen in den Flammen um. Der Verlust beträgt etwa $40,000.

— Die Kammern in Paris haben die Wahl von 448 Mitgliedern bestätigt.

— In Berlin steigt mit jedem Jahre der Verbrauch von Pferdefleisch. Gutes Rindfleisch wird immer seltener, und die Schlächter sind nicht imstande, obwohl sie unverschämte Preise fordern, die Wünsche ihrer reichen Kunden nach Rindfleisch zu befriedigen.

— Wegen Beleidigung des Fürsten Bismark ist der Redakteur des „Magdeburger Tageblatt" zu sechs Wochen Gefängniß verurtheilt worden.

— In dem kleinen ungarischen Marktflecken Olahfula stürzte gestern der Glockenthurm ein und erschlug unter seinen Trümmern sechs Personen.

— Der neue französische Flottenminister Barbey hat dem Schiffsbauhofe in Toulon den Befehl zugehen lassen, die Vollendung der im Bau begriffenen Kriegsschiffe zu beschleunigen.

— Die Baumwollenladung des von New York in Liverpool eingelaufenen Schiffes „Alaska" gerieth in Brand, und 500 Ballen Baumwolle wurden arg beschädigt.

— In London haben die Tillburger Werftarbeiter die Arbeit eingestellt, weil die Aufseher u. die im Bureau der Schiffsgesellschaften Angestellten sich weigern, dem Werftarbeiter-Vereine beizutreten. Auch die übrigen Werftarbeiter sind mit ihren Arbeitsgebern unzufrieden, sie murren darüber, daß die von ihnen vor dem 1. Nov. aufgestellten Bedingungen nicht von den Direktoren erfüllt werden, und ein allgemeiner Ausstand der Werftarbeiter wird befürchtet.

Lokalbericht.

Ein Sensation im Gesundheitsamt.

Der Schankwärter Oskar Beck erscheint in demselben und meldet sich pockenkrank.

Gravirende Anklagen des Dr. Plaum.

Die Beamten im städtischen Gesundheitsamt waren gestern Nachmittag gegen vier Uhr nicht wenig bestürzt, als plötzlich ein wohlbeleibter junger Mann Namens Oskar Beck mit ausschlagbesäetem Gesicht unter ihnen erschien und mit großer Gemüthsruhe erklärte, daß er die Pocken habe. Der Patient wurde natürlich sofort in ein Privatzimmer gebracht, woselbst die Doktoren Wickersham und Montgomery den Fall untersuchten und zu ihrem Entsetzen bemerkten, daß derselbe wirklich von den Pocken befallen sei. Natürlich wurde der Kranke, welcher ein Schankwärter in Wilhelm Heffemers Gastwirthschaft No. 227 N. Clark Str. und in No. 733 Wells Str. wohnhaft ist, sofort nach dem Blatternhospital übergeführt, während die Angestellten im Gesundheitsamt sofort geimpft und die Dienstzimmer derselben einer gründlichen Idenificirung unterzogen wurden.

Die große Gefahr in dem Falle aber liegt in dem Umstande, daß Herr Beck, nachdem die Krankheit bereits zum Ausbruch gekommen war, mehrere Stunden lang in der Stadt herum spaziert ist; wo derselbe sich übrigens seine Krankheit geholt, vermag er nicht zu sagen.

Der Fall ist übrigens später als eine leichtere Form der Pocken, als ein „Varioloid" erkannt worden. Das Gerücht von dem Pockenfalle hatte heute früh eine Belagerung des Gesundheitsamtes zur Folge von Leuten, welche sich einer Impfung zu unterwerfen wünschten.'

Herr Dr. Karl Plaum, dessen Office sich in No. 2902 State Str. befindet, erschien heute Mittag in der Redaktion der „Abendpost" und erhob sehr gravirende Anklagen gegen das Gesundheitsamt und die barmherzigen Schwestern, welche mit der Aufsicht des Pocken-Hospitals betraut sind. Er sagt, daß der neue, oben erwähnte Pockenfall, wie auch die verschiedenen anderen, die in letzter Zeit berichtet wurden, der Nachlässigkeit und Sorglosigkeit beim Transport von Pockenkranken und Federbetten, in denen Pockenkranke gestorben sind, zuzuschreiben seien. Wir können wegen der späten Stunde, in der wir dies schreiben, nicht auf Einzelheiten eingehen, zumal wir keine Gelegenheit hatten, die beschuldigten Parteien zu sehen, behalten uns aber vor, in einer der nächsten Nummern ausführlicher auf die Sache zurückzukommen.

Zu Tode verbrannt.

Schreckliches Loos einer Schwachsinnigen.

Rebekka Goldstein, ein etwas schwachsinniges 30jähriges lediges Frauenzimmer, in 515 Süd Jefferson Str. wohnhaft, zog sich heute Morgen wahrscheinlich tödtliche Brandwunden zu. Sie arbeitete an dem Küchenofen und auf irgend eine Weise geriethen ihre Kleider in Brand. Niemand war zu der Zeit im Hause, der ihr zu Hilfe kommen konnte und ihre Kleider brannten vollständig herunter.

Als ihr Stiefvater nach Hause kam, fand er sie in schrecklichen Schmerzen sich auf dem Boden der Küche wälzend. Sie wurde nach dem County-Hospital geschafft, wo die Aerzte ihre Brandwunden für tödtlich erklärten.

* Gestern Abend versuchten Einbrecher die Wohnung von J. M. Gartside, 48 Groveland Park, mit ihrem unerwünschten Besuch zu beehren. Das Erscheinen der Frau Gartside verscheuchte jedoch die gefährlichen Gesellen.

Schlimmes Eisenbahnunglück.

Zusammenstoß zweier Bahnzüge in Grand Crossing.

Ein Mann tödtlich und vier leicht verletzt.

Auf den Geleisen der Illinoiser Central-Bahn in Grand Crossing ereignete sich heute Morgen ein Zusammenstoß, in Folge welches ein Mann tödtlich und vier Andere leicht verwundet wurden. Die Namen dieser Verunglückten sind:

Michael Ryan, schwer am Rücken und an der rechten Seite verletzt; lebt im Hause 329 Wall Ave., Pullman, und liegt jetzt im St. Lukas-Hospital auf den Tod darnieder.

John Nolan, im Gesicht verletzt, und Ecke Kensington Ave. und Front Str. wohnhaft.

Frank McKinna, an beiden Armen verletzt, wohnt No. 602 North Fullerton Str., Pullman.

Ole Sanson, nur leicht verletzt, wohnt 111 Roseland Str., Pullman und

Richard Koch, ebenfalls leicht verletzt, in der 155. Str. zu Riverdale wohnhaft.

Die vier Letztgenannten — sämmtliche Verwundete sind Bahnarbeiter und befanden sich auf dem Wege nach ihrem Arbeitsplatze in dem Rauchwagen eines eben die Station Grand Crossing verlassenden Passagierzuges, als das Unglück passirte — waren im Stande mit dem nächsten Zuge nach ihrem Bestimmungsort weiterzugehen. Herbeigeführt wurde der Krach dadurch, daß eine von seitwärts kommende Rangir-Lokomotive gerade in den betreffenden Rauchwagen hineinfuhr und denselben vom Geleise warf; das Letztere übrigens war nach dreißig Minuten bereits wieder passirbar gemacht.

Die Hyde Parker Polizei hat die Besatzung des Frachtzuges, welcher eben von dem Führer der das Unglück anrichtenden Rangir-Lokomotive zusammengestellt wurde, verhaftet. Dieselbe besteht aus dem Lokomotivführer Laureman, dem Condukteur Halley, dem Heizer Fox und dem Bremser Mühlbeck, doch glaubt man, daß die Leute nicht lange gehalten werden. Die Verhafteten, welche beschuldigt werden, schneller als erlaubt ist, gefahren zu sein und die gegebenen Signale mißachtet zu haben, behaupten, daß das Unglück unvermeidlich war, da das Geleise so voller Reif gewesen sei, daß die Bremsen des ihrer Lokomotive angehängt gewesenen Güterwagens nicht hätten arbeiten wollen.

In den Sterbegeldern nicht berechtigt.

Richter Altgeld weist Lina Schreiners Klage ab.

Für die Mörderin ihres Mannes keine Wohlthaten.

Richter Altgeld entschied heute Morgen den Fall der Frau Lina Schreiner, resp. des Advokaten John C. King gegen die High Court von Illinois des katholischen Ordens der Förster. Lina Schreiner hatte bekanntlich ihren Gatten einst mit Petroleum begossen und dann zu Tode verbrannt und die Förster um Zahlung der Lebensversicherung verklagt. Richter Altgeld stützte sich aber auf eine kürzlich erfolgte Entscheidung des New Yorker Appelationsgericht in einem ähnlichen Falle und entschied, daß die Wittwe unter den vorliegenden Umständen nicht berechtigt sei, Versicherungssummen zu kollektiren. Er hält dafür, daß eine Person aus ihrem eigenen unrechtmäßigen Thun keinen Vortheil ziehen dürfe. Die Grundprinzipien der Lebensversicherungsinstitute seien durch die Mordthat untergraben, und Frau Schreiner hätte durch ihre That gezeigt, daß ihr das Leben des Versicherten nichts werth gewesen sei. Der Gerichtshof meinte, die Kinder des Ermordeten wären vielleicht zum Kollektiren der Versicherungssumme berechtigt, ein dahin gehender Antrag liege aber nicht vor.

Die Kläger wollen sich mit der Entscheidung Richter Altgelds nicht begnügen und werden Berufung einlegen.

Wenn der Mensch Glück hat.

Warum Georg Washington in Freiheit ist.

Der Farbige George Washington, welcher am Abend des 27. September den Edward Bell an der Ecke von Dearborn und Harrison Str. um Uhr und Kette beraubte und in Folge dessen von einer Jury zu einem Jahr Zuchthaus verurtheilt wurde, hatte heute Vormittag beim Richter Baker durch seinen Anwalt den Antrag auf nochmalige Prozessirung stellen lassen. Da dem Richter der Fall des Schwarzen überhaupt etwas allzu eilig über das Knie gebrochen erschien, so bewilligte er den Antrag, welcher Umstand den Hilfsstaatsanwalt Elliott dazu veranlaßte, den Fall ganz und gar zu streichen. Der Angeklagte befindet sich somit wieder auf freiem Fuße.

* Die Clark Str. Kabelbahn ist heute wieder nach dreitägigen Stillstand in Betrieb.

Der Cronin-Prozeß.

Die Vertheidigung hat jetzt das Wort.

Berichterstatter Clancy der letzte Zeuge für die Anklage.

Advokat Forrest hat viele Wünsche.

Der Richter berücksichtigt sie aber nicht.

Ex-Capitän Schaack und Lieutenant Koch die ersten Zeugen für die Vertheidigung.

Der Andrang zu den heutigen Verhandlungen im Cronin-Prozeß war in Folge des Umstandes, daß im Publikum die Meinung verbreitet war, heute müsse sicherlich etwas ganz besonders Außergewöhnliches geschehen, obwohl Niemand eigentlich zu sagen vermochte, woher dieser Glaube kam, ein ganz außerordentlicher und faßte der Gerichtssaal die vielen Neugirigen nicht halb; selbst die Gänge und Fensternischen waren von Herren und Damen überfüllt. Advokat Forrest, welcher in den nächsten vierzehn Tagen die Hauptrolle zu spielen berufen ist, war schon früh erschienen und sah streitbarer und rüstiger aus als je. Auch die Angeklagten selber zeigten ein bedeutend erfrischteres Aussehen als während der letztvergangenen Sitzungen und bauen sicherlich nicht wenig auf die Geriebenheit und das rücksichtslose Vorgehen ihres Bannerträgers Forrest.

James Clancy aus New Jersey, Mitglied der Redaktion des „New York Herald" sagte, als erster Zeuge, im Interesse der Anklage aus, daß er am 16. Mai d. J. hier in der Stadt eingetroffen sei, um für das vorgenannte Blatt Correspondenzen über das Verschwinden Dr. Cronins zu schreiben. Zeuge hatte mit O'Sullivan am Tage der Auffindung des ermordeten Doktors zwei Unterredungen, eine bevor die Leiche gefunden wurde und eine nachher. In der ersten Unterredung habe O'Sullivan gesagt: „Ach der Cronin ist ja gar nicht ermordet, der taucht schon wieder auf." In der zweiten Unterredung fragte ihn der Berichterstatter, welcher seit 10 Jahren im Stabe des „New York Herald" ist, ob er die große Neuigkeit schon gehört habe, worauf Sullivan sagte: „Ja, es ist eine Leiche im See gefunden worden, sie ist aber nicht Cronins Leiche gewesrn." Der Korrespondent sagte darauf, daß er vielmehr wisse, Cronins Leiche sei in einer Fanggrube gefunden und er, O'Sullivan, solle mitkommen, sie zu identifiziren. Sullivan sei darauf in großen Schrecken gerathen, habe sich den Angstschweiß aus dem Gesicht gewischt und sich unter allen Zeichen der aufrichtigsten Angst geweigert, mit ihm zu gehen und stotternd hervorgestoßen, daß er nun und nimmermehr die Leiche Cronins identifiziren könne, worauf sich der Berichterstatter kopfschüttelnd entfernte.

Das Kreuzverhör, welchem Herr Clancy vom Advokaten Donahue unterworfen wurde, brachte die interessante Lebensgeschichte des Berichterstatters, welcher unter anderem in England bereits als Fenier zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt war, aber schließlich mit zehn Jahren davon kam, sonst aber weiter nichts von Bedeutung an den Tag.

Nachdem Herr Clancy abgetreten, stellte Forrest den Antrag, daß zu Gunsten von Baurke, Coughlin, O'Sulllivan und Kunze ein großer, besonders von ihm spezifizirter Theil des Zeugnisses, betreffend die Vorgänge in den Versammlungen des Camps 20 vom Februar, April und 3. Mai aus den Akten gestrichen werden solle und daß auch die Bücher des Camp 20 nicht bei der Beurtheilung des Falles in Betracht gezogen werden sollten; ebenso wolle er den Hauptheil der Spellman'schen Aussagen, sowie den Spellman'schen Briefwechsel und das Zeugniß Frank Scanlans, betreffend seinen Abschied vom Dr. Cronin am Abend des 4. Mai, bei welcher Gelegenheit der Doktor gesagt haben solle: „Gott weiß, wann ich zurückkomme", ausgeschlossen haben, doch wurden diese Anträge, ebenso wie eine Unmasse anderer, noch viel blödsinnigerer sämmtlich abgewiesen. Forrest wollte eigentlich Alles gestrichen haben, was gegen seine Clienten ausgesagt war; die Haarlocke sollte im Prozeß keine Rolle spielen; die Aussagen der drei Deutschen, welche den blutigen Koffer an der Evanston Avenue gefunden, ein großer Theil von Hatfields, Micke Walshs, Bourkes Wirth in Peoria, und die gesammten Aussagen einer großen Anzahl anderer wichtiger Zeugen, in Wahrheit viele der bedeutsamsten vom Staate mit großem Geschick bewiesenen Punkte, sollten, weil sie eben Herrn Forrest unbequem waren, nicht mitgelten; sie gelten aber, wie gesagt, dennoch. Auch Buchholz und Piotkowski hatten umsonst vor den Augen Herrn Forrests keine Gnade gefunden. Im Großen und Ganzen würde Herr Forrest kaum unverschämter gehandelt haben, wenn er gleich hier den Antrag gestellt hätte, die Anklagen gegen seine vorgenannten Clienten überhaupt ganz und gar fallen zu lassen.

Frederick J. Squibb, der Gerichts-Stenograph, betrat dann endlich als erster von der Vertheidigung aufgerufener Zeuge den Stand und bezeugte, daß der alte Carlson, Frank Scanlan und „Major" Sampson bei der Coronersuntersuchung vielerlei Sachen ausgesagt, die sie im gegenwärtigen Prozesse nicht ausgesagt hätten, wenigstens sollte sein Zeugniß dies beweisen, obwohl dieser Versuch in Wahrheit mißlang.

Capitän Michael Schaack bezeugte darauf, daß er im vorigen Mai Capitän der Ost Chicago Ave. Station gewesen, daß Coughlin sein Untergebener war und daß der Leihstallbesitzer Dinan ihm am Montag, den 6. Mai, eine Beschreibung des Fremden, welcher das Schimmelbuggy abgeholt, gegeben habe. Fernerhin sagte er aus, wie er am 10. Mai dasselbe Gefährt zur Identifizirung nach der Wohnung der Frau Conklin gefahren habe und wie Frau Conklin damals gesagt: „Das ist nicht das Pferd", doch habe es an diesem Tage allerdings geregnet, welcher Umstand natürlich dem Schimmel ein verändertes Aussehen gab. Zeuge sagte weiter aus, daß er zu Coughlin beim Zurückkommen gesagt: „Sie haben verwünschtes Glück; Frau Conklin sagte das ist der Schimmel nicht" und daß er, der Kapitän, Dinan gleich darauf mitgetheilt, daß er mit seinem Schimmelbuggy machen könne, was er wolle, da es das von ihm gesuchte nicht sei. Der Kapitän bezeugte also hier auf dem Zeugenstande seine eigene Kurzsichtigkeit.

Polizeileutnant Koch aus Lake View bezeugte, daß er im vorigen Mai Patrolsergeant unter Kapitän Schaack gewesen und mit dabei gewesen sei, als Schaack das Schimmelbuggy am 10. Mai zu der Frau Conklin gefahren. Er selber habe vor der Thür der Genannten auf Befehl des Kapitäns das Schimmelbuggy mehrmals umgewendet, es habe geregnet zu dieser Zeit und der Regen habe das Aussehen des Pferdes um ein Geringes verändert, aber kaum genug, um es direkt unkenntlich zu machen. Bekanntlich war dieser Umstand daran schuld, daß Frau Conklin dasselbe Pferd, welches sie später auf den ersten Blick mit großer Bestimmtheit identificirte, diesmal nicht wiederzuerkennen vermochte.

Nachdem Lieutenant Koch seine Aussagen gemacht, wurden die Verhandlungen, da Herr Forrest erklärte, für heute keine weiteren Zeugen zur Hand zu haben, bis Montag vertagt.

Czerveny verlangt $25,000 Schadenersatz.

Der Kleiderhändler Vladimir Czerweny, der bei der letzten Wahl im County republikanischer Kandidat für das Amt eines County-Commissärs war, hat heute die Herrausgeber des Nativistenwischel „Daily News" auf $25,000 Schadenersatz verklagt, weil das Blatt ihn während der Wahlcampagne einen Anarchisten nannte und dadurch angeblich seinen Ruf schädigte.

Roher Scherz eines Betrunkenen.

Jerry Lynch, ein betrunkener Eisfuhrmann machte sich gestern an der West Washington und Halsted Str. das rohe Vergnügen, einen alten, armen Mann, Namens Joe Sharp, in seine Eiszange zu klemmen und herumzuzerren. Ein Augenzeuge des Vorfalles benachrichtigte die Polizei von dem rohen Treiben des betrunkenen Patrons und dieser wurde verhaftet. Richter White diktirte ihm heute eine Strafe von $50 zu.

* Der Diamantenräuber Richard Philbin, der vor 7 Jahren Herrn W. K. Nixon von 156 Rush Str. einen Diamanten im Werthe von $3000 bestohlen hatte, vor etwa einem Monat aber in New York durch Inspektor Byrnes verhaftet worden war, wurde heute früh durch den Geheimpolizisten Bohan hierher gebracht. Den geraubten Diamanten hatte er schon vor mehreren Jahren verkauft.

* Philip Foley wurde gestern von einem Zuge der Illinois Centralbahn in Kensington überfahren. Er wurde nach dem Mercy Hospital gebracht, wo er letzte Nacht starb.

□* Charles Buford, der mit dem Lokomotivführer Twombly zusammen angeklagte Condukteur der Rock Island Bahn, wurde heute Morgen in Richter Bakers Gericht gegen Bürgschaft in Freiheit gesetzt. Auf Antrag seines Anwalts, M. Phalen, wurde seine Bürgschaft von $25,000 auf $10,000 ermäßigt. Als Bürgen fungiren Frau B. C. Adams und Frau Eliza Breslin.

* Das Verhör der Schwindlerin Bertha Hoffmann, über deren Verhaftung wir an anderer Stelle berichten, wurde heute vom Polizeirichter Prindiville bis nächsten Mittwoch verschoben, um der Polizei Gelegenheit zu geben, weitere Beweise zu sammeln. Ihre Bürgschaft wurde auf $3000 festgesetzt, woraufhin sie nach der Spitzbuben-Gallerie gebracht wurde, wo man sie photographirte.

Abendpost.

Erscheint täglich, ausgenommen Sonntags.

Herausgeber: F. Glogauer & Co.

92 Fünfte Avenue........Chicago.

Telephon No. 1498.

Preis jede Nummer ....1 Cent
Durch unsere Träger frei in's Haus geliefert wöchentlich ....6 Cents
Jährlich, im Voraus bezahlt, in den Ver. Staaten, portofrei $3.00
Jährlich nach dem Auslande, portofrei $5.00

Samstag, den 16. November 1889.

Missouri besitzt einen Generalanwalt, der fest entschlossen ist, allen Gesetzen Geltung zu verschaffen, also auch dem kürzlich in Kraft getretenen Gesetze gegen die Trusts. Dasselbe ist furchtbar streng. Es verbietet allen Corporationen, irgend einer Vereinbarung zur künstlichen Erhöhung der Waarenpreise beizutreten oder mit einem „Trust" Geschäfte zu machen. Jede Uebertretung soll mit der Entziehung der Corporationsrechte bestraft werden. Auch wird es allen Corporationen zur Pflicht gemacht, durch einen schriftlichen Eid (Affidavit) zu bekunden, daß sie mit keinem Trust oder Syndikate etwas zu schaffen haben. Letztere Bestimmung hat der Generalanwalt bereits durchgeführt. Alle vom Staate Missouri incorporirten Gesellschaften sind von ihm aufgefordert worden, das vorgeschriebene Affidavit einzureichen. Sie zögerten anfänglich, fügten sich aber doch, als sie sahen, daß Ernst gemacht werden solle. „Nur" 700 Gesellschaften sind der Aufforderung nicht nachgekommen und werden deshalb ihrer Corporationsrechte beraubt werden. Der Bleiweiß-Trust in St. Louis, der mächtigste im Staate, hat sich gefügt, woraus der Schluß gezogen wird, daß seine Anwälte den Widerstand gegen das Gesetz für nutzlos halten.

Es bleibt nun abzuwarten, ob die freie Concurrenz im Staate Missouri wirklich wieder zu ihrem Rechte gelangen wird. Die Droguisten z. B., welche Patentmedizinen verkaufen, sind bisher gezwungen worden, den von den Fabrikanten vorgeschriebenen Preis zu fordern. Sie durften sich nicht mit einem Gewinnste von 5 oder 10 Procent begnügen, sondern sie mußten 25 bis 50 Procent nehmen. Versuchte irgend ein Apotheker „den Preis zu drücken", d. h. mit mäßigem Gewinnst zu verkaufen, so konnte er selbst für baares Geld und gute Worte keine Patentmedizinen mehr erhalten. Er wurde „geboycottet". Nach dem Wortlaute des neuen Gesetzes würde nun jede Apotheke strafbar sein, die Waaren unter den angegebenen Bedingungen kauft. Auf der einen Seite werden also die armen Droguisten von dem Verein der Großhändler und Fabrikanten bedroht, auf der anderen von der Majestät des Gesetzes. Begreiflicher Weise finden sie diese Sachlage sehr unangenehm.

Da das Gesetz noch viele andere Geschäftsstörungen verursacht, so ist man überall gespannt darauf, wie lange es sich wird durchführen lassen. Die Erfahrungen, die bisher in den Ver. Staaten und auch anderswo gemacht worden sind, sprechen entschieden dagegen, daß sich der vollständig schrankenlose freie Mitbewerb auf gesetzlichem Wege wird erzwingen lassen. Um bei dem oben angeführten Beispiele zu bleiben, so werden die Patentmedizinen-Fabrikanten ganz gewiß Mittel finden, um die ihnen unangenehmen Vorschriften des Staates Missouri zu umgehen. Die im Staate selbst einheimischen Corporationen, denen wegen Nichtbefolgung des Gesetzes der Freibrief entzogen werden sollte, werden unter anderem Namen einen neuen erwerben. Im äußersten Falle wird man es mit den „Affidavits" halten, wie mit den Eiden im Zollhause, d. h. man wird sich ein Hinterthürchen (mental reservation) offenzuhalten wissen. Wenn die „Geschäftsinteressen" mit dem „Gesetze" in Widerstreit gerathen, so kommt letzteres gewöhnlich schlecht dabei weg.

Aus Brasilien liegen befremdliche Nachrichten vor, die allerdings noch der Bestätigung bedürfen. Sowohl nach New York wie nach London ist die Meldung gesandt worden, daß eine Revolution in Rio de Janeiro ausgebrochen ist, an der auch die Truppen sich betheiligen. Die Empörer verlangen angeblich die Abdankung des Kaisers Pedro und wollen eine Republik errichten.

Da der Kaffee in Brasilien nahezu reif ist, und die Ernte sehr gut zu werden verspricht, so haben viele Speculanten ohne Zweifel ein Interesse daran, daß der Glaube erweckt wird, es könnten der Ausfuhr der köstlichen Bohnen Schwierigkeiten bereitet werden. Ein Bürgerkrieg in dem südamerikanischen Kaiserreich könnte auf die Kaffeepreise dieselbe Wirkung haben, die seinerzeit der Losreißungskrieg in der nordamerikanischen Republik auf die Baumwollpreise hatte. Auch der Guttapercha- oder „Rubber"-Markt würde durch ein solches Ereigniß sehr stark beeinflußt werden. Vor der Hand ist man also zu der Vermuthung berechtigt, daß die Nachricht von der großen brasilischen Revolution nur ein Börsenmanöver ist.

Der Kaiser Pedro hat bisher seinen Unterthanen keine Veranlassung gegeben, sich wider ihn aufzulehnen. Er ist ein ziemlich aufgeklärter, fügsamer und vor allen Dingen bequemer Herr, der recht wohl einsieht, daß eine Monarchie auf amerikanischem Boden nicht recht am Platze ist. Daher ist er von jeher bestrebt gewesen, der jeweilig herrschenden Strömung nachzugeben und durchaus „parlamentarisch" zu regieren. Die Bewegung zur Abschaffung der Sklaverei fand seine vollste Billigung, und während er in Europa umherreiste, unterzeichnete seine Tochter die Verfügung, durch welche alle Sklaven auf einmal für frei erklärt wurden. Wenn sein geliebtes Volk jetzt wieder etwas Neues will, so wird er es machen, wie der berühmte Fürst von Lichtenstein, der seinen getreuen Unterthanen nicht nur alle Steuern erlassen hat, sondern den Vaduzern auch noch eine Entschädigung dafür bezahlt, daß er seinen „Hofstaat" nach Wien verlegt hat. Um des lieben Friedens willen wird er jedes Zugeständniß zu machen bereit sein.

Wie aber auch die vorgebliche Revolution enden mag, so wird wohl nach dem Tode Pedros der Thron von Brasilien nicht wieder besetzt werden. Des Kaisers Tochter soll zwar sehr beliebt sein, doch hat das wenig zu bedeuten. Die Monarchie ist thatsächlich eine „unamerikanische" Einrichtung, die sich auch in Brasilien nicht mehr halten kann, besonders seit durch die Abschaffung der Sklaverei auch der Grundadel gefallen ist.

Der Gesundheitsrath von Massachusetts hat kürzlich 47 Proben von sogenannten „Tonics" untersuchen lassen, die den echt amerikanischen Enthaltsamkeitsheiligen als „Ersatzmittel" für den teuflischen Wein und das pöbelhafte Bier dienen müssen. Von allen diesen Proben enthielt nur eine einzige weniger, als 21 Prozent Alkohol, während die meisten 40 Prozent enthielten. Die betreffenden „Ersatzmittel" waren somit genau so stark, wie gewöhnlicher Schnaps. Selbstverständlich haben die tugendhaften Leute, welche täglich drei bis vier Weingläser „Magenbitter" genießen, nicht die geringste Ahnung davon, daß das unschuldige Temperenzgetränk mit dem allergemeinsten Whisky wetteifert. Ihre Kehle ist derartig ausgepicht, daß sie die Anwesenheit des Feuerwassers gar nicht spüren.

Lokalbericht.

Von ihren Angestellten beraubt.

Zwei Clerks brechen einen Geldschrank auf.

Gestern früh machten die Mitglieder der Firma C. J. L. Meyer & Sons Co., Händler in Messingwaaren, 307 und 309 Wabash Ave., die Entdeckung, daß in ihren Laden eingebrochen, der Geldschrank aufgebrochen und daraus die Summe von $500 baar geraubt war. Die Geheimpolizisten Howard und De Sonza erkannten darin die Arbeit von „Amateurs", die mit der Lokalität vollkommen vertraut waren. Gestern Abend schon wurden Hermann Ruger, ein Verkäufer, und John Casey, ein Feuermann, beide bei der Firma beschäftigt, verhaftet. Ruger brach bei der Verhaftung zusammen, bekannte sich schuldig und belastete auch seinen Mitgefangenen. Die Firma hatte am Donnerstag das Geld aus der Bank gezogen, um die Angestellten ihrer Fabrik an der Nordseite abzulohnen, da aber die Zeit zu weit vorgeschritten war, hatte sie das Geld über Nacht in dem Geldschrank eingeschlossen. Die beiden jungen Leute wußten darum und setzten sich in den Besitz desselben.

Consul Claussenius um $180 beschwindelt.

Der Schwindler in Haft.

Herr Henry Claussenius, der österreichische Consul und Bankier, No. 2 Clark Str., war vor zwei Wochen von Peter Kurtzka, einem früheren Bierfahrer, um $180 beschwindelt worden. Vor etwa drei Wochen sprach John Storm, an Division Str. nahe Clybourn Ave. wohnhaft, in Begleitung des Kurtzka vor, um eine Summe von $180 in Empfang zu nehmen, die er von seinen Freunden in Deutschland erwartete. Das Geld war aber noch nicht angekommen. Nach einigen Tagen erschien wieder Kurtzka in der Office des Bankiers und brachte einen mit John Storm unterzeichneten Check mit sich. Der Inhaber des Checks gab sich für John Storm aus und ließ sich die $180 auszahlen. Kurze Zeit darauf sprach der richtige John Storm in dem Bankgeschäft vor, wo er erfuhr, daß das Geld schon kurz vorher ausgezahlt worden war. Storm verklagte Herrn Claussenius um die $180, welcher seinerseits einen Verhaftsbefehl gegen Kurtzka erwirkte. Constabler Baierle verhaftete diesen und brachte ihn nach der Ost-Chicago Avenue Station. Kurtzka wird sich wegen Fälschung zu verantworten haben.

Freude für die armen Waisen.

Superintendent Daniels von der „Waif's Mission" bereitete gestern für dreißig der heimathlosen Jungen eine Ueberraschung. Nach der Tagesarbeit versammelte er dieselben in dem Schulzimmer des Quartiers der Mission, 44 State Str. Als die Jungen der Dinge warteten, die da kommen sollten, traten zwanzig kleine Mädchen, Kinder von den Mitgliedern des genannten Wohlthätigkeitsvereins, ein und trugen je einen großen Korb hinein. Jede der kleinen Dämchen brachte Abendessen für zwei Knaben mit und bediente diese sogar eigenhändig. Nach dem Festessen bemühten sich die kleinen Ladies, durch Deklamationen, Gesang und Spiel die Jungen auf das Beste zu amüsiren. Superintendent Daniels ist von der Veranstaltung so entzückt, daß er öftere Wiederholungen in Aussicht genommen hat.

* M. und F. C. Bierling verkauften zwei Grundstücke an der dritten Avenue, zwischen Taylor und 12. Straße an Graham Yones um den Preis von $140.250.—J. M. W. Yones übertrug 80 Acker Land an der Südwestecke von Reese Avenue und 55. Straße an L. K. Tucker für $30,000.

Eine abgefeimte Schwindlerin.

Wie Bertha Hoffmann verschiedene Modewaarengeschäfte beschwindelte.

Bertha Hoffmann, ein gut gekleidetes junges Frauenzimmer, mußte gestern die Armory beziehen, da sie beschuldigt wird, unter falschen Vorspiegelungen Kleiderstoffe u. dergl. im Werthe von mehreren Tausend Dollars erschwindelt zu haben. Sie gab sich für die Tochter des Anwalts B. J. Wertheimer aus und erhielt darauf bei Marshall Field Credit zum Betrage von $1200, indem sie Waaren im Betrage von 30 bis 300 Dollars auf einmal bestellte. Die Rechnungen wurden zu Herrn Wertheimer gesandt, aber die Aufdeckung des Betrugs wurde dadurch verzögert, daß Hr. Wertheimer sich in Europa befand. In voriger Woche betrat Bertha Hoffmann das Geschäft von J. H. Walker & Co., wo sie sich als die Tochter von Adolph Heile, von 94 Washington Str., vorstellte. Sie ersuchte um Credit auf Rechnung ihres Vaters und erhielt daraufhin Waaren im Betrage von mehreren Hundert Dollars. Herr Heile, dem die Rechnungen zugeschickt worden, erklärte das Frauenzimmer sofort als Betrügerin. Bertha wurde verhaftet, als sie wieder das Marshall Field'sche Geschäft betrat, und auf der Polizeistation machte sie ein volles Geständniß. In ihrer Wohnung, 335 Wabash Ave., fand man genug Material, um einen ganzen „Dry Goods Store" auszustatten. Andere Waaren wurden in der Wohnung ihrer Schwester, 489 N. Clark Str., gefunden. Die Polizei schätzt den Werth der gefundenen gestohlenen Sachen auf $1800 und glaubt, in Bertha Hoffmann ein Mitglied einer großen und kühnen Schwindlerbande gefangen zu haben.

Gestrige Brände.

* In Alexander Butlers Backsteinscheuer, an der Ecke der West 40. und 18. Str., brach gestern ein Feuer aus, das einen Schaden von $300 anrichtete.

In der Küche der Clark'schen Wirthschaft, 139 Madison Str., brach heute früh 1 Uhr ein Feuer aus. Der Schaden hierbei rührt hauptsächlich von zerbrochenen Fensterscheiben her und beläuft sich auf ca. $200.

Kurz und Neu.

* Charles Becker, dessen Weib die unangenehme Gewohnheit hat, von Zeit zu Zeit mit Henry Escher, einem Wirth an der Milwaukee Ave., durchzugehen, verklagte gestern im Kreisgericht Escher um $10,000 Schadenersatz. Escher hat bereits einmal für dieselbe Sache $2500 an Becker bezahlen müssen, wie wir bereits früher berichteten.

* „Old Sam" Anderson, ein alter Bewohner der Vorstadt Riverside, wurde am Donnerstag Abend, als er sich stark angetrunken auf den Heimweg begab, von einem Eisenbahnzuge überfahren und sofort getödtet. Coroner Hertz wird einen Inquest abhalten.

* Auf morgen Nachmittag um 3 Uhr ist nach Peter Delps neuer Halle, No. 723 und 725 Ogden Ave., genannt „Ogden Hall", eine Versammlung von Bürgern der Südwestseite einberufen worden, zu dem Zweck, sich über die Gründung eines neuen Turnvereins zu besprechen.

* In der regelmäßigen Sitzung des Grant Clubs, welche heute Abend in 111 Honore Straße stattfinden wird, soll über folgende Resolution discutirt werden:

Beschlossen, daß es der Wille der Mitglieder des Grant Clubs ist, daß nur die englische Sprache in den öffentlichen Schulen dieser Stadt gelehrt werde, und daß dieselben empfehlen, keine öffentlichen Gelder anzuwenden, um irgend eine andere Sprache zu lehren.

* Stadtklerk Amberg interessirt sich für die Begnadigung von Franc. Lahodny, der vor zwei Jahren wegen Vergewaltigung eines jungen Mädchens auf 13 Jahre in das Zuchthaus geschickt wurde. Lahodny war ein wohlbekannter Zitherspieler, und Herr Amberg will gute Gründe für seine Begnadigung haben. Er hatte am letzten Donnerstag mit dem Gouverneur eine Berathung über den Gegenstand.

* Der gestrige Ball der Condukteure und Kutscher der Südseite Straßenbahn-Gesellschaft in Battery D gestaltete sich zu einem wirklichen Erfolge. Das Programm wies 22 Tänze auf und wurde bis zu Ende durchgeführt. Die Zahl der Anwesenden betrug wohl an die Tausend. Eine Ansprache des Präsidenten der Südseite Straßenbahn-Gesellschaft Holmes wurde mit donnerndem Applaus aufgenommen und war dies ein Beweis für die freundschaftlichen Beziehungen zwischen der Gesellschaft und ihren Angestellten.

* In dem Princeß Opera House, 558 W. Madison Str., wird am Sonntag, 8 Uhr Abends, Herr Henry D. Lloyd vom Stabe der hiesigen „Tribune" unter den Auspicien der „Secular Union" einen Vortrag über die Arbeiterbewegung halten. Der Eintritt dazu ist frei und am Schlusse der Vorlesung wird eine Diskussion stattfinden, an welcher sich Jedermann betheiligen kann. Die Pausen werden durch gute Musik ausgefüllt werden.

* Die demokratische Convention für Nominirung der Drainirungs-Commissäre wird am Samstag, den 30. November, stattfinden. Die Primärwahlen fallen auf den vorhergehenden Abend.

* Comptroller Onahan, der augenblicklich der katholischen Conferenz in Baltimore beiwohnt, wird am Montag zurückkehren.

Ein nachläßiger Pferdebahnkutscher.

Eine Adams Str. Car gerieth gestern Mittags 2 Uhr durch die Unachtsamkeit des Kutschers und Condukteurs in die größte Gefahr, in den Fluß zu stürzen und die Passagiere entgingen nur durch einen Zufall dem Tode. Die Brückenglocke hatte das Zeichen zur Oeffnung gegeben und die Brücke begann sich schon zu drehen, als eine volle Car schnell daher kam. Der Kutscher muß wohl das Warnungszeichen überhört haben und fuhr vorwärts. Als er die Gefahr merkte, in der er sich befand, besaß er glücklicherweise Geistesgegenwart genug, die Pferde anzutreiben, so daß er den Wagen noch auf die schon halb gedrehte Brücke bringen konnte. Ein Augenblick noch hätte genügt, um sämmtliche Passagiere vom Leben zum Tode zu befördern. Letztere waren aber auch nicht wenig erschrocken. Der Brückendreher Townsend hatte durch die Rufe des an der Brücke stationirten Polizisten Moore und das Aufschreien der weiblichen Passagiere aufmerksam gemacht, die Brücke wieder zurückgedreht, auf die Gefahr hin, daß das schnell sich nähernde Schiff mit der Brücke collidiren könne. Diesen beiden Braven ist es wohl zu verdanken, daß kein Menschenleben verloren gegangen ist, während man für den fahrlässigen Kutscher kaum eine Entschuldigung finden kann.

* Wie die „Daily News" wissen will, wird Bundesmarschall Marsh in Bälde Polizeichef werden. Herr Hubbard, der von Mayor Roche ernannte jetzige Chef, wird Capitän irgend eines Distrikts werden.

Der Sennefelder Liederkranz

giebt morgen Abend in der Turnhalle der Nordseite sein erstes diesjähriges Concert mit tüchtigen Solisten, einem großen gutgeschulten Chor und einem ausgezeichneten Orchester. Daß das Concert ein außergewöhnlicher Kunstgenuß sein werde, dafür bürgt erstens das wohlverdiente Renomee des Vereins und zweitens das herrliche Programm, welches wir allen Musikliebhabern auf's Wärmste empfehlen.

1. Ouvertüre zu: Der Freischütz ....Weber
2. Salamis großer Chor mit Solo und Orchester ....Gernsheim
3. O mio Fernando. Arie für Alt ....Donizetti
   Frl. F. Böhm.
4. Meine Muttersprache. Chor mit Soli. Engelsberg
5. The Pilgrim. Romanze für Tenor ....Adams
6. a. O Isis und Osiris. Chor mit Baß-Solo. Mozart
   b. Ensemble aus: Joseph in Egypten ....Mehul
7. Ouvertüre zu: Die Irrfahrt um's Glück ....Suppe
8. Sterne sind schweigende Siegel. Doppelquartett ....Liebe
9. Serenade für Horn und Flöte ....Titl
10. „Du bist mein All." Lied für Alt ....Bradsky
11. Pilgerchor aus: „Tannhäuser" ....Wagner

Solisten des Abends sind: Frl. Franciska Böhm und die Herren S. Heffermann, Greiner, Bruder und Schellenberger. Nach dem Concert findet ein Ball statt.

Deutscher Christlicher Verein Junger Männer.

Morgen Nachmittag um 3 Uhr findet in der St. Pauls Kirche, La Salle Ave. und Ohio Str., eine gemeinschaftliche Versammlung der deutschen protestantischen Gemeinden im Interesse junger Männer statt. Pastor R. R. John, Pastor F. A. Licht und Herr L. W. Messer, General-Sekretär der „Young Men's Christian Association" in Chicago, werden Ansprachen halten. Ein Chor junger Männer wird singen. Die Versammlung ist von dem Deutschen Christlichen Verein Junger Männer arrangirt worden und sind Alle, die sich für die Sache interessiren, eingeladen, der Versammlung beizuwohnen.

Scheidungsklagen.

Folgende neue Scheidungen wurden gestern eingereicht: Lucinda Trudelle gegen Frank N. Trudelle, wegen Ehebruchs; Annie Wilkins gegen Walter C. Wilkins, wegen grausamer Behandlung und Margareth A. Marselles gegen Simeon B. Marselles, wegen Trunksucht und grausamer Behandlung.

Bauerlaubnißscheine

wurden gestern an folgende Personen ausgestellt: J. Ellingsen, für ein zweistöck. Wohnhaus, No. 210 Humboldt Str., veranschlagt auf $1100; Lazarus Silvermann, fünfstöck. Waarenhaus, No. 148—156 Pacific Ave., $25,000; Chas. Brady, zweistöck. Wohnhaus und Laden, No. 1303 16. Str., $4000; Everett & Post, einstöck. Waarenhaus, No. 13 Illinois Str., $1500; B. F. McConnell, 4 dreistöck. Wohnhäuser, No. 518—524 Orchard Str., $12,000.

Heiraths-Licenzen.

Die folgenden Heiraths-Licenzen wurden in der Office des County-Clerks ausgestellt:

Chas. Ellermann, Susie Schuller.
Otto Hubner, Bertha Kerbs.
Arnold Klinkers, Bertha Lipphart.
Edward Schwarz, Augusta Fossow.
Henry Wundhenke, Engel Hamker.
Hermann Gruhn, Mary Engelking.
Peter C. Stadler, Lizzie Long.
Alfred Hansen, Agnes A. Hedner.
Christian Hansen, Katie Weiß.
Franz Schäfers, Bertha Schmidt.
Frank Ling, Margaret Christiansen.

Todesfälle.

Im Nachstehenden veröffentlichen wir die Liste der Deutschen, über deren Tod dem Gesundheitsamte zwischen gestern und heute Mittag Nachricht zuging:

John Kurz, Kinder-Asyl, 11 M.
Barbara Scholz, Cleveland Ave., 31 J.
Theodor Keil, 241 N. May Str., 3 M.
Helene Schneider, Ecke Basil und Wabansia Ave., 5 J. 3 M.
Wilh. Dewald, 274 Clybourn Ave., 36 J. 2 T.
Gottfried Schröder, 16 Nutt Str., 41 J. 5 M.
Franz Pettelkon, 616 W. 19. Str., 8 J.
Elisabeth Schießer, 5040 Butterfield Str., 41 J. 6 M.
Joseph Feulner, 458 S. Clark Str., 4 J. 5 M.
Sophie Schmidt, 53 Krüger Str., 70 J.
Wilhelm Kätke, 491 N. Clark Str., 59 J.
Fritz Schwieger, 701 Center Ave., 21 J.
Lillie Parius, 646 43. Str., 4 J. 14 T.
Wilhelmine Runge, 601 Milwaukee Ave., 50 J.
Marie Schmidt, 662 W. Ohio Str., 71 J.
Hermann Bluhm, 387 S. Paulina Str.

Abstracts.

Nach Anzahlung von Handgeld und vor dem Ankauf von Land oder Heimath soll jeder Käufer alle Abstracts bei Otto Pelzer, No. 85 Washington Str., nachsehen lassen und so aller Gefahr entgehen. [illegible]

Jetzt ist die Zeit zu kaufen!

Grundeigenthum

— in —

Englewood Heights

und

FRANK N. GAGE'S ADDITION.

Aufenthalt ist gefährlich.

Man lese Folgendes aus der „Chicago Mail" vom 14. Nov. '89:

Auffälliges Steigen des Preises von Acre Grundeigenthum auf der Süd-Westseite.

„Der Boom in Grundeigenthum auf der Südwestseite der Stadt, zuerst von der „Mail" etwa vor zwei Wochen erwähnt, hat nun großartige Dimensionen angenommen. Eine solche Steigerung im Werthe als wie jetzt täglich vorkommen, war bis heute unbekannt in Chicago. Es ist nun bestimmt, daß vier große Fabriken, worunter eine von Andrew Carnegie & Co., von Pittsburg, auf dem kürzlich gekauften Sherman Tract gebaut werden, und zwar schon im kommenden Frühjahr eine riesige Gießerei. Man will ein zweites Pullman daselbst errichten, dessen Centrum die großen Fabriken und Eisengießereien sein werden. Seit Montag sind 4 große Uebertragungen von Eigenthum daselbst vorgekommen.

Ich erwarte dort die größte Anzahl Lots in diesem und im nächsten Monat zu verkaufen. Käufer werden gewiß ihr Anlagekapital bis zum nächsten Jahre verdoppeln.

Holt Pläne, sowie Billeten für Euch und Eure Freunde zur nächsten Sonntag-Excursion.

L. Franklin,
202 & 204 La Salle St.

Wöchentliche Briefliste.

Samstag, 16. November.

441 Abeles Leopold	606 Nasse John
442 Abrams Jacob	608 Naumann Bruno
443 Ahlberg E G	609 Naumann Ad
444 Albrecht Aug	610 Nanur Chas F
445 Appel Wilhelm	613 Neaiin Nam F
446 Arendt Jacob	614 Nebel Geo H
447 Arnheiler Christ	615 Nebel Henry
448 Auguste Cap	616 Neff John H
450 Bachmann (2B) Albin	617 Neidhardt Chas P
451 Bader Louis	618 Neis Job
452 Bachme Louis	620 Neitzen Ferd
453 Bardy Christian	621 Pethat Aud
454 Baßler Christopher	622 Nelo John
455 Baum George	623 Neuminger John E
456 Baumfleck Abram	624 Neß Chas
457 Baumgarten Robt	625 Nettih Henry
458 Baur Joseph	626 Nettler Theo
459 Becker Jacob	627 Neuhauser Louis
460 Beierle Franz	628 Neulang Fred
461 Benedict John	629 Neuranter Seb
462 Beresowsky Moses	630 Neust Fred
463 Berger George	631 Neven Nap
464 Birsch Frank	635 Neymeyer Herm
465 Bloom J	637 Nieland John
466 Bohnle Joh	638 Nieman John
467 Bok Leopold	639 Nienaber Theod
468 Bomem Jacob	640 Nieman Jos
469 Borchardt B	641 Nierendorf Bapt J
470 Boy Charles	643 Nitz Anth
471 Breith Hermann	644 Niggemeyer J J
472 Braum Henry	645 Norling Job
473 Brenner George	647 Noveck Jos
474 Brill Abraham	648 Noveck Louis
475 Brux Paul	650 Nutter Herm
476 Bruse Hermann	651 Nybae Cha
477 Bubel Johann	652 Nydohl Marti.
478 Buckowsky Harris	653 Nyman John
479 Cabus Anna	654 Odenthal Otto
480 Censky Charles	656 Olker Geo
481 Clemens Rachael	657 Olsen Emil
483 Conheim Abe	658 Oppenheimer Simon
484 Conrad Fritz	660 Ort Fritz
485 Daus Max	661 Ort George
486 Deckert Fred	662 Ortmeyer And
487 Dittrich Otto	663 Ortmeyer Geo
488 Dortsch Joseph	664 Ortweiß Henry E
489 Drebes Mary	665 Otto Hellmith
491 Eck S P	666 Ottomann Herm
492 Ehlert John	667 Olzen Chas
493 Enger Martimas	668 Oxman Edw
494 Eppinger Charles	669 Pagar Frank
495 Fischer Gust	670 Hagel Albert
496 Fischer Jacob	673 Halka Frank
497 Fischer Louis	674 Palm Axel
498 Flaskamp Ferdinand	675 Potthert H L
499 Fleischmann Wilhelm	678 Peroncka Thomas
500 Flendt Fred	679 Pfiffer Gust
501 Franke Gustav	681 Piela John
502 Frank Wm	682 Pieser Marcus
503 Franthen Mary	684 Pinan Emil
504 Frisch Adolph	685 Pinhaff Wm
505 Fritz John	687 Platz Wm
506 Fudkel Reinhard	688 Pletzh Chas
507 Gelder David	691 Pokert F
508 Gelder John	692 Pollentzki Herman
509 Gendler Isaak	693 Polson John
511 Goecker Julius	694 Pommer Moses
512 Goede Emil	695 Pontius Jos D
513 Goetz Henry	696 Popelke Jos
514 Goldfin L	697 Popp Jos
516 Grawe Julia Frau	698 Portner A S
518 Grieger Julius	701 Prenno Fr L
519 Groh John	702 Pressed Aug
520 Gude Hans	703 Pretzill Jos
521 Guetschow Louis	704 Priest F M
522 Gulman H	705 Priest Tobias
523 Gutschow John	706 Prietz Aug
524 Hausler Felix	707 Prindle Chas
525 Heldt Otto	708 Prindle R R
526 Hermann Dagobert	709 Proklin Herman
527 Hilger Rudolph	710 Prosser Wm R
528 Hirsch Conrad	711 Proech Jos
529 Hoft John	712 Puttbrese F
530 Huber G	717 Ramen Alex
531 Huber Joseph	718 Rauch Frederick
532 Hufnagel Marie Frl	719 Ratf Paulina Frau
533 Hubeke Aug	720 Reichardt Max
534 Jablonska Magdalena	721 Reunnuter John P
535 Jagdmann Carl F	722 Reusse Chas
536 Jansen Andreas	723 Riger O
537 Jansen Johannes	724 Retter John
538 Jelinck Jan	725 Roder Katharina
542 Kahl J O	726 Roehr Frank
543 Kainz George	727 Rosenberg Louis
544 Kalata Joseph	728 Roth Max
545 Kampel Hermann	729 Rosin Mr
546 Kaspar Joseph	730 Ruchl P W
547 Kastel Alois	731 Ruhne Moerch
549 Kenner Wilh	732 Rupord A J
550 Kestel J	733 Rupp Maria
551 Kirsch Louis	734 Russow S
552 Klau Konrad	735 Stagehorn Herman
553 Kiebenow Holzman	736 Saser Joseph
554 Kleiran Wilhelm	737 Schaper Marie
555 Klink Gottlieb	738 Scheuch Emma
556 Klonowsky Joseph	739 Scheuer Johanna
557 Kloß Gustav	740 Schlick August
559 Koerner G	741 Schlosser Robert
560 Kohler Ladislav	742 Schmidt August
561 Koß Charles	743 Schnabl Albert
562 Krejzk L J	744 Scholz Eva Miß
563 Kurz Mathias	745 Schröder Minna
564 Lambrecht W	746 Schug Wilhelm
565 Langenbeck F A	747 Schulz Albert
566 Lange Ludwig	748 Schulz Gustav
567 Langer M Frau	749 Schumacher H Frl
568 Larch Emil	750 Seifert Paul
569 Levy Wenzel	752 Schultz B
570 Lichtenstern Jacob	753 Siebert Max
571 Lipsohn Max	757 Sole Anant
572 Lobe Jan	759 Solan Chas
573 Loheit (2B) Karl H F	760 Sommer Geo
574 Loos Rudolph	761 Sommer J
575 Löwenstein Joseph	763 Stein B
576 Mackowiak Katarzyna	765 Stiels Wilhelm
577 Mahla Dr F	764 Sticker Barney
578 Mohr Frank	768 Strandberg Peter
579 Mannheimer Max	769 Staub Lenchen
580 Marx Isaac	770 Straumann Jacques
581 Maurer Charles	774 Tankoke Herman
582 Mecklenburg John	775 Thakenwald Wm
583 Meilinger Joseph	776 Thieman Catherine
584 Meißner Robt F	777 Tickotchinsky Hyman
585 Menzel John	778 Tike Lucy Frl
586 Meserth Edward	779 Toeppel Chas
587 Meyer Frederick	781 Trost Eduard
588 Milbradt Emilie Frl	782 Vatties Magie
589 Miller Wm	783 Vaupel Anna
590 Monich Kate Frl	785 Vede Reida
591 Mowitz Max	786 Voß Louise Frl
592 Müller Charles	787 Waldner Martin
593 Muhlum Joseph	788 Warnecker John
594 Muller James E	789 Weger Aug
595 Muller John	790 Werner Elisabeth
596 Muller Mies	791 Westerburg Dr
599 Nachtigall August	793 Wichman Hy
600 Nagel Friedrich	794 Wilkens Johann
601 Nagel Wm	795 Wittekind Rud
602 Nahnzo Wm	796 Wolfer Herris
604 Rauch Wm	797 Zamssen G

Zwei wunderbare Kuren.

Der eine leidet an Kopf-, der andere an Magencatarrh.

Beide begeben sich in die Behandlung des Dr. J. G. Carroll und werden kurirt.

„Ich befinde mich ausgezeichnet, sagte Herr Fred. Reitter zu einem ihn vor einigen Tagen aufsuchenden Reporter.

Herr Reitter, der No. 76 Madison Str. beschäftigt ist sagte in Bezug auf seine Krankheit folgendes:

„Ich habe

„12 Jahre an Catarrh gelitten.

„Die Schmerzen in meinem Kopfe und über meinen Augen waren fürchterlich. Meine Nase war fortwährend verstopft und ich war gezwungen, immer durch den Mund zu athmen.

„Meine Kehle war entzündet und hatte ich fortgesetzt starken Schleimausfluß aus dem Kopfe in die Kehle was im Bette des Nachts so arg wurde, daß es mich beinahe erstickte, während ich des Tages über immerfort mich räusperte, hustete und ausspuckte.

Fred. Reitter.

„Ich konnte nicht schlafen, wühlte im Bett herum und wenn die Zeit zum Aufstehen herankam, war ich müder wie vor dem Zubettegehen.

„Mein Appetit war sehr schlecht. Manche Tage konnte ich nicht genug zu essen bekommen, an andern wieder mochte ich keine Speisen sehen. Nach den Mahlzeiten hatte ich ein Gefühl, als wenn mein Magen aufgeblasen wäre und mußte ich fortwährend aufstoßen.

„Schon kurze Zeit nachdem ich angefangen hatte, Dr. Carrolls Medicinen zu nehmen und überhaupt mich von ihm behandeln zu lassen, verspürte ich eine Besserung und jetzt, wie schon vorher gesagt:

„Befinde ich mich ausgezeichnet.

„Ich habe keine Kopfschmerzen mehr. Meine Nase ist klar und athme ich ohne Schwierigkeit durch dieselbe. Meine Kehle ist nicht mehr entzündet und der Schleimausfluß aus dem Kopf in die Kehle hat gänzlich aufgehört.

„Mein Appetit ist vorzüglich und habe ich jetzt einen gesunden Schlaf. Kurzum, ich befinde mich jetzt um 100 Prozent besser als vor dem ersten Besuch bei Dr. Carroll und ich bin ihm sehr dankbar für das, was er an mir gethan hat und habe ich guten Grund zu glauben, daß er mich für immer kurirt hat.

Herrn Wm. Morgans Aussagen.

Herr Wm. Morgan, den der Berichterstatter dann aufsuchte, ist Kutscher in No. 2636 Prairie Ave

Herr Morgan sagte Folgendes: „Ich habe

„5 Jahre an Unverdaulichkeit (Dyspepsia) gelitten.

„Ich hatte fortwährend Schmerzen in meiner Brust und ganz besonders in meiner Herzgegend, so daß ich glaubte, ich sei mit einem Herzübel behaftet.

„Mein Magen war sehr schwach und ich hatte fast gar keinen Appetit. Ich konnte keine Speisen vertragen und hatte nach jeder Mahlzeit ein Gefühl des Aufgeblasenseins. Es schienen sich Gase in meinem Magen zu bilden und mußte ich fortwährend aufstoßen.

„Ich consultirte verschiedene Doctoren, fand aber keine Abhülfe. Es schien, als wenn dieselben nicht wüßten, wo meine Krankheit anzugreifen wäre und jeder war anderer Meinung darüber. Ich hatte schon viel Geld ausgegeben und hatte schon allen Muth verloren.

„Ich las in einer der täglichen Zeitungen die Aussagen eines Herrn, der durch den Dr. J. G. Carroll kurirt worden war, und da sein Leiden dem meinigen vollständig glich, so beschloß ich, den Doktor aufzusuchen und mich in seine Behandlung zu geben, und

„jetzt bin ich kurirt.

„Mein Befinden besserte sich schon nach dem ersten Besuche und nach kurzer Zeit war ich so gesund wie je zuvor in meinem Leben.

„Ich habe das Gefühl des Druckes in meinem Magen verloren. Mein Appetit ist ausgezeichnet und die Schmerzen in meiner Brust sind ganz verschwunden.

„Im letzten März hörte ich auf des Doktors Medicinen zu nehmen und bin seitdem von allen Schmerzen befreit und bereitet es mir eine Genugthuung, mein Zeugniß den anderen, die durch Dr. Carroll kurirt wurden, beizufügen. Ich bin ihm von Herzen dankbar für das, was er an mir gethan hat.

Dr. J. G. CARROLL

No. 96 State Str., Chicago,

Nordwest-Ecke State und Washington Str., (gegenüber Marshall Field.)

Office: Zimmer No. 304, 306 und 308.

Officestunden: 9—12 Uhr Morgens, 2—4 Uhr Nachmittags, 7—8:30 Abends. Sonntags von 9 Uhr Morgens bis 1 Uhr Nachmittags.

Chronische Krankheiten mit Erfolg behandelt.

Spezialitäten: Ohren-, Hals- und Lungenleiden. (Schwindsucht, Asthma und Bronchitis), Rheumatismus, Dyspepsia und alle Krankheiten des Magens, Leber und Nieren.

Dr. Carroll kurirt Catarrh.

Consultation in der Office oder per Post $1.

Correspondenz angestrebt, aber kein Brief beantwortet ohne daß 4 Cents in Postmarken beigelegt werden.

Zu verkaufen

— durch —

ERNST STOCK,

374 Ost Division Straße.

Ein gut gehendes Delicatessen-, Brod- und Zuckerwaaren-Geschäft an der Nordseite billig zu verkaufen. Billige Miethe. Seltener Gelegenheits-Kauf.

Näheres bei 16n1m

ERNST STOCK, 374 Division St.

CHAS. S. WEAVER,
Advokat und Notar,
OPERA HOUSE BUILDING, 2n2m7
Ecke Washington & Clark St., Zimmer 619.
Grundeigenthums-Titel geprüft.

Großartiger

Oelbeheizer

Erwärmt ein großes Zimmer mit einem Kostenaufwand von ½ Cents die Stunde.

Kein Rauch, kein Geruch.

Wenn unbefriedigend, wird das Geld zurückgegeben.

Circulare frei.

PREIS $12.

ISBELL & WILCOX
[illegible]

An die Leser.

Wegen ihrer riesigen Verbreitung wird die „Abendpost" auch von der hiesigen Geschäftswelt immer mehr geschätzt. Der Anzeigenkreis erweitert sich mit jedem Tage. Um aber den Lesestoff nicht zu verkürzen, werden wir vom nächsten Montag an das Blatt **in bedeutend vergrößertem Format** erscheinen lassen. Der Preis bleibt unverändert. Wohlfeil und gediegen, ist nach wie vor unser Wahlspruch.

Die Herausgeber.

Kurz und Neu.

* Die Bürgschaft des neugewählten Recorders Stephens im Betrage von $40,000, unterzeichnet von John M. Smyth und E. G. Keith, wurde gestern hinterlegt. Herr Stephens wird sein Amt am Mittwoch, den 20. November, antreten. Seine Resignation als Verwalter des County-Hospitals wird Montag erfolgen.

* Der Polizist Henry C. Scott von der Warren Ave. Station sprang an der Ogden und Western Ave. von einem Eisenbahnzuge. Er fiel dabei und sein rechter Arm gerieth unter die Räder. Eine Amputation des verletzten Gliedes ist unausbleiblich.

* Der Soziale Arbeiter-Verein der Westseite hält heute Abend in der Arbeiterhalle seinen 28. Jahresball ab. In Anbetracht des Umstandes, daß der Ertrag des Balles zum Gunsten der Krankenkasse bestimmt ist, ist auf eine rege Betheiligung zu hoffen.

* In dem Hause von Augustus Byron, 2909 Michigan Ave., machten am Montag Einbrecher eine Beute von Diamanten im Werthe von $600.

Jacob Maul, Photograph, 439 Milwaukee Avenue. Erste Klasse Arbeit. 7n24w2

Die Hypotheken-Abtheilung
der deutschen Advokatur von **Rubens & Mott**, Zimmer 49—53 No. 163 Randolph Str. (Metropolitan Block), verleiht Geld in beliebigen Beträgen auf bebautes Grundeigenthum zu niedrigen Zinsen und unter den günstigsten Bedingungen. 18o,3m,8
Erste Hypotheken stets zum Verkauf vorräthig.

Amerikanische
Fettvieh-, Geflügel- u. Milcherei-Ausstellung
—im—
Ausstellungs-Gebäude,
vom 12. bis 21. Novbr.
Anziehende Unterhaltung jeden Nachmittag und Abend.
Größte Schaustellung auf Erden.
Allgemeiner Eintritt: Erwachsene 50 Cents, Kinder 25 Cents. 1-21n4

Zu verkaufen
— bei —
Fricke Bros & Co.
Zimmer 16, Metropolitan Block,
162 Randolph Str., Ecke Sa Lalle,
Telephon 2585.

Lot an Clybourn Ave., nahe Center	$ 1,200
50 Fuß an Racine Ave., nahe Center	2,600
Ecke an Seminary Ave., 80x118 Fuß	2,600
50 Fuß m. 2 Geschäftshäusern an FullertonAve.	11,000
Stöckiges Brickhaus an Lincoln Ave., nahe Fullerton, arrangirt in zwei Flats	6,500

Ackerstücke zum Auslegen in Lots in Hyde Park, Evanston und Wilmette, dicht bei Eisenbahnen und der neuen Sheridan Road.
Geld zu verleihen zum niedrigsten Zinsfuße.

Werkzeuge
Eine große Auswahl v. Werkzeugen für Zimmerleute, Tischler, Drechsler, Schnitzer, Farmer, Schiefer-, Stein- u. Terra Cotta-Arbeiter, Flügelbauer, Maschinisten u. Küfer. Laubsägen, Holz, Muster &c. Tischlerbänke u. Schrauben, Klammern &c.
2n4j4 S. DESCHAUER, 334 Blue Island Ave.

121 MONROE 121
2 Thüren östlich von Clark Str.
Etablirt sieben Jahre. Keine Verbindung mit irgend einem anderen Hause.

Winter-
Mit seiner Kälte hat sein Erscheinen gemacht, welches eine leise Ermahnung an Diejenigen ist, welche ihre Gesundheit erhalten wollen, daß sie die Thatsache nicht

Ueber-
sehen sollten und sich dem Winter entsprechend zum Wohle ihrer Gesundheit kleiden sollten, und nichts ist zweckentsprechender an diesen kühlen Morgen und Abenden als ein mittelschwerer Ueber-

Zieher
Wir haben von unseren auswärtigen Agenten eine große Menge erhalten, in allen Farben und Qualitäten, in Muster und Farbe passend

Für
die Tausende von Bargain-Haschern, und von den besten Kunden-Schneidern im Land, welche dieselben lieber unter der Hälfte der bestellten Original-Preise losschlagen, als daß sie dieselben in ihren Geschäften herumhängen lassen. Dadurch sind wir in den Stand gesetzt, ein Kleidungsstück zu verkaufen für

$10.00,

und aufwärts bis $20.00, welches auf Bestellung für $20.00 bis $50.00 angefertigt wurde. Vergeßt nicht, daß wir ausschließlich in „Mißfits" handeln, und daß Ihr, trotzdem sie der für sie bestimmten Person nicht paßten, dennoch unter der Menge derselben zweifellos eins finden werdet, welches Euch anpaßt. Bedenkt auch, daß wir seit 7 Jahren etablirt sind in No. 121 Ost-Monroe Str. und mit keinem anderen Hause in Verbindung stehen.

Unsere reguläre Preisliste.

Anzüge.

$25.00 auf Bestellung gemachte Anzüge für	$12.00
$30.00 auf Bestellung gemachte Anzüge für	15.00
$40.00 auf Bestellung gemachte Anzüge für	20.00
$50.00 auf Bestellung gemachte Anzüge für	25.00
$60.00 auf Bestellung gemachte Anzüge für	30.00
$70.00 auf Bestellung gemachte Anzüge für	35.00

Herbst-Ueberröcke.

$20.00 auf Bestellung gemachte Ueberröcke für	$10.00
$25.00 auf Bestellung gemachte Ueberröcke für	12.00
$30.00 auf Bestellung gemachte Ueberröcke für	15.00
$40.00 auf Bestellung gemachte Ueberröcke für	20.00
$50.00 auf Bestellung gemachte Ueberröcke für	25.00
$60.00 auf Bestellung gemachte Ueberröcke für	30.00

Alle Aenderungen, um ein besseres Passen zu erzielen, werden unentgeltlich gemacht.
Abends offen bis 9 Uhr. Samstags bis 11. 4

Misfit Clothing Parlors
121 MONROE

Deutsches Theater in McVicker's
Direktion.......Richard, Welb und Wachsner.
Geschäftsführer..............Siegmund Selig.
Sonntag, den 17. November 1889:
KYRITZ-PYRITZ.
Posse mit Gesang in 5 Bildern von Wilken und Justinus, Musik von Michaelis. f,s,3
☞ Sitze sind in McVickers zu haben.

Aurora Turnhalle.
Sonntag, den 17. Nov. Der große Lacherfolg
Spottvögel.
12 neue Gesangsnummern. do,f,s2

Columbia Halle.
Ecke 48. und Paulina Str.
Direktion..................Jean Wormser
Sonntag, den 17. November 1889:
Die Räuber.
Schauspiel von Friedrich v. Schiller in 5 Akten.
Regie: Carl Alvin. do,s2

☞ **Vorläufige Anzeige.**
WENDELS OPERN-HAUS.
1496—1506 Milwaukee Ave.
Sonntag, den 24. November 1889:
Auftreten von Jean Wormsers Gesellschaft.
Der Rattenfänger v. Hameln.

Plattdütsche Gilde Eekenlwieg
No. 2, vun de Ver. Staaten vun N. A.
Mitglieder un Fründe to Nahricht, dat de erste **geistig-gemüthliche Versammlung** an Sönnabend den 23. November 1889, Abends 8 Uhr in de Gilde Hall bi Ed. Pauch, 663 Blue Island Ave., stattfinnen ward, woto en jeden fründlichst inladen is, daran Deel to nehmen.
sfr6 Dat Comite.

Sennefelder Liederkranz.
Großes Vocal- und Instrumental-
Concert und Ball
— in der —
Nordseite Turnhalle,
Sonntag, den 17. November 1889, Abends 8 Uhr.
☞ Ausgezeichnete Solisten, großer Chor u. Orchester.
Eintritt 50 Cents. 9u16n6

Erster Jahres-Ball
— der —
GARFIELD LOGE, No., 150 I. O. M. A.,
abgehalten in Freibergs Halle, 180 22. Straße.
Samstag, den 16. November, 1889.
Tickets: 50 Cents. fr,s,3
Damen in Herrenbegleitung frei.

THEATER-VORSTELLUNG und BALL
veranstaltet vom
Vergnügungsverein 'Harmonie'
in der Rochester Halle, 220-224 W. 12. Str., am Samstag, den 16. November.
Anfang 8 Uhr Abends. Eintritt 25 Cents. f,s3

28. Jahresball
der
Krankenkasse des Sozialen Arbeitervereins der Westseite ss2
am Samstag, d. 16. Nov. 1889,
in der Arbeiter-Halle, Abends 8 Uhr.
Tickets 50c. Supper extra.

11. Großer Jahres-Ball,
arrangirt von der
Garden City Loge No. 1163,
K. of H.,
in der Aurora Turn-Halle,
Ecke Milwaukee Ave. und W. Huron Str.,
Samstag Abend, den 16. Novbr.
Tickets: 25 Cts. die Person. bmdsf7

Verschiedenes.

Die feinsten deutschen Filzschuhe und Pantoffel fabricirt und hält vorräthig Albert Zimmermann, 226 Clybourn Ave. 16n2

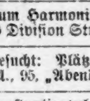
Richard Wunderlich, Fabrikant von Messinginstrumenten, Importeur von musikalischen Instrumenten aller Art. 276 Blue Island Ave. 2n9j4

Zum Harmonika-Spielen empfiehlt sich Parchmann. 3510 Division Str. 3

Gesucht: Plätze, um Oefen in Stand zu halten. A. A., 95, „Abendpost". 7

Constantinopel, 198 Clybourn Ave. 4

Aufgepaßt, Lake View und Nordseite— $20—$00 zu verleihen auf Möbel, Pianos, Pferde, Wagen und allen Arten von Einrichtungen &c. und aller Art persönliches Eigenthum: Raten niedrig: kein Aufenthalt; 1—12 Monate Zeit. Eigenthum nicht fortgenommen. Zurückzahlungen nach Belieben; ehrliche Behandlung; im Falle Ihr Anleihen von anderen Leuten habt nehmen wir sie auf und erneuern sie. Lake View Loan Co., 631 Lincoln Ave. und 891 Clybourn Ave., nahe Fullerton. 16no,3m,8


Zu verkaufen: Canarien Voegel und feine sorten Tauben 555 N. Western Ave. Billig.

Piano, Orgeln &c.

Julius Bauer & Co. offeriren für die nächsten Tage besondere
Bargains in Pianos!
Neue Upright-Pianos, völlig garantirt für $200.
☞ Eine Anzahl selbstspielender Orgeln,—Orchestrones zum Kosten-Preise.
Julius Bauer & Co., 156—158 Wabasch Avenue. no16,1w3

A. H. Rintelmann & Co.,
offeriren für nächste Woche speziell **neue Cabinet Grand Pianos zu $190.** Schöne Zimmerorgeln sehr billig. Gebrauchte Pianos gut im Stand $50 aufwärts. **145 und 147 Wabash Ave.** 15n,1w3

W. W. SIMPSON,
Neuer Piano und Zimmerorgel-Laden, 384 Milwaukee Av. Man kann dort ein Piano gegen Baar oder monatliche Abzahlungen zum denkbar niedrigsten Preise kaufen. Geringe Geschäftsunkosten. Zwanzig Procent bei jedem Einkauf gespart. 24o,24t,8
W. W. Simpson.

Ein elegantes, beinahe noch neues Upright-Piano Umstände halber sehr billig bei A. Groß, 506 Wells Str., eine Treppe hoch. 3

Nur $135 für ein gutes 7 Octaven-Upright-Piano mit Stuhl und Decke. Nachzufragen 110 W. Division Str. 3

Nur $50 baar für ein gutes Piano bei J. B. Eliot, Piano-Stimmer, 89 Schiller Str., nahe Sedgwick. mi,s,3

Der Wasser-Doktor
(Dr. Graham)
behandelte, wie bekannt, seit den letzten 15 Jahren mit größtem Erfolg alle die hartnäckigen, hoffnungslosen, veralteten und langjährigen Krankheiten und Leiden beiderlei Geschlechts durch die in Deutschland, sowie hier so bewährte Methode von Untersuchung des Wassers. (Urins).
Sichere Hilfe und glückliche Wiederherstellung garantirt in Lungen-, Leber-, Nieren- und Unterleibs-Leiden; Nervenleiden und Frauen-Krankheiten, Schneiden und Brennen, Drängen nach Unten und allen chronischen und Privatleiden beiderlei Geschlechtes durch den Gebrauch von seinen
Sieben Lieblings-Medikamenten
in denjenigen Krankheiten, wozu sie geeignet und für deren gründliche Kur sie bestimmt sind.
☞ Tausende hiesiger Familien bestätigen mit Danksagungs-Zeugnissen die wunderbare Heilkraft seiner von ihm persönlich zubereiteten Heilmitteln, und die fast erstaunlichen Kuren, die erreicht wurden, nachdem alle Anderen fehlschlugen.
☞ Diese Lieblings-Medikamente kuriren nur solche Krankheiten, wofür sie einzeln empfohlen sind, und sind allein zu haben, in der
Office: 363 S. State Str.
eine Treppe hoch.
Chicago, Jll.

Kleine Anzeigen.

Kleine „Verlangt"- und „Gesucht"-Anzeigen, deren Raum 2 bis 3 Zeilen nicht übersteigt, nimmt die „Abendpost" bis auf Weiteres einmal unentgeltlich auf.

Verlangt: Männer und Knaben.

Verlangt: Ein thätiger Agent für außerhalb. „Abendpost". bw7

Verlangt: Boarders in gutem deutschen Hause. Barbara Jaekel, 472 S. Halsted Str. doss2

Verlangt: Kostgänger. 130 Ohio-, nahe Wells Str. Deutsche Kost, warme Zimmer, 4 Dollars. 12n1w7

Verlangt: Ein Schlosser. Nick Wagner, 31. Str. und Parnell Ave. 4

Verlangt: Zwei junge Leute in Kost und Wohnung. $15 den Monat. 2839 South Park Ave. f,m4

Verlangt: Tüchtige, zuverlässige Zeitungs-Agenten für die Stadt. Nur wirklich brauchbare Leute mögen vorsprechen im City-Departement „Deutsche Warte". 84 und 86 La Salle Str. 12n1w7

Verlangt: Gute Leute um Kalender zu verkaufen, höchster Rabatt. 76 5. Ave. Room 1. 10o,3m8

Verlangt: Frauen und Mädchen.

Verlangt: Eine ältliche Frau für leichte Hausarbeit und Kinder aufzupassen. 2706 Emerald Ave. fm7

Verlangt: Ein deutsches Mädchen. 368 W. Zwölfte Str. 7

Verlangt: Ein starkes deutsches Mädchen. 857 Harrison Str. smo7

Verlangt: Erfahrene Maschinen-Näherinnen an Hosen. 59 George Str., nahe Ecke N. Carpenter Str. 7

Verlangt: Ein Mädchen für allgemeine Hausarbeit in kleiner Familie. Wagelaar, 473 Sedgwick Str. 7

Verlangt: Ein Mädchen welches zu Hause schlafen kann; $2 die Woche. 226 Clybourn Ave. 4

Verlangt: Eine alleinstehende Frau für leichte Hausarbeit zu zwei Leuten; gutes Heim. 14 Larrabee Str. f,m4

Verlangt: Ein Mädchen für allgemeine Hausarbeit in einer kleinen Familie. Wagelaar, 473 Sedgwick Str.

Verlangt: 6 Maschinen-Mädchen an Hosen. 642 N. Lincoln Str., nahe Milwaukee Ave. 4

Verlangt: Maschinen-Mädchen an Kniehosen 70 North Ave., Ecke Sheffield. f,s,mo3

Verlangt: Ein nettes deutsches Mädchen in einer kleinen Familie. Sonntag Vormittag vorzusprechen. 1824 Albine Str., nahe Evanston Ave. doss2

Verlangt: 100 gute Mädchen für Hotels, Privatfamilien und Boardinghäuser. — Herrschaften, welche Hülfe brauchen, ersuche ich gefälligst vorzusprechen. Frau E. V. Alvensleben, 452 Milwaukee Ave., nahe W. Chicago Ave. 4no,24t,8

Stellungen suchen: Männer.

Gesucht: Ein tüchtiger Pianist wünscht Abends Beschäftigung. Näheres 297 North Ave., oben. 16n1w4

Gesucht: Ein thätiger Mann sucht eine gute Zeitungsroute bis zu 400 Kunden auf der Nord- oder Westseite zu kaufen. Offerten unter H. K., „Abendpost." bw6

Stellungen suchen: Frauen.

Gesucht: Ein deutsches Mädchen in gesetzten Jahren sucht Stellung als Wirthschafterin. Zu erfragen Nord Paulina Str. 526, 1. Treppe. 4

Gesucht: Stellen, Kranken aufzuwarten und Wäsche außer dem Hause zu waschen. 180 Clybourn Ave. 4

Gesucht: Kunden für Wäsche waschen und bügeln zu lassen. 213 Clybourn Ave. 4

Gesucht: Erfahrene Kleidermacherin empfiehlt sich. 547 Sedgewick Str. f,s,3

Gesucht: Eine Frau sucht Stellen außer dem Hause zum Waschen. Nachzufragen 3047 Main Str. 11n1w6

Kauf- und Verkaufs-Angebote.

Verkaufs- und Vermiethsanzeigen, „Verloren", „Gefunden" und ähnliche Annoncen, kosten 1 Cent das Wort.

Zu verkaufen: Eine gute Zeitungsroute im Town of Lake, billig. Näheres in der Office der „Abendpost." smo6

Zu verkaufen: Drei weiße Seiden-Pudel. Basement hinten, 132 Larrabee Str. 4

Zu verkaufen: Bargains in Grundstücken an Forrest, Maplewood, Elston, Hoffmann und Franklin Ave., nur einen Block vom Maplewood Depot. Zahlungen zur Zufriedenheit. Powell Bros., 1603 Milwaukee Ave. 4

Zu verkaufen: 1619 Elston Ave., Ecke Maplewood Ave., ein neuer Laden mit 6 Zimmern in der zweiten Etage und einem Stall. Falls diese Woche verkauft, werden wir dem Käufer eine bedeutende Reduction machen. Zahlungen nach Belieben. Powell Bros., 1603 Milwaukee Ave. 4

Zu verkaufen: No. 1322 Maplewood Ave. eine neue Cottage von 4 Zimmern, nur einen Block vom Maplewood Depot. — Kommt und seht es an. — Sehr billig bei sofortigem Kauf. Zahlungen nach Belieben. Powell Bros., 1603 Milwaukee Ave. 4

Zu verkaufen: Zwei Betten mit besten Sprungfedermatratzen. 3814 Dashiel Str. f,m4

Zu verkaufen: Für $18 ein noch gutes Pferd zu verkaufen. 1056 W. 21. Str. fr,s,3

Zu verkaufen: Asch- und Abfall-Boxen zu billigsten Preisen. 213 Clybourn Ave. 4

Zu verkaufen: Sehr billig, dringender Umstände halber, eine Brick-Cottage in guter Nachbarschaft. Preis $1100. Kleine Anzahlung, Rest in monatlichen Abzahlungen, wenn gewünscht. 3332 Lundy Str., nahe Archer Ave. und Robey Str. fr,s,3

Zu verkaufen: Ein Eßwaaren-Store, verbunden mit Milchdepot, ebenfalls Pferd und Wagen und drei Kühe, sehr billig. 389 Southport Ave. f,s,mo3

Zu verkaufen: Ein großer Cigarren-, Tabak-, Notion-, Fancy Goods, Confectionery- und Toys Store oder auch Saloon. Eigenthümer hat drei Geschäfte, kann dieselben nicht übersehen. Billige Rente und gute Geschäfte. Zu erfragen 337 W. 13. Str. 14n1w2

Eine gebrauchte Hobelbank wird zu kaufen gesucht. 446 W. Chicago Ave. doss2

Zu verkaufen: 80 Acres, Südseite, zum Auslegen in Lots, für nur $275 per Acre. — 5 Acres, Nordwestseite, in Lots ausgelegt, für $12,000. — 5 Acres an Sulzer Str. und Crawford Ave., Ecke, für $14,000. — Neues Haus und Barn, Nordseite, für $5500. P. V. Kittlitz & Co., Room 40, 161 Randolph Str. (Metropolitan Block). 12n1w7

123 Blue Island Ave. 500 Nähmaschinen aller Art. Der billigste Platz auf Erden zum Einkaufen. 24ok1m4

Bevor man kauft, sehe man sich unser Lager von Parlor-Meublement an und schicke zum Aufpolstern nach 281 Wabash Ave., Ecke Van Buren Str. 0bw7

Wir führen Spezialitäten in Parlor-Möbeln, Toiletten-Gegenständen in 281 Wabash Ave. 4

Zimmer und Wohnungen.

Zu vermiethen: Warme schöne Zimmer an zwei Mädchen. 360 N. Market Str. 4

Zu vermiethen: Ein großer massiver Stall und vier Zimmer zu vermiethen. f,m4

Zu vermiethen: Möblirtes Zimmer. 3510 Division Str. 2. Flur rechts. 2

Gesucht: Drei Zimmer in der Nähe des County-Hospitals gesucht. Offerten Grimme, 374 Division Straße. f,s,3

Zu vermiethen oder zu verkaufen: Ein Backstein Eckhaus mit Laden, Wohnung und Stallung, am besten geeignet für Grocery und Wirthschaft. Zu erfragen 259 W. Chicago Ave. f,s,3

Zu vermiethen: Zwei kleine möblirte Frontzimmer mit Heizung und jedes mit separatem Eingange, sind sehr billig an anständige Herren zu vermiethen. Zu erfragen 19 Waldo Place, nahe Randolph und Desplaines Str. fr,s,3

Zu vermiethen: 4 schöne Zimmer zu vermiethen. 159 Dayton Str. fr,s,3

Frank H. Barmm,
Deutscher Advokat und Notar.
Grundeigenthums-Titel geprüft. m,f,s,8
Zimmer 21, 96 Fünfte Ave., Times Bldg.

P. V. KITTLITZ & CO.,
Oeffentlicher Notar,
Zimmer 40, Metropolitan Block,
161 Ost Randolph St.,
Grundeigenthums- und Geschäfts-Office.
Lots in Grand View und Humboldt Park. **Häuser und Lots** innerhalb der Stadt zu verkaufen.
Abstracte schnell und billig untersucht. Vollmachten, Beglaubigungen &c. &c. ausgestellt. Uebersetzungen in kurzer Zeit angefertigt.

Western Medical & Surgical Institute, 127 La Salle Str., ...

Der Schlüssel zum Erfolge.

F. H. Herr,
Zimmer No. 8, 84 Washington Straße,

Bietet Heimathen an, die nur nach sorgfältiger Besichtigung voll gewürdigt werden können. Es sind moderne, zweistöckige Backsteinhäuser, mit 8 Zimmern, Closets und Speisekammern, auf der **Westseite** belegen. Die Wisconsin Central, Fünfte Ave. und Harrison Str., befördert Sie nach **Munsons Addition.** Der Fahrpreis beträgt $2.90 den Monat. Bedingungen für die Häuser: $100 baar, den Rest zu $35 monatlich; 4 Procent Zinsen auf die Hälfte. Ich habe Häuser am Washington Boulevard und auf der 43. Straße zu denselben Bedingungen, ebenso an der 57. und Drexel-Straße, nahe dem Washington Park, und diese Häuser sind die einzigen in der Nachbarschaft, deren **Vorderseite nach Süden** schaut. Der Gedanke, kein Haus zu besitzen, ist die Teufelsfalle, in der unzählige Männer und Frauen gefangen werden. **Laßt nicht Eure Kinder im Kosthause geboren werden** und laßt Euch nicht selbst von einem Kosthause aus begraben. Wache auf, Mann, und vergeude nicht mehr Dein Geld! Warum solltest Du Miethe bezahlen, wenn Du selbst Hausbesitzer sein kannst? Ein Agent ist Sonntags am Platze. Sprich' mit ihm. Erfahrung ist der beste Lehrmeister. Wir haben Erfahrung und sind Willens, Andern durch unsere Auskunft, unser Capital und unsere Arbeit zur Erwerbung eines Heims behilflich zu sein. Besuchen Sie mich. Herr F. H. Herr ist Vicepräsident der Philadelphia Building & Loan Association, die seit 25 Jahren besteht und deren Antheilscheine in zwei Jahren fällig sind. Vergeßt nicht, daß nur noch zwei Häuser mit südlichen Vorderseiten am Washington Boulevard übrig sind. Laßt Euch die Preise und Bedingungen geben und seid glücklich. 9n4j4

THE CHICAGO MEDICAL CLINIC.
Dr. Philipp Sattler, Director.
Honore Block, Ecke von Adams und Dearborn Str.
Eingang: 204 Dearborn und 93 Adams Str.

Um Catarrh und ähnliche Krankheiten der Athmungsorgane zu heilen, benützen wir eine schnelle und durchgreifende Methode, welche umgehende Erleichterung für den Patienten hervorruft, und außerdem die kranken Schleimhäute wieder herstellt und einer vollständigen schleunigen Heilung zuführt.
Die von diesem unangenehmen Leiden Behafteten fühlen sich oft sehr entmuthigt durch die langsame und sich ins Unendliche ziehende Heilmethode der früheren Zeiten, die noch Wassereinspritzungen und alle möglichen unangenehmen Uebelkeiten erregende Mittel anwandte, um selbst nur zeitweilige Erleichterung zu verschaffen, da vollständige Heilung unmöglich schien.
Schon bei Beginn unserer Behandlung mit den vorgeschrittenen Methoden erfährt der Patient sofort Erleichterung und in einigen Wochen vollständige Heilung.
Obzwar die hiesigen Einwohner in Folge des Klimas sehr leicht zum Catarrh hinneigen, so ist die oftmalige falsche Behandlung durch die meisten Aerzte nicht zu leugnen.
Wir ersuchen Schwindsüchtige, unser System von medizinischen Dämpfen zu probiren, womit wir alle Lungenleiden behandeln. Diese Methode wird als die einzige spezifische zur Behandlung von Lungenkrankheiten von medizinischen Koryphäen angesehen.
Catarrh, Hals- und Lungenleiden, Frauenleiden, Dyspepsia und alle Blut- und Nervenkrankheiten werden mit Erfolg behandelt.
Rathertheilung frei.
Privates Empfangszimmer für Damen. Alle Sprachen werden gesprochen.
Sprechstunden von 9 Uhr Vormittags bis 8 Uhr Abends.
☞ Alle Briefe sofort beantwortet.
Eingang: 204 Dearborn und 93 Adams Strasse.

Fragt nach der
ELDREDGE "B"
denn es ist die beste, einfachste und dauerhafteste **Nähmaschine** in der Welt.
Haupt-Office: Nordwest-Ecke Wabash Ave. u. Van Buren Str. 1ja4
☞ **Eingang: No. 271 Wabash Avenue.** ☜

Möbeln und Hauseinrichtungsgegenstände
werden zu leichten Bedingungen und zu Baarpreisen verkauft. Wenn Ihr ein Haus einrichten wollt, kommt und laßt Euch meine Preise geben, bevor Ihr kauft, ich kann Euch Geld sparen.
ALLPORT'S FURNITURE STORE.
mifabw3 282 W. Madison Str.

F. & L. Heidelberger,
693 Lincoln Avenue und 526 Racine Avenue.
Der beste Platz für Stiefel und Schuhe. no13,40t,8

Henry Levin, Photograph,
547 Milwaukee Ave.
Das feinste Atelier, die beste Arbeit, mäßige Preise. Jeder, der diese Annonce vorzeigt, erhält 2 Bilder extra 5no,1m,8

Rauert Bros.
Kleederhändler und Snieder,
191—195 North Ave.,
Ecke von Burling Straat.

Eine große Offerte
Ich habe einige hundert Lots zu verkaufen in Pierre, der neuen Staats-Capitole von Süd-Dakota, zu $60 u. $100 per Stück, zu Raten-Zahlungen, d. h. $1 per Woche, bis dieselben abgezahlt sind. Keine Vorauszahlung nöthig. Diese Lots sind nahe den neuen Capitol-Gebäuden u. werden doppelt so viel werth sein zur Zeit, da man die letzte Zahlung macht. Die nächste große Stadt zu Pierre ist Sioux City, 300 Meilen entfernt. In 1880 war Sioux City eine Stadt von 6000 Einwohnern u. hat heute 40,000, u. das Grundeigenthum ist von 1000 bis 3000 Proz. gestiegen. Lots, die damals nur $5 werth waren, sind heute $500 bis $1000 werth. Das Capitol von Süd-Dakota ist nahezu bestimmt, in 5 Jahren noch größer als Sioux City zu werden. Bitte vorzusprechen oder den Namen einzusenden oder ich werde meine Agenten nach Ihrem Hause mit den nöthigen Plänen senden. Dies mag eine Aussicht für Lebenszeit werden. Man adressire:
C. H. STODDART,

Persönliche Erfahrung.

Was J. J. C. Gillespie, Esqu., über große Eisenbahn-Geschäfte zu sagen hat.—Andere wichtige Angelegenheiten.

Nichts, was ein Mensch sagen oder schreiben kann, ist interessanter, als eine Beschreibung dessen, was er thatsächlich erlebt hat, — eine Schilderung seiner eigenen persönlichen Erfahrungen. Schon aus diesem Grunde wird die unten angeführte Geschichte von J. J. C. Gillespie, Esqu., Aufmerksamkeit erregen. Doch das Interesse an derselben wird noch gesteigert durch die Aufrichtigkeit und den Ernst, mit dem er sie erzählt und durch ihre merkwürdigen Wandlungen.

Herr Gillespie (besser bekannt als „Richter") stand seit 30 Jahren in Diensten einer oder der anderen der großen Stammbahnen, die in unsere Stadt einmünden, und in den letzten Jahren war er örtlicher Anspruchsagent für die Wabash-Eisenbahn-Gesellschaft. In dieser Eigenschaft hat er sich eine Schaar einflußreicher Freunde und Bekannten erworben. „Im Anfange", sagte er, „schmerzte hauptsächlich mein Kopf. Ich schien fortwährend den Schnupfen zu kriegen. Meine Nase floß zuerst und wurde nachher verstopft.

„Ich begann Kopfweh zu haben.

„Mitunter empfand ich einen dumpfen Schmerz in meiner Stirn, gerade über den Augen, und dann wieder einen Schmerz im Hinterkopfe.

J. J. C. Gillespie, örtlicher Anspruchsagent der Wabash-Eisenbahngesellschaft.

„Meine Ohren dröhnten von lauten, summenden Geräuschen, und mein Gehör wurde geschwächt. Meine Augen wurden trübe und füllten sich zeitweise mit Wasser. Ich mußte mich beständig räuspern und husten und Schleim auswerfen, besonders nach dem Essen.

„Als die Krankheit sich auf den Rachen ausgedehnt hatte, wurde meine Stimme heiser und unnatürlich, und mitunter war mein Schlund so empfindlich und voll gestopft, daß ich kaum sprechen konnte.

„Doch die Wirkung auf meine Stimme war noch nicht das Schlimmste. Die Krankheit hatte sich immer weiter ausgedehnt und zuletzt sogar die Luftröhre erreicht. Ich warf einen gelben und grünlichen Schleim aus, der zuweilen mit Blut vermischt war, dachte aber immer noch, daß es nichts zu bedeuten habe. Um diese Zeit, — ich glaube, es waren fünf bis sechs Jahre, nachdem die Krankheit begonnen hatte, — wurde mein Athem schwer und keuchend. Ich hatte scharfe, stechende Schmerzen in meiner Brust, die sich bis an die Schulterblätter erstreckten. Schwindelanfälle, begleitet von Herzpochen, suchten mich heim.

„Wenn ich des Morgens aufstand, fühlte ich mich müder, als wenn ich zu Bett ging; der Schlaf schien mich gar nicht zu kräftigen.

„Ich nahm beständig an Fleisch und Gewicht ab.

Mein Appetit war schlecht, und je mehr das Leiden fortschritt, desto mehr gerieth auch mein Magen außer Ordnung. Was ich auch essen mochte, verursachte mir Magendrücken. Auch litt ich stark an Verstopfung und war überhaupt in elender Verfassung.

„Vor längerer Zeit nun erzählten mir einige Freunde, daß sie mit Erfolg von den Doktoren McCoy und Wildman auf Katarrh behandelt worden seien, und da meine Symptome den beschriebenen und besonders den in den Zeitungen angeführten ähnlich waren, so fragte ich sie um Rath.

„Um diese Zeit war ich fast schwermüthig geworden und wollte schon alle Hoffnung aufgeben, daß ich je wieder gesunden würde. Ich besuchte diese Aerzte, und jetzt, nach dreimonatiger Behandlung, bin ich vollständig gesund. Ich habe

25 Pfund an Gewicht zugenommen

und bin schwerer, als ich meines Wissens je gewesen bin. Ich kann eine tüchtige Mahlzeit einnehmen, gut schlafen, und habe keinen Trubel mehr mit meinem Kopfe, der Nase, dem Schlund oder dem Magen. Ich habe keine Schmerzen mehr und komme mir überhaupt wie ein ganz anderer Mensch vor. Es scheint mir deshalb Menschenpflicht zu sein, meine Erfahrungen öffentlich bekannt zu geben."

Richter Gillespie (wie er im Freundeskreise vertraulich genannt wird) ist in Geschäfts- und Eisenbahnkreisen wohl bekannt, da er seit 1855 in Chicago gewohnt hat. Er wohnt im City Hotel, Ecke der Sechszehnten und State Straße, wo die Wahrheit dieser Unterredung leicht geprüft werden kann. Seine Züge sind in dem Bilde, welches diese Skizze begleitet, trefflich wiedergegeben.

DR. McCOY & DR. WILDMAN,
(früher im Bellevue Hospital in New York.)
Haymarket - Theater - Gebäude,
Madison und Halsted Str., und
224 STATE STR.,
Spezialitäten: Alle chronischen Krankheiten inclusive Hals, Lungenleiden, Schwindsucht, Krankheiten des Magens, der Leber und der Nieren.
Katarrh kurirt.
Consultation in der Office oder der Brief $1.
Office-Stunden: 9—11 Morgens, 1—3 Nachmittags, 7—8 Abends; Sonntag nur von 9 Uhr Morgens bis 1 Uhr Nachmittags.

Der Afrikareisende.

Roman von Reinhold Ortmann.

(16. Fortsetzung.)

Fünfzehntes Capitel.

Tonietta Rossi war zur letzten Ruhe bestattet worden. Der kleine Dorfkirchhof, welcher so malerisch auf der Höhe eines sanft gewölbten Hügels lag, hatte der Müden jene friedvolle und leidlose Zufluchtsstätte gewährt, nach der sie sich während ihres ganzen Erdendaseins vergeblich gesehnt. Ein kleiner, unscheinbarer Leichenzug war es gewesen und eine gar stille Feier. Neben Burkhardt und Felicia waren nur der Consul und seine Tochter da gewesen. Doctor Heinau und diejenigen Angestellten des Sanatoriums, denen ihr Dienst gestattete, an der traurigen Ceremonie theilzunehmen, hatten sich bescheiden zurückgehalten, bis auch an sie die Reihe kam, der Todten die letzte Handvoll Erde nachzuwerfen auf ihr enges Haus.

Nun reichte Burkhardt dem jungen Arzte seine Rechte, aber er war von so mächtiger Bewegung ergriffen, daß die Worte des Dankes, welche er beabsichtigt hatte, nicht über seine Lippen wollten. Felicia war es, die statt seiner dieser Pflicht genügte.

„Ich danke Ihnen von ganzem Herzen für alles Gute, das Sie meiner unglücklichen Mutter erwiesen haben,“ sagte sie weich. „Möge Ihnen der Himmel hundertfach jede Menschenfreundlichkeit vergelten, welche Sie ihr erwiesen.“

Der warme Blick ihrer schönen, jetzt von Thränen leicht umschleierten Augen begegnete demjenigen des jungen Arztes, und obwohl für eine geraume Weile nichts weiter zwischen ihnen gesprochen wurde, lösten sich ihre verschlungenen Hände doch nicht sogleich und es war, als ob sie während dieser wenigen Secunden einander noch eine Mittheilung gemacht hätten, für welche es trotz ihrer Bedeutsamkeit der Worte nicht bedurfte. Felicia wurde wenigstens plötzlich sehr roth und warf sich gleich darauf in Nelly's Arme, ihr erglühendes Gesichtchen an der Schulter der Freundin verbergend. Auf dem Antlitz des Doctor Heinau aber lag es trotz alles der feierlichen Stunde angemessenen Ernstes wie der sonnige Abglanz einer inneren Glückseligkeit, die sich bemüht, verschwiegen zu sein, und die ihr Dasein doch nicht ganz zu verleugnen vermag.

Und noch einmal, ehe man sich trennte, blieben der junge Arzt und die Tochter des Afrikareisenden durch einen Zufall auf die Dauer weniger Minuten allein. Niemand vernahm, was während dieser kurzen Zeit zwischen ihnen gesprochen wurde, aber daß es nichts Gleichgiltiges oder Unfreundliches gewesen sei, ließ sich später aus mancherlei Anzeichen errathen. So hatte Felicia nichts dagegen einzuwenden, daß ihr Doctor Heinau beim Aufbruch seinen Arm bot, um sie zum Wagen zu geleiten, und als er sich auf dem kurzen Wege die Keckheit nahm, ihr vertraulich etwas zuzuflüstern, zeigte sie sich darüber nicht im Geringsten unwillig, sondern neigte sogar mit leichtem Erröthen wie zur Bejahung das Köpfchen. Und als dann der Wagenschlag zugefallen war, als der Kutscher schon mit der Peitsche geknallt hatte, um seine schwerfälligen Braunen anzutreiben, da streckte sie ihm noch einmal aus eigenstem Antriebe ihre kleine, schmale Hand entgegen, ihre Augen leuchteten mit warmem, verheißungsvollem Glanze in die seinigen, und laut und vernehmlich tönte es von ihren Lippen:

„Auf Wiedersehen!“

Wer aber in diesem Augenblick den Doctor Heinau ansah, der brauchte nicht eben ein großer Menschenkenner zu sein, um zu errathen, daß ihm fortan nichts anderes so sehr am Herzen liegen würde, als die Herbeiführung dieses so süß verheißenen, beglückenden Wiedersehens!

Cäsar Hertling und Clemens Burkhardt hatten viele ernste, geschäftliche Besprechungen mit einander, und es wollte für die aufmerksamen Augen Nelly's fast den Anschein gewinnen, als sei eine kleine Verstimmung zwischen ihnen eingetreten.

In der That glaubte der Consul einigen Grund zur Unzufriedenheit zu haben, wie wenig ihm auch das Verhalten des Afrikareisenden einen greifbaren Anhalt zu Vorwürfen bot. Doctor Burkhardt hatte sein großes Reisewerk vollendet, und es hatte von vornherein in seinen eigenen wie in den Wünschen des Kaufherrn gelegen, daß er bald nach diesem Zeitpunkte eine neue afrikanische Reise antreten solle. Für den Consul aber hatten sich inzwischen die Verhältnisse sehr wesentlich geändert. Er glaubte in dem harten und gefährlichen Kampfe mit seinen unbekannten Gegnern, der ihm allen bisherigen Anzeichen nach unzweifelhaft bevorstand, keines anderen Bundesgenossen so wenig entbehren zu können, als des Doctors, dessen Autorität auch von den Gegnern so wenig bestritten werden konnte als seine persönliche Ehrenhaftigkeit, und dessen Zeugniß darum im entscheidenden Augenblick von unbezahlbarem Werthe sein konnte. Deßhalb hatte er Burkhardt ersucht, seine Abreise auf unbestimmte Zeit, jedenfalls noch auf mehrere Monate zu verschieben und während dieses Zeitraums in seiner unmittelbaren Nähe zu bleiben, damit man in der Lage sei, allen noch zu erwartenden Angriffen ohne Zeitverlust zu begegnen.

Zu seinem Erstaunen war er mit dieser Forderung einem Widerstand begegnet, der allem Anschein nach ein unüberwindlicher war. Burkhardt zeigte trotz der lange ersehnten Wiedervereinigung mit seinem Kinde ein fast unbegreifliches Verlangen, seine beabsichtigte Reise sobald als möglich anzutreten, und der Consul fühlte sich durch diese Weigerung um so tiefer gekränkt, als Burkhardt es verschmähte, ihm einen wirklich stichhaltigen Grund für dieselbe anzugeben.

Nelly hatte wohl die Wolkenschatten bemerkt, welche das sonst so ungetrübte Freundschaftsverhältniß zwischen den beiden Männern zu [illegible] kunft zu ergründen. Cäsar Hertling sprach mit seiner Tochter niemals von rein geschäftlichen Angelegenheiten, und der Afrikareisende vermied mit beinahe ängstlicher Geflissenheit jedes Alleinsein mit der Tochter des Consuls. Noch war das endgiltig entscheidende Wort über den Antritt oder den Aufschub der Reise nicht gefallen; da brachte der zweite Tag nach Tonietta's Beerdigung eine Ueberraschung, welche allem Schwanken und aller Ungewißheit Burkhardt's mit einem Schlage ein Ende zu machen schien.

Er war eben im Begriff, aus dem Hotel zu treten, als ein Wagen vor demselben hielt, welchem leicht und elastisch ein hochgewachsener Officier entstieg. Burkhardt erkannte in ihm den Grafen Günderode auf den ersten Blick. Sein Gesicht entfärbte sich, und er trat in den Schatten eines Pfeilers zurück, um der Begegnung auszuweichen. Doch auch der Rittmeister hatte die schlichte Gestalt des Doctors wahrgenommen, und das Zucken seiner bärtigen Lippen verrieth zur Genüge, daß er ihn erkannt habe. Als er hoch aufgerichtet an ihm vorüberging, legte er leicht die Hand an die Mütze, und der Afrikareisende lüftete seinen Hut zu ebenso flüchtigem Gruße. Sie wechselten kein Wort mit einander, aber der scharfe Blick, welcher hinüber und herüber flog, bekundete sicherlich von beiden Seiten nichts weniger als freundschaftliche Gesinnung.

Und als der sporenklirrende Schritt und Säbelrasseln oben auf der Stiege verhallt waren, gab Burkhardt seine Absicht, einen Spaziergang zu unternehmen, plötzlich auf. Er kehrte in sein Zimmer zurück, und nachdem er wohl eine Viertelstunde lang ruhelos in demselben auf und nieder geschritten war, begann er seine Sachen zu ordnen, wie jemand, der sich anschickt, einen Ort zu verlassen.

Der Brief, in welchem Graf Günderode den Consul von der Stunde seiner Ankunft unterrichtet hatte, mußte unterwegs durch einen Zufall aufgehalten worden sein, denn sein Absender war jedenfalls früher eingetroffen als er; niemand war auf sein Erscheinen vorbereitet, und der Rittmeister war ein wenig gekränkt, als man ihm meldete, der Herr Consul sei überhaupt nicht anwesend. Während er noch auf dem Gange mit dem Kellner sprach, wurde die Thür eines Zimmers geöffnet, und Nellys schlanke Gestalt zeigte sich auf der Schwelle.

Günderode bemühte sich angelegentlich, den Ausdruck des Unwillens auf seinem Gesicht mit demjenigen zärtlicher Freude zu vertauschen; aber die plötzliche Verwandlung fiel nicht ganz so glücklich aus, als er es gewünscht hätte, und da auch Nelly eine unter den obwaltenden Verhältnissen immerhin recht befremdliche Zurückhaltung an den Tag legte, gestaltete sich die Begrüßung zu einer ziemlich kurzen und frostigen.

Nelly hatte den Grafen gebeten, in ihr Zimmer einzutreten; aber als er dort einen Versuch machte, sie liebkosend an sich zu ziehen, erhob sie abwehrend ihre Hand.

„Ich freue mich, daß wir gleich bei Ihrer Ankunft Gelegenheit finden, allein mit einander zu sprechen,“ sagte sie. „Das giebt mir Gelegenheit, an Ihre Großmuth und Ritterlichkeit zu appelliren, noch ehe Sie durch meinen Vater von den veränderten Verhältnissen unterrichtet werden.“

Nelly hatte die vertrauliche Anrede, welche durch die Thatsache ihres Verlöbnisses geboten gewesen war, mit dem förmlichen Sie vertauscht, und Graf Günderode war nicht so schwerfällig, daß er die Bedeutung dieses Wechsels nicht auf der Stelle begriffen hätte. Wie ein Ruck ging es durch seinen wohlgebauten Körper. Steif und stolz richtete er sich empor; das halb erzwungene Lächeln verschwand aus seinen Zügen, und an seine Stelle trat ein Ausdruck vornehmer Unnahbarkeit, wie ihn sonst nur seine Untergebenen kannten.

„Ich stehe zur Verfügung!“ erwiderte er, seinen Blick fest auf Nellys Lippen heftend. Es war ein Benehmen, welches sehr wohl darnach angethan war, die Fassung und Standhaftigkeit eines Mädchens zu erschüttern; aber Nelly hatte sich so lange auf diese unvermeidliche Begegnung vorbereitet, und sie war so fest von der ehernen Nothwendigkeit dieser Erklärungen überzeugt, daß ihre Festigkeit nicht einmal Secunden lang ins Schwanken gerieth.

„Als ich an jenem Abend meine Einwilligung gab, Ihre Gattin zu werden,“ fuhr sie mit leiser Stimme fort, „stand ich unter dem Einfluß von Ereignissen und Stimmungen, welche mich vorübergehend der Fähigkeit beraubten, den Ernst jener Erklärung in seiner ganzen, gewaltigen Bedeutung zu würdigen. Ich war Ihnen für die Rettung meines Lebens zu Dank verpflichtet, und ich zollte Ihnen aufrichtige Bewunderung für Ihre Kühnheit und Geistesgegenwart. Diese Empfindungen konnten mich wohl vorübergehend in den Glauben versetzen, daß es Liebe sei, welche ich für Sie hegte. Aber in der langen Zeit, welche seit jenem Abend verflossen ist, habe ich mich ernst und aufrichtig geprüft, und ich mußte dabei zu der Erkenntniß gelangen, daß ich mich damals über den Zustand meines eigenen Herzens in einer verhängnißvollen Täuschung befunden hatte.“

Er hatte sie bis dahin ruhig angehört. Nur seine Brauen hatten sich etwas dichter zusammengezogen. Da Nelly jetzt innehielt, sagte er mit einem kleinen ironischen Neigen des Kopfes:

„Weshalb, mein gnädiges Fräulein, geben Sie sich so viel Mühe, eine süße Umhüllung für die bittere Pille zu finden, welche mir da gereicht werden soll? Schon die Anwesenheit des Herrn Doctor Burkhardt, dem ich soeben unten im Hausflur begegnete, hätte mich auf den Empfang vorbereiten sollen, welcher meiner hier oben wartete.“

Nicht sein Herz, aber seine Eitelkeit war durch Nellys rückhaltlose Erklärung [illegible] reute, fast noch ehe sie völlig ausgesprochen war, nicht hatte versagen können. Aber die Wirkung seiner Worte war eine ganz andere, als er es erwartet hatte. Nelly erhob mit einer stolzen Bewegung das Haupt, und indem sie den Rittmeister fest ansah, entgegnete sie:

„Wenn Ihnen solche Vermuthungen kommen konnten, Herr Graf, so muß diese Auseinandersetzung Ihnen mehr erwünscht und erwartet als überraschend sein. Zwar hat die augenblickliche Anwesenheit des Doctor Burkhardt mit meinem vorigen Appell an Ihre Ritterlichkeit nicht das mindeste zu schaffen; aber ich leugne gar nicht, daß sich Ihr Gedankengang nicht allzuweit von der Wirklichkeit entfernt.“

Diese Wandlung von demüthiger Bitte zu fast herausforderndem Selbstbewußtsein zeigte ihm am besten, wie viel er sich mit seiner unüberlegten Aeußerung vergeben habe. Und zum ersten Male glaubte er etwas wie eine entfernte Aehnlichkeit zwischen Nelly und seiner Base Sabine zu entdecken. Gerade so würde sicherlich auch diese sich in einer ähnlichen Lage benommen haben; um diese Vorstellung im Verein mit dem blitzartig sein Gehirn durchzuckenden Gedanken, daß er nun ja ohne sein Zuthun frei geworden sei, daß eine höhere Macht für ihn und in seinem Interesse bewirkt habe, wozu er selber sich trotz allen persönlichen Muthes zu schwach gefühlt, ließen plötzlich all' seine Empfindlichkeit verwehen und vergehen wie Spreu im Winde. Nun war er ja wieder der Herr seines Willens und der Herr seiner Hand. Und jetzt, bei Gott, sollte ihn nichts mehr daran hindern, sich sein Glück zu erringen, wie viel von irdischem Behagen darüber auch zur Hölle fahren mochte.

Und das Lächeln, welches jetzt plötzlich um seine Lippen glitt, war durchaus nicht erkünstelt, sondern von vollkommener Aufrichtigkeit.

„Ich habe die Zurechtweisung verdient, mein gnädiges Fräulein,“ sagte er in ganz verändertem Tone, „und ich hätte mir wohl selber sagen können, daß ich von dem Augenblicke an, wo durch Ihre Erklärung unser Verlöbniß gelöst ist, nicht das geringste Recht habe, mich um Ihre Zuneigung oder Abneigungen zu kümmern. Auf dem reizenden Gartenfest Ihres Vaters bot ich Ihnen vielleicht etwas übermüthig einen Kampf an. Lassen Sie uns denn Frieden schließen, noch ehe es zur Entscheidungsschlacht gekommen ist. Zur Bekräftigung dessen wenigstens dürfen Sie mir getrost noch einmal Ihre Rechte bieten.“

Mit ehrlicher Verwunderung sah Nelly zu dem Rittmeister auf. Sie war auf heftige Entgegnungen gefaßt gewesen, und nun behandelte er das Ganze plötzlich wie einen Scherz. Das war entweder die höchste Noblesse oder vollendete Blasirtheit! Aber ihr selber konnte es ja immerhin gleich gelten, welchen Beweggründen dies seltsame Benehmen des Grafen zuzuschreiben war. Ohne Zögern bot sie ihm ihre Hand.

„Ich wußte, daß ich mich nicht täuschen würde, wenn ich Sie für einen Cavalier hielt, Graf Günderode!“ sagte sie freimüthig und herzlich.

„Und was befehlen Sie weiter über mich? — Wünschen Sie, daß ich mit Ihrem Herrn Vater spreche?“

„Ehrlich gestanden, es wäre mir lieber, wenn Sie es unterließen! Die Situation würde für Sie selbst nicht erfreulich und für ihn bei seinen starren Begriffen von der Unverbrüchlichkeit eines gegebenen Wortes gewiß überaus peinlich sein. Zürnen Sie mir nicht, daß ich Sie so ohne weiteres fortschicken will, aber es wäre meiner Meinung nach für uns alle am besten, wenn Sie sogleich abreisten, noch ehe mein Vater Sie gesehen hat, und wenn Sie ihm brieflich von dieser Unterredung und ihrem Verlauf Mittheilung machten.“

Mit ritterlicher Artigkeit führte Günderode ihre Hand, die er noch immer hielt, an seine Lippen.

„Ich werde in Allem nur nach Ihren Wünschen handeln,“ versicherte er, „und wenn mich irgend etwas über das Schmerzliche dieser Stunde hinwegführen kann, so ist es die Hoffnung, daß Ihnen mein Verzicht den Weg zu einem wirklichen Glücke ebnen werde.“

Als er bald nachher das Hotel verließ, durfte er sich mit selbstzufriedenem Lächeln eingestehen, daß selbst der berühmteste Schauspieler sich nicht mit vollkommenerem Anstande hätte aus der Affaire ziehen können. Und dabei strich er so wohlgefällig über seinen prächtigen Bart, als ob Worte wie Wechsel und Hypotheken noch niemals an sein Ohr geschlagen wären. — — —

Nelly erwartete die Rückkehr ihres Vaters in dessen eigenem Zimmer; da sie am Fenster stand und angelegentlich auf die Straße hinabspähte, mochte sie ein Klopfen wohl überhört haben, und als ein Geräusch hinter ihrem Rücken sie dann endlich veranlaßte, sich umzuwenden, sah sie sich zu ihrer Ueberraschung demjenigen gegenüber, mit welchem sich ihre Gedanken soeben noch angelegentlicher beschäftigt hatten als mit dem Consul Cäsar Hertling. Aber sie meisterte ihre Verwirrung jedenfalls viel schneller, als Clemens Burkhardt, der auf ein solches Alleinsein nicht vorbereitet war und der es auch allem Anschein nach durchaus nicht wünschte.

„Sie suchten meinen Vater, Herr Doctor, und Sie fanden leider nur mich!“ sagte sie mit einem kleinen Versuch, den Ernst in seinen Mienen durch einen heiteren Ton zu verscheuchen. „Wollen Sie sich dazu herbeilassen, ihn in Gemeinschaft mit mir zu erwarten?“

„Ich weiß nicht, ob ich Ihnen ein unterhaltender Gesellschafter sein werde, Fräulein Hertling, um so mehr als doch wohl der Graf Günderode einen besser begründeten Anspruch auf diese Auszeichnung hat.“

„Wie fürsorglich Sie sich des armen Grafen annehmen! Aber Sie sehen so ernst aus, Doctor Burkhardt! Ist Ihnen etwas Unangenehmes widerfahren?“

Er strich mit der Hand über die [illegible]

„Ich kam, um mich von Ihrem Vater zu verabschieden,“ sagte er nach kurzem Zögern, „und da ich nicht weiß, ob es mir vergönnt sein wird, Sie vor meiner Abreise noch einmal zu sehen, Fräulein Nelly, so gestatten Sie mir freundlich, Ihnen hier an dieser Stelle Lebewohl zu sagen und innigen Dank für —“

Das brach so unerwartet und niederschmetternd auf sie herein, daß sie jede Rücksicht vergaß. Noch ehe er hatte zu Ende sprechen können, war sie auf ihn zugetreten.

„Wie? Sie wollen fort? Sie wollen uns gerade jetzt verlassen? Und Felicia? — Nein, das ist nicht möglich! Das ist nichts als ein grausamer Scherz.“

Das Haupt des Afrikareisenden sank tief herab.

„Gott weiß, daß es mir selber unsäglich schwer wird! Aber es muß ja sein! Es giebt keine andere Möglichkeit als diese.“

„Und was ist es, das Sie forttreibt? — Wenn ich mir wirklich ein Anrecht erworben habe auf Ihre Dankbarkeit, so verlange ich jetzt Offenheit von Ihnen, die volle Offenheit eines Freundes!“

(Fortsetzung folgt.)

Freytags Urtheil über Kaiser Friedrich.

Während berichtet wird, daß einerseits das Buch Gustav Freytags „Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone“ vor seinem Erscheinen die ausdrückliche Billigung des Kaisers Wilhelm II gefunden habe, andererseits aber die verwittwete Kaiserin Friedrich sich ungehalten über die Tendenz der Schrift, namentlich über die Darstellung ihrer Beziehungen zu ihrem Gatten gezeigt habe, ist es von Interesse, auch die unabhängige deutsche Presse über jene so viel Aufsehen erregende Schrift zu vernehmen.

Freytag gibt — so schreibt das „Kleine Journal“ — ein Bild der Persönlichkeit des Kaisers Friedrich. Ein schmeichelndes ist es gewiß nicht. Er spendet dem Kronprinzen, von dem er demüthig als dem „Herrn“ zu sprechen pflegt, in Gefühlsausdrücken Lob und spricht Liebe zu ihm aus; allein bei seinen thatsächlichen Anführungen sind Zuneigung und Dankbarkeit bei Seite getreten — hoffentlich nur der reinen Wahrheit wegen. Freytag sagt in der Vorrede: er sei Todten und Lebenden für manchen Huldbeweis verpflichtet, aber er sei nicht im Stande, vor der höchsten Erdenhoheit sein Urtheil gefälscht zu geben. Die Erdenhoheit, gegen welche er republikanische Strenge geübt hat, ist in's Grab gesunken, sie kann mit dem Autor nicht rechten. Wir beklagen, daß Friedrich III anderen Hohenzollern gegenüber zu kurz kommt.

Um das Wesentliche zusammenzufassen, so wird der Kronprinz als ein Mann geschildert, der mit Liebenswürdigkeit und Toleranz großen fürstlichen Stolz verband, sich seiner Gemahlin, zu welcher er als dem überlegenen Geiste aufsah, vollkommen unterordnete, der Thatkraft und Zähigkeit ermangelte, daher in der langen einflußlosen Kronprinzzeit hinwelkte, in Folge der seiner ritterlichen Gestalt erwiesenen Aufmerksamkeit eitel wurde und ein gemachtes Wesen annahm, welches wich, wenn eine edle Empfindung in ihm erwachte, daß er nicht Soldat war, aber Lust an Wissenschaft und Kunst, Sinn für Freiheit, Selbstverwaltung, Volkskraft besaß. Was Freytag rühmt, der lautere Sinn, das warme Gemüth, die zarte Aufmerksamkeit gegen Jeden, die Reinheit und Innigkeit der Seele, zeichnet Friedrich als Menschen aus; aber die Vorzüge des Fürsten, die Vorurtheilslosigkeit und freie Anschauung, der weite Blick des Geschichtsphilosophen, die aus der souveränen Beherrschung positiver Religionslehren hervorgegangene Duldsamkeit für alle Bekenntnisse im Sinne Friedrichs II, diese Vorzüge sind in der Schrift Freytags wenig beachtet. Sie wird bei den Gegnern des Kaisers mehr Gefallen finden, als bei seinen Verehrern, und dem Verfasser wird hoch angerechnet werden, daß er die Richtigkeit des vom Fürsten Bismarck in seiner Eingabe an Wilhelm II bezüglich der Tagebuchsveröffentlichung erhobenen Vorwurfs englischer Indiscretionen bescheinigt. Dagegen wird Morier in Schutz genommen.

Soweit das „Kl. Journal“. Wir lassen jetzt noch einige, bisher nicht mitgetheilte, Sätze aus dem Freytag'schen Buch folgen, welche die Richtigkeit des obigen Urtheils bestätigen werden. Aus der schonenden Form klingt oft ein herber Tadel hervor. Die Neigung Friedrichs, Standes- und Rangunterschiede zu betonen, ein Zug, der in seiner mittelalterlichen Tendenz stark an Friedrich Wilhelm IV anklingt, stellt Freytag wie folgt dar:

„Des Kronprinzen Gemüth war weich und warm, menschenfreundlich und opferbereit, und er gab da, wo er vertraute, mehr von seinem Wesen, als wohl ein anderer Fürst. Aber untilgbar haftete in seiner Seele die herkömmliche fürstliche Auffassung von Rang und Stand; wo er Veranlassung hatte, sich an seine eigenen Ansprüche zu erinnern, war er hochfahrender, als andere seiner Standesgenossen, und wo er nicht gemüthlich stark angezogen wurde, oder durch volksthümliches Gebahren wirken wollte, betrachtete er die Menschen unwillkürlich nach den Abstufungen, welche die Monarchie auch denen zutheilen möchte, die nicht im Dienste stehen. Hätte ihm das Geschick eine wirkliche Regierung gegönnt, so wäre diese Eigenart wohl zuweilen befremdlich für die Zeitgenossen sichtbar geworden. Er scherzte gern über die feinen Unterschiede und Bedeutungen der preußischen Orden und Bänder; ihm selbst aber wäre es als eine ernste Sache erschienen, den unfertigen Schwanenorden, der durchaus nicht gelingen will, und Aehnliches einzurichten, was die Stufenleiter Aller, die unter dem Regenten stehen, verlängert. Er hatte ein scharfes Auge für die Strebsamkeit Solcher, welche für sich Titel und äußere [illegible] hielt die Zutheilung von Rang und Adel und die Standeserhöhungen für ein unveräußerliches Fürstenrecht und für einen sehr werthvollen Vorzug der Hoheit.“

Ein Bild der Unselbständigkeit in Friedrichs Charakter, seiner Abhängigkeit von Anderen, seiner zahmen energielosen Opposition gegen das stramme Autokratenregiment Wilhelms und Bismarcks, seines Liebäugelns mit der liberalen Partei entwirft Freytag in Folgendem:

„Lange hatte der Kronprinz das Glück gehabt, in seiner nächsten Umgebung zwei Männer nacheinander zu besitzen, die beide ungewöhnlich begabt, nach Bildung und Charakter des höchsten Vertrauens werth waren. Ernst von Stockmur erkrankte bald und blieb von 1864 bis zu seinem Tode der bescheidene Vertraute des kronprinzlichen Paares. Durch ihn empfohlen, übernahm Karl von Norman das Cabinet, und dieser blieb durch zwanzig Jahre, in der Zeit, wo der Kronprinz die großen Erfolge seiner Mannesjahre zu verzeichnen hatte, in seiner Nähe. Seit Norman im Jahre 1884 in den auswärtigen Dienst zu treten veranlaßt wurde, war der Kronprinz da vereinsamt, wo ihm ein treuer Beirath am nothwendigsten war. Er gab sich trüben Gedanken und pessimistischen Stimmungen hin, er trug sich zuweilen mit der Idee, im Falle eines Thronwechsels dem Thron zu entsagen und dem Sohne die Regierung zu überlassen. Er kümmerte sich noch in seiner Weise um Staatsangelegenheiten, forderte Vorträge und Denkschriften und erhielt reichlicher solche, die er nicht gefordert hatte. Er sah zuweilen zu vertraulichem Gespräch Mitglieder der freisinnigen Partei und sprach dann wohl seine Unzufriedenheit mit Maßnahmen der Regierung aus, aber die Zunahme der Ermattung in seinem Wesen wurde solchen, die ihn in seiner Jugend gekannt hatten, zu bitterem Leid bemerkbar.“

Das Urtheil über die militärische Begabung Friedrichs, „er habe im Kriege die militärischen Aufgaben eines Feldherrn nur deshalb vortrefflich durchgeführt, weil er seinem Generalstabschef (General Blumenthal) durchaus vertraute und die Verantwortung sehr bereitwillig auf sich nahm,“ ist eher ein Lob, als ein Tadel zu nennen. Denn die Fürsten und Prinzen, welche als siegreiche Feldherrn gefeiert werden, verdanken dies mit wenigen Ausnahmen den Berufssoldaten, welche sie haben schalten lassen. Die Bilder, welche den Herrscher als „Helden“ über das Schlachtfeld reitend darstellen, mit dem Säbel dem Schlachtengotte Verhaltungsmaßregeln ertheilend, sind leere Schmeicheleien und werden in unserer Zeit selbst von der großen Menge als solche gewürdigt.

Die Heimath des Latakia.

Wohl Viele haben schon in den mährchenhaft klingenden Erzählungen aus dem Orient von dem wunderbar duftenden Latakia-Tabak gelesen, wenn der braune Sklave ehrerbietig vor dem wollustig in die weichen Kissen des Divan zurückgelehnten Pascha die reichgeschmückte Wasserpfeife auf den Teppich stellt und mit silbernem Löffel das duftende Kraut auf die glühend Schale schüttet, während sein Gebieter langsam aus der Bernsteinspitze den Rauch einzieht und in bläulichen Wolken wieder aufsteigen läßt.... Ja, das ist der Latakia Tabak, der nach dem Zeugnisse seiner begeisterten Verehrer die Seele in süßen Schlummer einlullt und dem Gläubigen im Traume die Freuden des Paradieses zeigt.

Aber wo ist die Heimath dieser neuen Lethe? Nun, in Latakia, und das ist nichts anderes, als der orientalisirte Name der altberühmten griechischen Stadt Laodicea in Kleinasien, deren ehemals tiefer und schöner Hafen jetzt verschlämmt und versandet ist, und kaum noch den kleinsten Fahrzeugen die Einfahrt gestattet. Die Gegend von Latakia wird von dem Stamme der Ansarieh bewohnt. Auch an diesen Namen knüpfen sich geschichtliche Erinnerungen. Wer hätte nicht von jener furchtbaren Secte, den Assassinen, gehört, dem Schrecken der tapferen Kreuzfahrer, wenn sie unter Führung ihres Scheich, des „Alten vom Berge“, in der Verzückung des Haschischrausches, mit gezückten Yatagans wie ein Gewitter aus den Schluchten der Berge hervorbrachen, Tod und Verderben in die Reihen der Ungläubigen säend, und noch im Todeszucken das Rieseln der Paradiesesquellen und das Lächeln der ewigen Jungfrauen zu empfinden glaubten?

Die Ansarieh sind die Nachkommen der Assassinen, deren Namen, vom Haschisch abgeleitet, mehrere abendländischen Sprachen um ein neues Wort für den Begriff „Meuchelmörder“ bereichert hat. Doch so vergänglich ist der Glanz der Welt: diese Nachkommen jener gefürchteten Krieger sind — friedliche Tabakspflanzer.

Sie verstehen ihr Geschäft aus dem Grunde, das muß man ihnen lassen, trotz allem orientalischen Fatalismus. Ende December wird der sorgfältig bestellte und gedüngte Boden berieselt, worauf man im Januar die Samen in die lockere Ackerkrume pflanzt, gewöhnlich zehn bis zwölf in ein mit einem Stock gebohrtes Loch. Sobald die jungen Triebe emporkeimen, werden sie sorgfältig mit Matten zugedeckt, und diese nur dann emporgehoben, wenn die Sonne scheint. Die Frauen und Kinder besorgen dies, scheuchen auch die Vögel weg und jäten Unkraut, sowie kränkliche und schlechte Pflanzen aus.

Im Februar verpflanzt man die Schößlinge auf einen andern Acker, wo man sie gut häufelt, um dann während des März häufig begossen zu werden. Im April werden die ersten Blätter gepflückt, doch ist dieser Tabak außerordentlich stark und wird nur von den Landleuten selbst geraucht. Vom April bis zum August läßt man dann die Pflanze sich kräftig entwickeln, indem man für reichliche Bewässerung sorgt. Das Unkraut ist längst unter ihren breiten, schattenden Blättern erstickt. [illegible] findet im August und September statt. Die Pflanze mit dem starken Stengel wird abgeschnitten, die Blätter abgestreift, diese in Bündel zusammengelegt und dann auf Matten an der Sonne getrocknet. Im November werden dann die gänzlich ihres Feuchtigkeitsgehalts beraubten Blätter in Säcke aus Pferdehaar verpackt und sind nun zum Verkauf fertig. Doch sondern die Händler die Blätter erst nach Farbe und Aroma, gewöhnlich in drei Sorten. Am meisten geschätzt wird der Latakia, welcher auf den höher gelegenen Feldern gewonnen wird.

General F. E. Spinner war der erste Bundesbeamte in Washington, welcher die Anstellung von Frauenspersonen für Regierungsarbeiten in den verschiedenen Departements befürwortete. Vorher gab es keine einzige weibliche Person im öffentlichen Dienst. Gegenwärtig gibt es in Washington allein über 4000 Frauen und Mädchen, welche von der Regierung bedienstet und bezahlt sind.

Wie man hört, will der König von Siam fünf siamesische Jungen nach den Ver. Staaten, zur Erziehung auf seine Kosten, schicken. Die Jungen werden der Obhut eines amerikanischen Missionärs übergeben und wahrscheinlich nach einer Schule in Pennsylvanien gesandt werden. Der König pflegt übrigens seit einigen Jahren, alle adeligen Söhne und Prinzen seines Reiches in verschiedene Länder zur Ausbildung zu schicken; nach der Rückkehr haben die Betreffenden Anwartschaft auf hohe Aemter.

Wm. Boldenweck,
Grundeigenthum, Anleihen und Versicherung.
Zimmer No. 727, Opera House Building,
Ecke Clark- und Washington-Str., Chicago. bw6

Deutscher Friedensrichter,
M. A. LA BUY,
186 West Madison Str., Ecke Halsted Str.,
Telephon 4045.
Ausstellung gesetzlicher Dokumente.
Wohnung: 559 Noble Str. 19okm2

E. Gramaiser,
auf der Wiener Universität diplomirte Geburtshelferin, gibt über alle Frauen- und Kinderkrankheiten unentgeltlich Auskunft. No. 3231 South Halsted-Straße. 23o,1m,7

Hamond Hydrophatic Institute, 182 State-Str., gegenüber dem Palmer Haus.
Neueingerichtet und bis in's Kleinste elegant ausgestattet. Die Geschäftsführerin, Frau Dr. Neil, gestützt auf 20jährige Erfahrung in östlichen Städten und ähnlichen Instituten im Westen, versichert ihren Kunden vollste Zufriedenheit, da sie nur erfahrene Leute beschäftigt. Die folgenden Bäder sind eine Specialität: Electrothermal-, Dampf-, Luft-, Hemlock-, Schwefel-, Eucalyptus-, See-Salz-, Massage- und schwedische Reibungsbäder. Augenblickliche Abhilfe wird geschaffen und in den meisten Fällen sofortige Heilung von Rheumatismus, Neuralgie, Paralysis, Schlaflosigkeit, Nieren-, Leber- und allen Arten von Hautkrankheiten. Alle renommirten Aerzte werden hiermit eingeladen, das Institut zu besuchen und zu inspiciren. Office-Stunden von 9 Uhr Morg. bis 8 Uhr Nachm., Sonntags von 9 Morg. bis 1 Uhr Nachmittags. Man nehme den Fahrstuhl nach der dritten Etage. 22o,3mo.3

Dr. Ernst Pfennig, ZAHN-ARZT,
18 Clybourn Ave.
Beste Gold-Füllungen und Gebisse eine Specialität. Zähne werden gefahr- und schmerzlos gezogen. Billigste Preise. 1o6m7

Dr. JULIUS WASCHKUHN,
247 North Avenue, Ecke Vine Straße,
(über Blumenfelds Store). 19s6m3
Zahn- **Arzt.**
Preise billiger als an der Südseite. Beste Gold-Füllungen $1 aufwärts. Alle anderen Füllungen 50 Cts. bis $1. Ein Gebiß beste Zähne $8. Theil-Gebiß $3, $4 u. $5. Alle andere Arbeit im Verhältniß.

MOFFITT, GERPHEIDE & CASEY,
Advokaten,
Suite 526 Chicago Opera House,
Praktiziren in allen Gerichten, einschließlich des Vormundschaftsgerichts. Herr Gerpheide ist ein Deutscher.

OFFICE DER CHICAGO
Landlords' Protective Society
371 Larrabee Str. 12olj3

Finanzielles.

GELD
spart, wer bei mir Passagescheine, Cajüte oder Zwischendeck, nach oder von Deutschland kauft. Ich befördere Passagiere nach und von Hamburg, Bremen, Antwerpen, Rotterdam, Amsterdam, Havre, Paris, Stettin rc. via New York oder Baltimore. Passagiere nach Europa liefere mit Gepäck frei an Bord des Dampfers. Wer Freunde oder Verwandte von Europa kommen lassen will, kann es nur in seinem Interesse finden, bei mir Freikarten zu lösen. Ankunft der Passagiere in Chicago stets rechtzeitig gemeldet. Näheres in der General-Agentur von
ANTON BOENERT,
92 La Salle Straße,
Vollmachts- und Erbschaftssachen in Europa, Collektionen, Postauszahlungen rc. prompt besorgt. Sonntags offen bis 12 Uhr. 3o

Greenebaum Sons
No. 116 La Salle Str.,
Verleihen Geld auf Grundeigenthum zu den niedrigsten Zinsen.
2ff1j3
Erste Hypotheken für sichere Kapital-Anlagen stets vorräthig.

W. L. PRETTYMAN,
Bank-Geschäft.
Geld zu verleihen. Geschäftsconti gewünscht.
Zinsen erlaubt für alle Sparhinterlegungen.
Grundeigenthums-Hypotheken gekauft und verkauft. 18f3m
No. 336 Division Straße.

Die Chicago Mortgage Loan Co.,
verleiht Geld auf irgend eine beliebige Zeit und zu jedem Betrage von $25 bis $2500, auf Möbel, Pianos, Pferde, Wagen, Maschinen, Lagerhaus-Scheine rc. rc. (während solche im Besitze des Eigenthümers verbleiben), ohne Verzögerung und unter liberalsten Bedingungen. Unsere Anleihen werden so gemacht, daß jeder gewünschte Betrag zu irgend einer Zeit zurückbezahlt werden kann, wodurch bei jeder Abzahlung die Zinsen im Verhältniß verringert werden. Da wir bei weitem das größte Leihgeschäft in Chicago machen, sind wir im Stande, die bestmöglichsten Raten zu gewähren. Leute, welche Geld gebrauchen, werden es in ihrem Interesse und zu ihrem Vortheil finden, wenn sie bei uns vorsprechen, ehe sie Anleihen machen.
Chicago Mortgage Loan Co., [illegible]

Sonntagsblatt der Abendpost.

No. 1. Chicago, Ill.—92 5. Avenue. 2 Cents.

Bilder aus dem heutigen Dakota.

Von Grard Würster.

„Ein Ranchman's Ball."

Das Leben des Ranchers besteht jahraus, jahrein aus Kampf und Entbehrung; kein freudiger Moment erhellt sein Dasein, seine sorgenvolle Stirne liegt stets in Furchen; er harrt des kommenden Sturmes, der flammenden Prairie und aller anderen ihm stets drohenden Gefahren. Sein Sinn für Festlichkeiten und Lustbarkeit muß unterdrückt werden und erstirbt an mangelnder Nahrung.

Im Herbste jedoch und auch im angehenden Winter, wenn alle Vorbereitungen getroffen sind, um seinen Stürmen zu trotzen, dann macht der Ranchman sich auf einige Stunden frei, um sich nach seinem Sinne zu ergötzen. Auf der und der Ranch ist ein Tanz angesagt. Es werden keine kostbar gedruckten Karten als Einladung ausgesandt. Der Nachbar sagt's dem Nachbarn, es geht von Ohr zu Ohr, sie sind Alle eingeladen, sie kommen Alle.

Vielleicht bedeckt mehrere Fuß tiefer Schnee die Erde an dem festgesetzten Tage, oder es ist ein Blizzard im Anzug. Doch dies schreckt keinen Ranchman, der zum Tanze will, mit Frau und Kind im Wagen oder selbstgezimmertem Schlitten eilt er dem Orte der Lustbarkeit zu. Je nach der Entfernung, welche oft bis fünfzig Meilen beträgt, verläßt er seine Ranch schon am frühen Morgen und ist den ganzen Tag über unterwegs, in bitterem Sturme, den kalten Dakota-Wind im Antlitz. Bei Sonnenuntergang kommt er am Ziele an und findet schon eine lustige Gesellschaft versammelt. In dem warmen Raume angelangt begrüßen, ihn laute Rufe: „Halloh, Bill!" schallt es von allen Seiten, doch er achtet ihrer kaum, schnell entledigt er sich seines Büffel-Mantels und nimmt an der reichlich besetzten Tafel Platz. Er läßt es sich vor allen Dingen gut schmecken nach der langen Fahrt und erst nachdem dieser Pflicht genüge gethan, findet er Zeit, sich nach seinen Freunden umzusehen.

Die Gebäude auf einer Dakota-Ranch sind klein und der Raum ist beschränkt, muß jedoch für den Ball herhalten. Das Schlafzimmer des Hausherrn und seiner Frau ist ausgeräumt und zum Tanzboden hergerichtet worden. Ueber die rohen Holzwände sind weiße Tücher gehängt worden, welche dem Raume ein frisches, festliches Aussehen verleihen. Die Männer machen es sich hier gemüthlich, während dem die Frauen in einem anderen Zimmer die Kinder zur Ruhe bringen. Das vergangene Jahr wird nochmals durchlebt; der Nachbar will wissen, ob die schwarze Stute ein Füllen hatte, wie viel die Zunahme des Viehes betrage, was Heu in der Stadt bringe und alle diese Fragen werden von Dutzenden Stimmen zugleich erörtert; alte Freundschaften werden erneuert, alle Feindschaften genährt.

Bill hat Jim seit dem letzten Tanze vor'm Jahr nicht gesehen. Dies ist seit zehn Jahren so. Und jedes neue Jahr, wenn sie sich wieder treffen, erzählt Bill, wie betrunken Jim war und wie er ihm einst das Leben rettete, als French Kid ihm das Licht ausblasen wollte. Die alten Pioniere haben das Wort und der junge Zeitungsmann, der das County-Organ verlegt, hört andächtig zu, um jedes „item" zu erhaschen.

Ich sehe mir die bunt zusammengewürfelte Gesellschaft an. Ach, und wie bunt! An den Wänden hängen Cowboyhüte mit den glitzernden Metallbändern, Mützen aus allerlei Fellen, Büffelmäntel, lederne Reithosen und andere Gewänder. Hier ist es einem zu heiß geworden, er hat sein „buckskin shirt" ausgezogen und an den Nagel gehangen. Er besitzt ja außerdem noch ein neues Cattunhemd. Der Ranchman ist kein „dude". Er besitzt einen besseren Anzug für besondere Gelegenheiten: Tanz, Begräbniß, oder um nach der Stadt zu fahren. Besitzt er nicht einmal diesen Extra-Anzug, dann wird das alltägliche Costüm durch ein buntes Halsband oder eine neue Weste aufgeputzt.

Auf einem leeren Bierfaß in der Ecke des Raumes sitzt die Tanzmusik, der „fiddler". Sein Arm schwingt den Bogen, und kaum lassen sich die ohrenzerreißenden Klänge der Violine vernehmen, als sich schon die tanzlustigen Paare hereinstürzen und Aufstellung nehmen. Die Frauen haben ihren besten Staat angelegt und sehen im Gegensatz zu den Männern recht schmuck aus. Die Violine ächzt, ein stämmiger Cowboy ruft die Figuren ab, der Tanz hat begonnen. Der Ranchman kennt keinen Walzer, er tanzt nur „square-dances", eigenthümliche Quadrillen. Sie drehen sich rechts, sie drehen sich links, machen ein Compliment und schwingen sich im Kreise herum. Mit welcher Grazie sich jener Riese dreht, und wie galant er seiner Dame die Hand hebt! Ja, er weiß auch, wie man mit „women folks" umzugehen hat. Und die laute, die Geige übertönende Stimme commandirt: „Swing your partners, and right, and left, alum and alum and back."

Der erste Tanz ist zu Ende. Mit schweißbedecktem Antlitz entfernten sich die Tänzer, um neuen Paaren den Boden zu überlassen. Sie stürzen wie eine Heerde Kälber in den Raum herein, sie wollen alle tanzen, tanzen! Dem „fiddler" wird keine Zeit zum Ausruhen gegeben, er muß geigen, bis daß die Saiten platzen. Und erst, wenn er gänzlich erlahmt, bringt ein talentvolles musikalisches Genie eine Mundharmonika zum Vorschein, damit der Tanz keine Unterbrechung erleidet.

Plötzlich lassen sich im Raume nebenan laute Stimmen vernehmen. "A fight!" Die Tanzenden lassen sich nicht stören, doch die an den Wänden herumsitzenden drängen sich wie elektrisirt nach dem Ausgang.

Ja, "the fight" hat begonnen. Aus welchem Anlaß, weiß, wie gewöhnlich, Niemand zu sagen. Zwei baumlange Kerle fechten in Hemdsermeln "Marquis of Queensbury rules". Ein Kreis ist um die Kämpfenden gebildet, und laute Zurufe begrüßen einen guten Hieb. „Black Hills Joe" ist zu Boden gehauen worden. „Frenchy", der Kleinere, hat i'm den Hieb versetzt. Mit blutüberströmtem Gesichte springt Joe auf die Füße, und man sieht ihn blitzschnell nach der hinteren Hosentasche greifen. „Puff" und eine Kugel saust an Frenchys Kopf vorbei und gräbt sich in der Holzwand ein. Wie schnell ist nun der Kreis gelichtet, eine "stampede" nimmt Platz und die Kämpfer sind sich selbst überlassen. Doch Frenchy ist auch nicht faul und knallt mit einem mörderischen Revolver auf Joe los. Eine Zeit lang hört man nur noch das schnelle Aufschlagen der Hämmer, das Platzen der Patronen und das Zischen der Kugeln.

Hinter der Thüre steht der Hausherr und zählt die Kugeln, als der zwölfte Schuß abgegeben worden, springt er zwischen die Kämpfer. Er weiß, daß die Revolver leer sind, seine Freunde erscheinen nun auch auf der Bildfläche und helfen ihm die wackeren Kämpen ins Freie befördern, wo sie, je nach Gefallen, ihre Revolver laden und weiter kämpfen, oder in der kalten Luft abkühlen können. Dies Mal ist der "fight" ohne Unfall verlaufen, doch in den meisten Fällen treffen einige der Kugeln, und währenddem die anderen Paare tanzen, windet ein Mann sich im Todeskampfe.

Der kleine Zwischenfall ist schnell vergessen und thut der Lustbarkeit keinen Eintrag. Der junge Zeitungsmann tadelt mit lauter Stimme das unnöthige Tragen von Schießwaffen, wozu man solche beim Tanzen brauche? Gerade hier sind sie dem Rancher oft am nothwendigsten, wenn nicht zur eigenen Vertheidigung, so zu der seiner Freunde. Beim Tanze, wo sich Alle treffen, werden die meisten Fehden zum Austrage gebracht. Wie beklagen die Ranchers die guten, alten Zeiten, wo man den Revolver an einem mit Patronen wohlgespickten „belt" offen und ehrlich zur Schau trug; damals war auch dessen Gebrauch mehr zum Sport und wilder Ausgelassenheit in Ordnung; man schoß nach Flaschen, Gläsern, nach der Geige des Violinisten u. s. w. Heutigen Tages tragen sie den Schießprügel verborgen, und kommt er zum Vorschein, dann bohren sich die Kugeln in warmes Menschenfleisch. „Ach, die guten, alten Zeiten!" Da sahen der Tanzboden und die Decke am nächsten Tage wie ein Sieb aus. „Jim" weiß hiervon ein Stück zu erzählen. „Jim" hatte für den Tanz an demselben Morgen den „whiskey" von der Stadt nach dem Ranch gefahren; als er am Ziele ankam, das Spundloch mochte nicht gut geschlossen haben, war er in sehr müdem Zustande und suchte sein Lager auf. Wie lange er geschlafen, wußte er selbst nicht, doch will ich seine eigenen Worte wiedergeben:

„Wißt Ihr, boys, ich träumte von College Brown, als ich die Schießerei mit ihm hatte und ihm das Lebenslicht ausblies. Wir waren eben bei der ersten Ladung begriffen. Und wie Ihr wißt, bei dem dritten Schuß streifte mich des Lumpen Kugel am rechten Arm. Dieser Streifschuß brannte mich im Traume so sehr, daß ich aufwachte. Wo ich mich befand, wußte ich nicht. Wachte oder träumte ich? Heiliger Moses! Wie das knatterte! Um mich herum summte es wie in einem Wespennest; hisch, hisch — paff! Da saßen die Kugeln in der Decke, der Schmerz in meinem linken Arm ließ nicht nach. Jetzt wußte ich aber, was los war. Der Tanz! Wie dumm von mir; die verdammten Cowboys unter mir schossen durch die Decke, ich lag über ihnen auf dem Dachparterre im Bett! Und, wie ich war, sprang ich mit einem Satze durch den Kugelregen hindurch nach der Thür und hinunter in den Tanzsaal. Ich hatte keine Toilette gemacht. Der Teufel, wie die Frauenzimmer schrieen und die Männer sich vor Lachen wälzten! Auf einmal sagt mir so ein Grünhorn, als ob ich es nicht gewußt: „Why, Jim, you're shot!" Im linken Arm saß die Kugel. Sie haben sie mir herausge„butchert" und mir Whisky als Medicin gegeben. So eine Cur laß ich mir gefallen. Seht her!" Er streifte den Aermel auf und zeigte eine ekliche Narbe. „Der Teufel, waren das lustige Zeiten!" so beendete er seine Erzählung.

Der Ranchman ist durch die Verhältnisse zu mäßigem Leben gezwungen. Geht er zur Stadt oder zum Tanze, dann haut er gern über die Schnur. Was wäre ein Tanz ohne Getränke! Wer trinken will, bezahlt einen Dollar und erwirbt sich damit das Recht, so viel Whisky oder Bier zu vertilgen, als Stoff vorhanden ist. Alle Augenblicke sieht man einige Durstige nach der Quelle außerhalb eilen. Der vorsorgliche Wirth hat den stärksten und gefürchtetsten, mit dem Beinamen „The Kid" gerufenen, zum Barkeeper ernannt.

Joe, der sich das Blut aus dem Gesicht gewaschen hat, will Whisky haben. „Not a damned drop," wird ihm zur Antwort. In Joe's Zügen wetterleuchtet es. „Ich habe meinen Dollar bezahlt," ruft er trotzig aus. „Ja," antwortet The Kid, „und auch genug Whisky dafür getrunken; hier," und er reicht ihm ein Glas Bier, „dies für den Durst, und wenn du über deinen Rausch und Kampflust weg bist, kannst du wieder Whisky haben."

Joe, ohne ein Wort zu sagen, trinkt das Bier und macht sich dünne. Mit The Kid ist nicht anzubinden, der trifft zu gut, wenn er schießt.

Nachdem zwei oder drei Stunden mit Tanzen verbracht worden sind, wird in dem Raume nebenan das Feuer angefacht, Kessel auf den Ofen gerückt und für den Magen der Tanzenden Sorge getragen. Es wird kein „Delmonico Supper", und würde dies dem Magen eines Rancher's nicht halb so gut behagen, als die kräftige Mahlzeit, welche hier bereitet wird. Große, saftige „Steaks" eines selbst gezogenen Ochsen braten in den Pfannen, selbst gezogene Kartoffeln schmoren daneben und die Tische sind mit eingemachten Früchter der Prairie bedeckt.

Wiederum macht sich der Mangel an Raum geltend. Die Tafel kann nur den dritten Theil der Gäste beherbergen, es müssen drei Auflagen folgen. Den Aelteren wird der Vorzug gegeben, ein Jeder händigt dem Hausherrn, ehe er sich niederläßt, einen Dollar ein; dies deckt die Kosten der Mahlzeit, und des Tanzes überhaupt. Es ist dies Sitte, denn der Rancher kann keine Gesellschaften geben, die Kosten würden zu groß sein; doch übernimmt aus Gefälligkeit Dieser oder Jener das Besorgen der Festlichkeit, und der „Dollar" deckt nur in wenigen Fällen seine Auslagen.

Einmal bei Tische, fällt kein Wort, es sind Alle zu sehr mit den guten, vorgesetzten Sachen beschäftigt; man hört nur die Frage: „Tea or Coffee, please?" Die Essenden werden durch keine Toaste oder after dinner speeches belästigt. Die Schüsseln sind schnell geleert, die Hausfrau kocht neuen Vorrath, währenddem die Gesättigten sich vom Tische erheben. Nun heißt es vor allen Dingen „Geschirr waschen". Die jungen Mädchen theilen sich in die Arbeit und die Tafel ist für die zweite Attaque schnell bereit. Ist dieselbe vollzogen, so heißt es wiederum Geschirr waschen, und die Arbeit wiederholt sich, bis Alle gespeist sind. Auf einer Ranch ist nur wenig Geschirr vorhanden und muß man sich so helfen, obgleich jeder vorhandene Teller und Schüssel auf der Tafel stehen. Die Letzten an der Reihe sind die Kinder; sie lachen, weinen und theilen sich um die übrigen Küchenreste.

Im Raume nebenan sind sie ununterbrochen am Tanzen. „Alum and Alumn and right and left" läßt sich die Stimme des Ausrufers vernehmen. Die Mütter der sich balgenden Kinder tanzen mit schweißtriefendem Antlitz. Sieht man den Tanzenden zu, so meint man, es sei schwere, harte Arbeit; die rothen, erhitzten Gesichter sind in Schweiß gebadet, und alle blicken ernst drein. Die Luft in dem Raume ist zu einer unglaublichen Temperatur und einem schauderhaften Aroma gestiegen; die starken Pfeifen der Raucher, der Tabak der Kauenden, die Düfte der Mahlzeit und die Ausdunstung der vielen Menschen in dem kleinen Raume brauen eine unglaubliche Atmosphäre. Doch es beklagt sich Niemand, sie scheinen es nicht zu bemerken.

„Will" zieht seine Weste aus und hängt sie an den Nagel zu dem Rock; er hat ja ein reines Hemde an. In einer Ecke hat sich ein Cowboy zur Ruhe begeben. Ihm folgen bald Mehrere nach. Der Tanz und das Getränk überwältigen sie. Die Lampen brennen trübe und niedrig. Vielleicht finden noch ein oder mehrere „fights" mit mehr oder minder blutigem Ausgange statt.

Am Horizont wird es hell. Der „Fiddler" packt seine Geige ein, er will nicht mehr. Er hat seit Einbrechen der Dunkelheit bis jetzt den Bogen geführt. Nun reichen sie den Hut für ihn herum, er läßt sich hierdurch erweichen, noch einen Tanz aufzuspielen. Die Lustbarkeit hat ihren Höhepunkt erreicht. Laute Rufe, Gesang, Stampfen mit Händen und Füßen übertönen die ächzende Violine. Es ist zu Ende.

Die Pferde werden aus dem Stall geholt und vor den Schlitten oder Wagen gespannt. In ihre Büffelmäntel und Decken wickeln sie sich ein. Hier wird einer eingewickelt. Was für eine gute Zeit er hatte! "What a good time we have had!"

Good bye — Joe, Will, Bill, Jack und wie sie alle heißen. Bei aufgehender Sonne fahren sie nach Hause, auf dem Heimwege halten sie Wettrennen ab.

Wenn der Ranchman nach Hause kommt, dann kocht seine Frau, währenddem er die Pferde und das Vieh besorgt, Frühstück. Ist dies verzehrt, dann gehen sie Alle zu Bett und träumen von dem letzten vergnügten Tanze.

Bildet derselbe doch den Stoff der Unterhaltung für das nächste Jahr. Und halb im Schlafe dreht sich die ehrbare Frau des Ranchers um und fragt ihn: „Hast du auch gesehen das häßliche Frauenzimmer von Joe, sie hat eine wirkliche, echte Sealskin-Kappe auf."

Die Squaw-Men halten ihre Tänze unter sich ab. Sie haben den Squaws das Tanzen beigebracht, und die rothen Damen finden ebensoviel, wenn nicht mehr Vergnügen daran, als ihre weißen Schwestern. Doch geht es hier bedeutend wilder zu, und der Tanz ist für einen civilisirten Menschen etwas ungemüthlich. „Free fights" sind an der Tagesordnung, die ganze Gesellschaft löst sich in Trunkenheit auf; die Revolver sind in fortwährender Arbeit begriffen, wenn auch nur „for fun".

Es ist jedoch kostbar, eine Squaw, wie sie gekleidet ist, tanzen zu sehen. Die Komik der Bewegungen spottet jeglicher Beschreibung. Ohne die Squaw zu fragen, packt sie der Tanzlustige bei dem Arm und zieht sie mit sich fort.

Ich möchte sie, wie mein Freund „Büffelkopf" sagt, nicht mit einem „ten foot pole" anrühren. Den Gebrauch von Wasser und Seife scheinen sie nicht zu kennen, letztere nur, um sie durch die Gurgel in den Magen gelangen zu lassen.

Ein Blaubart.

In der Provinz Krangtung liegt ein Dorf, dessen Aeltester, ein greiser Blaubart, nicht weniger als sieben Frauen besitzt. Den letzten Zuwachs erhielt sein Harem durch eine anerkannte Dorfschönheit, die Tochter armer Eltern, welche, durch den Anblick des glänzenden Silbergeldes verführt, ihr Kind an den verliebten Methusalem verkauften. In besagtem Dorfe wohnte auch ein junger Mann, und manche Dorfschöne schlug verschämt die Augen nieder, wenn dieser Jüngling sie mit seinen feurigen schwarzen Augen anschaute. Der junge Mann war der Vetter und Stammesgenosse des alten bezopften Mormonen und vor etwa Jahresfrist war es ihm gelungen, das Herz der Schönheit zu gewinnen, die jetzt durch die Heirath seine Muhme war, und um deretwillen er schwer gearbeitet hatte, um etwas Geld zu ersparen, damit er im Stande sei, das Mädchen heirathen zu können.

Der junge Mann war ein großer Liebling seines reichen, weißköpfigen Vetters, und so kam es denn, daß er fortan recht oft das Haus besuchte, in welchem die ehemalige Geliebte Herrin war. Lange gelang es dem Paar, jeglichen Argwohn von dem beschimpften Eheherrn abzuwenden. Endlich erfuhr aber der Dorfälteste dennoch, daß er hintergangen war. Vor einigen Tagen befanden sich nun der junge Mann und der Alte zusammen im Obstgarten. Der Alte trug ein Gewehr und gab vor, daß er Krähen schießen wolle, welche von seinen Lung-ngan-Bäumen die schönsten Früchte wegfraßen. Da sah der greise Eheherr eine prächtige Lung-ngan-Frucht auf einem der Bäume, und er bat den jungen Mann, auf den Baum zu klettern und dieselbe für ihn zu pflücken. Als Letzterer nun oben war, schoß der eifersüchtige Alte sein Gewehr auf ihn ab und der Jüngling fiel todt vom Baume hinab zur Erde. Nachdem der Mörder den Kopf des Erschossenen abgeschnitten und den Körper in aller Eile verscharrt hatte, begab er sich in das Zimmer seiner Frau, zeigte ihr den Kopf ihres Liebhabers und hieb sie dann ebenfalls mit einer Axt nieder. Dann schnitt er auch ihr den Kopf ab und begab sich mit den beiden entsetzlichen Trophäen nach dem nächstgelegenen Gerichtshofe, wo er sie dem Richter zeigte und bemerkte, daß er das Paar in facto criminis überrascht und Beide darauf getödtet habe.

Das chinesische Gesetz ordnet in solchen Fällen an, daß man zuerst mit vierzig leichten Schlägen auf die innere Handfläche den beschimpften Ehegatten dafür bestraft, daß er eine Mordwaffe gebraucht hat, dann ihm aber eine Belohnung von zwanzig Tael gibt für seine tugendhafte That, den Ehebruch unterdrückt zu haben. Der Richter nahm aber in diesem Falle die Erzählung des Alten nicht für baare Münze und ordnete eine Untersuchung an, die denn auch den wahren Sachverhalt ergab. Der Dorfälteste wurde ergriffen, in's Gefängniß geworfen und wird zweifelsohne seine That mit dem Leben büßen müssen.

(Ostasiat. Lloyd.)

Ueber die Vorgeschichte des Duells,

wegen dessen der Wiener Journalist Hermann Karl Wolff auf Ersuchen der Wiener Behörden in Berlin verhaftet worden ist, um nach Erledigung der erforderlichen diplomatischen Verhandlungen ausgeliefert zu werden, bringt das „Neue Wiener Tagblatt" folgende interessante Mittheilung:

„Der Duellgegner des Verhafteten — der jüdische Rechtsanwalt, wie die hiesige Staatsbürger-Zeitung ihn bezeichnete — war der Wiener Vertheidiger in Strafsachen Dr. Jacques Fischer, gegen welchen seit dem Monate Mai dieses Jahres in derselben Angelegenheit die Voruntersuchung anhängig gemacht worden ist. Das Duell, um das es sich hier handelt, hat seine eigene interessante Vorgeschichte. Am 21. Mai d. J. standen vor dem Erkenntnißgerichte in drei Gruppen zusammen neunzehn Individuen angeklagt, welche sich an den Excessen anläßlich des Tramwaystrikes betheiligt hatten. Sämmtliche Angeklagte wurden zu mehr oder minder schweren Freiheitsstrafen verurtheilt, bis auf ein vierzehnjähriges Mädchen, dessen Vertheidigung eben Dr. Jacques Fischer geführt hatte. In seiner Vertheidigungsrede sprach Dr. Fischer von einer einseitig geführten Untersuchung. Es sei notorisch, führte er aus, daß Geld unter die Leute zu Hetzzwecken vertheilt wurde, und daß bekannte antisemitische Agitatoren ihre Hand dabei im Spiele hatten. Man müsse es deshalb bedauern, blos die armen verführten Opfer und nicht auch die eigentlich Schuldigen auf der Anklagebank zu finden. Für diese Aeußerung wurde am nächstfolgenden Tage Dr. Fischer, der als Anwalt nichts Anderes als seine Pflicht gethan, in einem hier erscheinenden Antisemitenblatte in der niedrigsten Weise beschimpft. Daraufhin schickte er seine Zeugen in die betreffende Redaktion.

H. K. Wolff erklärte sich bereit, die Verantwortung für den Schmähartikel zu übernehmen, und Dr. Fischer forderte nun diesen zum Duell. Die Herausforderung wurde angenommen, und am 26. Mai trafen sich die Gegner sammt ihren Sekundanten in Preßburg, nachdem einmaliger Kugelwechsel und zwanzig Schritte Distanz festgesetzt worden war. Das Duell verlief insofern unblutig, als von den beiden Gegnern keiner den andern verwundete. Einen Verwundeten gab es aber dennoch, indem H. K. Wolff beim Feuern sich mit der eigenen Waffe an der Hand eine leichte Verletzung zufügte. Wolff wollte eine Versöhnung herbeiführen, doch die gegnerischen Sekundanten entschieden dagegen. Die Staatsanwaltschaft erhielt im Wege einer Zeitungsnotiz Kenntniß von dem stattgehabten Zweikampfe und zog die Duellanten in Untersuchung, bei welcher jedoch die betheiligten Parteien sich der Aussage entschlugen. Auf diese Weise war die Staatsanwaltschaft auch nicht in der Lage, die Sekundanten zu eruiren, bis ihr durch eine einseitige Denunciation die Namen der Sekundanten des Dr. Fischer namhaft gemacht wurden.

Der Eine derselben ist der bekannte Major v. Heydebrandt, welcher nun auch in die Untersuchung einbezogen wurde; der zweite Sekundant konnte aber trotzdem bis soweit nicht ermittelt werden, weil sein Vorname nicht bekannt geworden ist. Die Namen der Sekundanten der anderen Partei sind nach wie vor der Staatsanwaltschaft unbekannt geblieben. Dr. Jacques Fischer hatte dann als Vertreter des Majors v. Heydebrandt gegen dessen Einbeziehung in die Untersuchung die Beschwerde beim Obergerichte ergriffen, weil, wie er einwendete, sein Klient, Major Heydebrandt, als Ausländer — derselbe ist preußischer Unterthan — für ein im Auslande begangenes Delikt hier nicht zur Verantwortung gezogen werden könne. Das Obergericht wies jedoch die Beschwerde mit einer höchst interessanten und ganz neuen Begründung zurück. Ungarn sei zwar, so hieß es in der betreffenden Entscheidung, im gegenseitigen Verkehre mit Oesterreich als Ausland zu betrachten, dem Angehörigen eines dritten Staates gegenüber müssen Oesterreich und Ungarn als Ganzes angesehen werden. So wird denn auch Major v. Heydebrandt in die Anklage einbezogen werden."

Wie Volkslieder entstehen.

Volkslieder haben meistens das Schicksal, daß, wenn nicht ihr Dichter, doch ihr Componist der Vergessenheit anheimfällt, und zwar, je beliebter, je populärer sie werden, desto mehr verhüllt sich ihr Ursprung. Wer z. B. kennt den Componisten des Reiterliedes aus „Wallenstein's Lager", während seine feurige Weise heute jedem Schulkinde bekannt ist? In einer Sammelmappe finden wir einen Brief aus München vom Jahre 1815, in welchem der Musiker genannt ist, dessen Namen aber, im Gegensatz zu seiner Melodie, dem Ohre vollständig fremd klingt. Ein junger Sänger schreibt seiner Mutter: „Unter den musikalischen Größen, für welche mein verehrter Meyerbeer mir Empfehlungsbriefe nach München mitgegeben, gehört auch ein alter Herr Kapellmeister, der eigentlich schon zu den Todten gehört, die einst berühmt mit ihm in Weimar lebten. Doch gerade deshalb interessirte mich der alte Kunstveteran; ein Mann, den Schiller umarmt hat, ist immerhin eines Besuches und Zeitopfers werth. — Ich wurde auf meine Empfehlung hin mehr als freundlich aufgenommen; ein fröhlicher, wenn auch stiller Greis, der lieber hört als spricht, empfing mich. Doch lud er mich zum Wiederkommen ein und beim zweiten Mal ward er gesprächiger. Er erzählte mir u. A., daß Schiller eines Tages nach der Probe zu ihm an das Dirigentenpult trat, ihm eines jener gefürchteten undeutlichen Zettelchen in die Hand drückte und in seiner zuversichtlich-kindlichen Weise bat: „Lieber Herr Kapellmeister, componiren's das recht charaktervoll, es ist der Gipfelpunkt muß packen und zünden".

Es war das Reiterlied aus Wallenstein „Frisch auf, Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd." — — Der Text war mir nicht ganz neu, da ich, um die Musik dazu zu componiren, schon Einsicht vom Ganzen genommen hatte; so aus dem Zusammenhang gerissen, fesselten mich die Verse wunderbar. Doch mehr als vier Wochen vergingen, Schiller frug schon ungeduldig ein paar Mal: „Noch nichts gefunden?" — Ich hatte auch ein paar Ideen, aber sie genügten mir nicht. — Da besuchte mich eines Tages der Herr Hofprediger Herder, dem ich eine Motette componirt hatte, wofür er mir persönlichen Dank brachte. Ich mußte ihn ein paar Augenblicke warten lassen — als ich eintrat, stand er am Fenster und trommelte gegen die Scheiben. Und aus diesen tonlosen Tönen, diesen unrhythmischen Rhythmen heraus hörte ich plötzlich die gesuchte Melodie. Ich ging schnell wieder in mein Nebenstübchen zurück, notirte mir das Nöthigste und dann erst begrüßte ich den verehrten Gast. „Verzeihen Sie, Verehrtester," sagte ich zu ihm, „aber Ihr Fenstermarsch gab mir eine gute musikalische Idee, die ich schnell fixiren mußte!" — Und später hat der Herr Hofprediger lächelnd behauptet, der eigentliche Componist des Reiterliedes sei er!" — — — Später hat der liebenswürdige Herr noch die Trauermusik zu Schillers Begräbniß geschrieben, — er hat sie alle überlebt, die Heroen von Weimar, — aber seine Augen leuchteten noch, als er mir erzählte, wie Schiller ihn umarmt und geküßt hat, daß er das Lied gar so richtig und schön componirt habe. —" In einem zweiten Brief heißt es: „Denke Dir, liebe Mutter, der Herr Kapellmeister, von dem ich Dir kürzlich erzählte, ist heute, 73 Jahre alt, gestorben, — — — er ist sanft entschlafen, fast ohne Schmerzen!" Zu den Geistern in Walhall zählt von nun ab auch mein lieber alter Freund, der Componist Franz Destouches — von seiner Vaterstadt München aufrichtig verehrt und betrauert.

Stylblüthen.

Einen duftigen Strauß von Stylblüthen hat die „Wiener Presse" zusammengebunden, aus dem wir für unsere Leser die folgenden herausnehmen: Die „Elbinger Allg. Ztg." nennt den Bassisten K. „eine imposante, junonische Erscheinung". Im „Leipz. Tgbl." ladet ein Biedermann zum Ankaufe seines Bauplatzes ein, der „so recht idyllisch für Kesselschmiede und sonstige Fabrikanten geeignet ist." In demselben Blatte „reinigt" M. Saldis, Kammerjäger, „jedes Ungeziefer". Eine Wiener Zeitung bringt folgende Anzeige: „Die Affaire von Tisza-Eszlar ist nun vollständig in dreizehn Heften erschienen. Das ganze Werk, welches eine der traurigsten Erscheinungen des neunzehnten Jahrhunderts bildet, kostet zwei Gulden." Herr E. Hegg empfiehlt sich als „Apotheker und Blutegel en gros". Insbesondere scheint die Musik- und Theaterkritik Neigung zu solchen Ausschweifungen zu besitzen. „Am blechmusikalischen Himmel ist den Dresdenern ein neuer Stern aufgegangen", jubeln die „Dresdener Nachrichten".

Die „Rhein.-Westf. Ztg." bringt folgende naturbeschreibende Ungeheuerlichkeit: „Von besonderem Reize waren die Duette des Alt und Sopran. Die silbernen Coloraturen der Frau Henschel hüpften auf den majestätischen Wogen von Frau Joachims Gesange wie Möven auf brandender See; das klang wie Orgelton und Glockenklang, verbrämt mit Nachtigallengesang." Daß aber die Politik hinter der Kritik nicht zurücksteht, beweist uns das „Mainzer Journal", welches schreibt: „Wie ein getretener Wurm krümmt sich der Nationalliberalismus; er fletscht die Zähne, ballt die eine Faust, mit der anderen fleht er um Rettung." In ähnlicher Weise wettert die „Rheinisch-Westf. Ztg.", welche „in die Freihandelspauke blasen". Ueberaus sinnig ist auch die folgende Redensart: „Wieder schwingt der Arbeiter Hammer und Amboß." („Pforzheimer Beobachter".) Das Entsetzlichste an grauenvoller Phantasie aber bietet uns das „Mannheimer Journal", welches 1870, offenbar vor Beginn des deutsch-französischen Krieges, schreibt: „Wir stehen auf einer Pulvertonne, die, wenn ihr nicht der Boden herausgeschlagen wird, zum Danaiden-Faß werden und explodiren kann." Und mit der unnatürlichsten Loyalität versichert ein Hofbericht: „Die Entbindung erfolgte nach dem üblichen Ceremoniell um 12 Uhr 27 Minuten Mittags."

— Recht tröstlich. Schuster (zu seinem Kunden): „Es wäre doch schon an der Zeit, daß Sie mir die 15 Mark endlich bezahlen würden; ich kann doch wegen einer solchen Kleinigkeit nicht so oft den weiten Weg machen."—Schuldner: „Na, trösten Sie sich; im nächsten Monat—zieh' ich in Ihre Nähe."

— Kasernenhof-Blüthe. In einer Kaserne wird Abends ein Deserteur eingeliefert, und alle Fenster des Kasernenhofes waren dicht mit neugierigen Köpfen besetzt. Dies schien dem Feldwebel du jour nicht vorschriftsgemäß; deshalb schrie er: „Himmelherrgottmilliardenbombensapramen! wollt Ihr von den Fenstern weg! Die Kaserne schaut ja aus wie ein Wurstladen, wenn an jedem Fenster ein paar Saukköpfe heraushängen."

Abonnirt auf die Abendpost. 1 Cent. 92 Fünfte Avenue.

Im Malerhäuschen

Erzählung von Marc. Boven.

Das kleine Haus, welches vor langen, langen Zeiten der welsche Maler sich erbauen ließ, hatte viele Jahre lang leer und unbewohnt gestanden; verschlagen waren die hohen Fenster des Gemachs, in welchem der Alte mit den funkelnden Augen seine Heiligenbilder gemalt, die trotz ihrer Seltsamkeit so sehr begehrt waren und, wenn der Alte sich zu einem Verkauf entschließen konnte, rasch in alle Welt gingen. Man schätzte sie um der eigenartigen Schönheit der Weiberköpfe darauf, die alle sammt die Züge trugen, welche das junge Weib des Malers besessen haben sollte, das, wie man sagte, in der Blüthe ihrer Jugend dahingewelkt war, zertreten durch grausame Eifersucht des Gatten. Selbst noch in jungen Jahren stehend, als er sein Weib verlor, verzehrte sich der Unglückliche in Reue, bis sein Haar weiß und seine Kraft erschöpft war; dann war er eines Tages verschwunden, sein Haus mit allem, was es enthielt, der Stadt zum Erbe lassend, die Heiligenbilder gingen in die Kirchen, der Hausrath in die Hospitäler, das Recht zum Vermiethen des Hauses blieb der Stadt mit der Bedingung, die Räume nur an Maler zu vermiethen. Viele Jahre waren die Räume leer geblieben, dann hatte ein deutscher Maler wieder in dem großen Gemach mit den hohen Fenstern vor seiner Staffelei gestanden und wenn auch nicht Heiligenbilder, so doch allerhand weltliche Genrebilder geschaffen. Auch ein Weib war wieder mit dem Maler ins Haus gezogen und der ältere Mann schien große Freude an seiner reizenden Gemahlin zu haben; doch während er seine Bauerndirnen und krausköpfigen Dorfbuben malte und an nichts Arges dachte, entfloh sein junges Weib heimlich mit einem Galan und der Betrogene ging weg, um seine Schande und sein grimmiges Weh zu verbergen; und wieder schaffte man Bilder und Hausrath aus dem Hause, wieder stand es jahrelang unbewohnt, und in dem kleinen Garten, der es umgab, nisteten die Vöglein und wucherte das Unkraut ungestört wie vordem.

Die Bewohner des Städtchens, die bei ihren Spaziergängen nach dem nahen Walde an dem Malerhäuschen, wie sie es zu nennen liebten, vorübergehen mußten, hatten schon lange alles Interesse verloren, sich die geschlossenen Fensterläden und den verwilderten Garten immer wieder zu betrachten, nur zuweilen zur Rosenzeit streckte sich wohl eine Hand über die Gitter, welche das ganze kleine Heimwesen umschlossen, um nach den herrlichen Kletterrosen zu greifen, welche von Jahr zu Jahr in verstärkter Fülle und Pracht sich am Hause hinaufrankten und auch an einzelnen Stellen mit ihren rosigen Fingern in die Verzierungen des eisernen Gitters gegriffen hatten, um zur Zeit der Junisonne ihre Blüthen an das kalte Metall zu drücken.

In diesem Jahre war schon im März alle Wintersqual vergessen, aber dem jungen Grün der Wintersaat trillerten die Lerchen und wo am Wege und am Waldessaum die Märzsonne kräftig hinscheinen konnte, dufteten blaue Veilchen ihr frisch entgegen. Und als die Bewohner der Stadt hinauszogen, um im Wald die ersten Leberblümchen zu pflücken, da sahen sie mit Verwunderung, daß die Fenster im Malerhäuschen geputzt wurden und Scheuerbesen in alle Ecken hineinfuhren; wenige Tage später hielten Möbelwagen vor dem Hause, Hausrath wurde hineingetragen und die letzten Spaziergänger sahen Lichtschimmer durch die Fensterläden fallen, das Malerhäuschen hatte einen neuen Miether; ein deutscher Maler wohnte darin und sein Weib dazu, und man konnte am nächsten Morgen eine feine weiße Hand bemerken, die den Vögeln, die gar nicht scheu thaten, Futter vors Fenster streute.

Nach und nach konnten die neugierigen Kleinstädter denn auch Vermuthungen darüber anstellen, wie weit die neuen Bewohner des Malerhäuschens dazu beitragen würden, den Ruf desselben entweder weiter zu verdächtigen oder wieder herzustellen. Man sah zuweilen den deutschen Maler mit nachlässig in den Taschen seiner Beinkleider versenkten Händen auf den alten Rasenplätzen des verwilderten Gartens einhergehen, um nach Veilchen zu suchen, deren Auffinden er nie verfehlte seiner Frau durch ein lautes Hollah mitzutheilen, damit diese herbeikam, um sie zu pflücken, da die lange Gestalt des hagern Mannes nicht recht geeignet zu vielem Bücken zu sein schien. War nun das Gesicht des Mannes ein viel zu ruhiges, um dabei an die zehrende Eifersucht des welschen Malers aus alter Zeit denken zu können, so war ebenfalls der Ausdruck seiner Züge ein viel zu offener und geweckter, um annehmen zu dürfen, daß er wie sein letzter Vorgänger über seiner Malerei die Zeit verträumen und sich sein Weib verlocken lassen würde. Die klaren grauen Augen, der starke Schnurrbart unter der scharfgebogenen Nase und der spitze Knebelbart gaben ihm etwas Keckes und freundlich Humoristisches und, seine Bewegungen waren nicht die eines Träumers, sondern eines behaglich in süßer Ruhe sich Ergebenden, der gleichwohl alles um sich her beachtet.

Noch mehr aber als das Aeußere des Malers war es die Erscheinung seines Weibes, welche jeden Gedanken an eine Wiederholung der dem Häuschen anhängenden Ueberlieferung fernhielt. Des Malers Frau war weder jung noch schön, sie mochte die Dreißig wohl schon überschritten haben, die erste Frische war gewiß schon lange von ihren Wangen geschieden, und vielleicht nicht allein durch den Verlauf der Jahre, wenigstens hatten auch die blauen Augen etwas von dem stillen Glanze, den vergossene Thränen in den Augen zurückzulassen pflegen, und auf dem feinen Gesicht lag nur ein schwacher Schimmer von Roth, als wenn es sich nicht recht traute, hervorzutreten [illegible]

war sicher von Glück zu berichten. Wenn Frau Gertrud auf das Hollah ihres Gatten herbeieilte, um die entdeckten Veilchen zu pflücken, und dankend zu dem hagern Manne aufsah, wenn sie sich im Dämmerlicht zärtlich in seinen umschlingenden Arm schmiegte und seine schön geformte Hand schmeichelnd an ihre Wange legte, dann war viel Glück auf dem Gesichte beider zu lesen.

Die Veilchen auf den Rasenplätzen des Gartens waren abgeblüht, an den Büschen neben der Laube färbten sich die lila Blüthen des Flieders, an den Kletterrosen waren überall Blätter hervorgequollen und viel Knöspchen waren schon zu entdecken, und von den Obstbäumen flatterte der Blütenschnee auf den üppigen Rasen. Ein recht verändertes Ansehen hatte Haus und Garten unter Frau Gertruds Hand erhalten, Ordnung und Zierlichkeit hatten sich der wüsten Stätten bemächtigt und das Malerhäuschen war jetzt in feinem Gartenschmuck so lieblich anzusehen, daß kein Vorübergehender versäumte, hinzuschauen, wenn er vorbeikam.

Im Städtchen läutete man das morgende Himmelfahrtsfest ein, der Wind trug die Glockenklänge durch die stille Abendluft. In der kleinen Laube des Gartens saß die Frau des Malers und hielt einen geöffneten Brief nachdenklich in der Hand und auf ihrem sonst so ruhigen Gesichte lag ein Ausdruck von Verlegenheit und Besorgniß.

Zuweilen hob sie den Kopf und blickte auf den Weg hin, auf welchem ihr Mann von seinem Spaziergang heimkehren würde. Als sie dann den Erwarteten entdeckte, stand sie auf, um ihm das Gitter des Gartens zu öffnen; er sah sie freundlich an. Du hättest mitgehen sollen, sagte er herzlich, es war zu schön im Walde.

Er nahm seinen Hut ab und strich sich die vollen Haare von der hohen Stirn, dann schlug er im Weiterschreiten seinen Arm um Frau Gertrud, griff in die Zweige eines Apfelbaumes und schüttelte die zarten Blüthenblätter über ihren Kopf, er bog sich etwas verwundert zu ihr nieder, als sie so stumm neben ihm blieb. Dann sah er den Brief in ihrer Hand. Von wem ist der Brief? fragte er.

Gertrud lächelte etwas schmerzlich. Von Ottilie von Olten, sagte sie zögernd, und ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll.

Arnold Strußner hielt vor der kleinen Laube an.

Lies vor, bat er lakonisch. Sie setzten sich und Frau Gertrud las:

„Hannover, den 4. Mai 18..

Liebe Gertrud! Wenn die Versicherungen Deiner Dankbarkeit gegen mich aufrichtig waren, so muß dieser Brief Dir Freude machen, ich habe eine Bitte an Dich. Nach einem Winter, den ich nur in dem Bemühen verbracht habe, Elisabeths Jugend gerecht zu werden, sehe ich mich genöthigt, das Mädchen von hier fortzuschicken. Ich will Dir ohne lange Vorrede die Gründe hiefür mittheilen, ich halte Dich für zu vernünftig, um befürchten zu müssen, daß Du durch meine Dir bekannte Offenheit in diesem Briefe verletzt werden könntest, oder mir sonst nicht völlig beistimmen dürftest. Du weißt, daß Elisabeth noch als ein halbes Kind von ihrem Großonkel bei dessen Tode als die Erbin eines sehr beträchtlichen Vermögens bedacht wurde, welches ihr von dem Tage an, da sie achtzehn Jahre alt sein würde, zur vollständigsten, freien Verfügung überlassen werden sollte. Es haftete jedoch die Clausel an dieser Erblassung, daß Elisabeth keine andere Ehe schließen dürfte, als mit einem Officier, wenn sie im Genuß des Erbes bleiben solle. Dieses Erbe, welches mir seiner Zeit bei meiner eigenen, mich sehr wenig befriedigenden Vermögenslage als ein großes Glück für Elisabeth erscheinen wollte, hat sich doch in mancher Weise für dieselbe verhängnißvoll erwiesen. Seit dem Tage, wo sich meine Tochter zuerst im geselligen Leben zeigte, ist kaum ein Vierteljahr vergangen, in welchem das Mädchen nicht einen Heirathsantrag erhalten hat; eine Zeitlang lebte ich in dem verzeihlichen Wahn und versuchte auch Elisabeth daran glauben zu machen, daß die natürliche Art ihres Benehmens und der Reiz ihrer Erscheinung die Veranlassung für diese Anträge gegeben hätte, allein der letzte Winter hat Elisabeth leider in der Annahme ganz und gar bestärkt, daß man zu allen diesen Courmachereien lediglich durch den Ruf von Elisabeths Reichthum verleitet wurde. Ich weiß, daß sie in mehreren Fällen ihren Bewerben unrecht gethan hat, aber Elisabeth ist einmal aufs äußerste durch unliebsame Erfahrungen gereizt und weist jeden Antrag ohne jede Erwägung aus Grundsatz zurück. Nun hat in den letzten Wochen der Saison, welche Elisabeth bis zur Abspannung in Tanz und sonstigen aufregenden Vergnügungen genossen hat, ein hier gastirender Claviervirtuose einen ganz abgeschmackten Eindruck auf das Mädchen gemacht. Ein widriger Zufall hat Elisabeth an mehreren Abenden mit diesem Clavierspieler zusammengeführt, er hat sich leider viel mit Elisabeth beschäftigt, mit ihr wahrscheinlich in allen Tonarten geschwärmt und ihre Phantasie erregt, um schließlich nicht um ihre Hand anzuhalten. Nach ihren Erfahrungen, die besonders in letzter Zeit recht verletzend auf Elisabeth eingewirkt haben mögen, war das vielleicht schon genügend, um nicht nur diesen Jüngling, sondern mit ihm die ganze Zunft der Künstler von der allgemeinen Verdammniß der Männerwelt auszuschließen, kurz, Elisabeth schwärmt seitdem von den Gesinnungen der edlen Künstler, von dem Glück, das es gewähren müßte, die Genossin eines so edlen Mannes zu sein, der von dem Elend der Berechnung im Leben unberührt über Sternen wandle und so ad infinitum weiter. Nach all diesem Gesagten wird es Dir klar sein, wohin meine heutige Bitte zielt. Du sollst Elisabeth für einige Zeit in Dein Haus neh- [illegible]

nächster Nähe kennen lernen. Ich kenne Deinen Mann wenig, er mag ein sehr guter Mann sein, aber schön ist er mir nicht erschienen, Elisabeth wird in seinem Gesicht wenig von den weichlich regelmäßigen Zügen des Kunstjünger wiederfinden, dem sie ihre Unruhe hier verdankt; Dein Arnold mag auch ein sehr tapfer malender Mann sein, aber in seinen ewig grauen Landschaftsbildern, die er zum Broterwerb malt, wird Elisabeth ebensowenig Poesie finden können, als in der Persönlichkeit des Schöpfers derselben, und schließlich wird die bei Euch herrschende Einschränkung, zu welcher Euer Haushalt genöthigt ist, Elisabeth recht handgreiflich den Unterschied von einer Hütte und ein Herz, gegenüber dem comfortabeln Leben mit gefüllter Börse klarlegen. Ihr sollt mir so recht als Ernüchterungsmittel dienen, und daher bitte ich, lebt gerade so weiter, wie Ihr es bisher gewohnt seid. Wenn Du, wie ich hoffe, meine Bitte mir erfüllst, so sende ich Elisabeth schon in wenig Tagen, und wenn der Aufenthalt bei Dir dazu dient, ihr den Kopf von allen überspannten Ideen zu reinigen, so sind wir, was den Dank anbetrifft, quitt. Du wirst gut thun, Deinem Manne diesen Brief nicht zeigen. Mit Gruß Deine

Ottilie."

Frau Gertrud schwieg, sie ließ den Brief auf ihren Schooß sinken un sah ihrem Manne unsicher ins Gesicht. Die gute Frau hat sehr recht, sagte Strußner bedächtig, wenn sie dich für sehr vernünftig erklärt, um dieser einen Wahrheit willen — er fuhr sich entsetzt in die Haare und sprach weiter —: welch ein Schriftstück, welche Mutter, welche Tochter, o, welche entsetzliche Zumuthung, dich mit solcher überfütterten Salonpflanze belasten zu wollen!

Gertrud faßte schüchtern die Hand ihres Gatten. In dein liebes Haus, in deine beglückende Nähe, in unser Heim und unsern Frieden soll ich sie nehmen, damit sie dich alle Stunden stört und belästigt, damit sie, was uns lieb und heilig ist, bespöttelt und verachtet!

Arnold Strußner lachte hell auf. Liebes Kind, sagte er gutmüthig, das letztere mag sie thun, das soll uns nicht verdrießen und nicht irre machen, ich wollte, ich könnte den Gedanken an alle sonstige Störung ebenso fortlachen. Er stand auf und schritt einige Male nachdenklich den Mittelweg des Gartens auf und ab, dann blieb er vor seiner Frau stehen und sah mit einem fast komisch wirkenden Blick der Verzweiflung auf sie nieder.

Diese Mama Ottilie aus Hannover ist dieselbe, die dich mit deiner Mutter zwei Sommer hintereinander ins Bad schickte, um deine alte Mama dort von ihren Leiden befreien zu lassen? fragte er.

Gertrud nickte, Thränen flossen über ihr Gesicht.

Strußner bog sich zu ihr nieder. Du weinst, Kind? sagte er bestürzt.

Was soll ich ihr nur antworten? fragte Gertrud gedrückt.

Arnold setzte sich zu ihr, er hob ihren gesenkten Kopf auf und sah ihr mit freundlichem Lächeln ins Gesicht. Du schreibst natürlich, wir wären entzückt, als Ernüchterungsmittel dienen zu können, du läßt das blasirte Ballbouquet kommen und hängst ihr nur einen kleinen Spiegel in ihr Zimmer, sei überzeugt, sie bleibt nicht Tage, wenn nicht einmal sie selbst sich genügend bewundern kann; laß das Weinen, Trudchen, sei froh, daß du eine Schuld der Dankbarkeit heimzahlen kannst.

Gertrud umfaßte ihren Mann. O, du bist gut, flüsterte sie innig, du bester Mann, welches Opfer bringst du mir, ich danke dir von Herzen!

Sie soll mich nicht stören und nicht verstimmen, sagte Strußner, ich will sie ertragen, es wird nicht lange dauern, siehe du zu, daß du mir dasselbe versprechen kannst. Er küßte seine Frau, und beide gingen in das Haus zurück. —

Die Einladung nach Hannover war abgegangen und angenommen, im Malerhäuschen zählte man die Stunden, welche man noch in Harmlosigkeit verleben durfte, ehe der erwartete Gast anrückte, dann war der festgesetzte Tag viel zu schnell da, Frau Gertrud rüstete sich, um nach dem Bahnhofe zu gehen und ihre neue Pflegebefohlene abzuholen.

Arnold Strußner sah der Davongehenden mit ziemlich verstimmtem Gesicht nach. Da geht sie hin, murmelte er, um so wie sie ist nicht wieder zurückzukehren; ich habe sie nicht merken lassen, was ich von dieser uns aufgeladenen Landplage denke; verwünscht sei das Heer der Uebersättigten, diese aus Blasirtheit für Einfachheit schwärmende Puppe wird meiner Liebsten das Herz schwer machen und ich werde dem Unwesen zusehen müssen, ohne den Unhold heimschicken zu dürfen. Ob Mutter Ottilie auch später eine richtige Quittung über rückgezahlte Schuldausstände leisten wird?

Er ging brummend in das bekannte Gemach mit den hohen Fenstern, zog mißmuthig eine leichte Hülle von einem halbfertigen Bilde auf der Staffelei, betrachtete mit geneigtem Kopf die Gruppe der vom Novemberwind zerzausten düstern Kiefern, über deren Wipfel die grauen Schneewolken hingen, trat einen Schritt zurück, langte nach Pinsel und Palette und begann hier und dort einen kleinen Strich zu machen, dann fing er an, eine leise, schwermüthige Melodie zart und weich vor sich hin zu pfeifen, und bald hantirte er eifrig mit Malerstock und Farbenpinsel und hatte Frau Gertrud und ihre Mission vergessen.

Frau Gertrud aber wandelte in schweren Gedanken auf schmalen Feldwegen dem seitab von dem Städtchen liegenden Bahnhof zu. Auf dem Perron waren nur wenige Menschen, einige Beamte gingen auf und ab und warteten auf das Einlaufen des schon angekündigten Zuges.

Gertrud schritt langsam über die Steinplatten des Perrons, sie lächelte etwas schmerzlich, als sie in ihrem Hasse die sonderbare Empfindung aufsteigen fühlte, [illegible]

her kannte, ja, sie wußte, es waren die gewaltsam zurückgedrängten Thränen, welche in ihrem Halse den schmerzenden Druck hervorriefen, Thränen, deren man sich schämt und die man unter einem Lächeln zu verbergen trachtet, während das Herz bedrückt und traurig ist.

Da war der Zug eingelaufen, an der kurzen Wagenreihe entlang schritt Frau Gertrud, die Thür eines Coupes erster Classe wurde vom Schaffner geöffnet und im Rahmen derselben erschien die Gestalt eines jungen Mädchens im elegantesten, in glanzreichster Perlenverzierung schimmernden schwarzen Anzuge, ein großer, mit Federn fast überladener Hut saß auf dem zierlichen Köpfchen, dessen hellfarbiges, krauses Haar um ein blasses, feingeschnittenes Gesichtchen wehte, aus welchem ein Paar braune Augen müde über die anwesenden Menschen hinblickten; zögernd blieben die kleinen Füße auf dem Trittbrett des Waggons.

Gertrud trat näher. Fräuleiu von Olten? sprach sie halb fragend. Die großen Augen glitten fast achtlos an der unscheinbar gekleideten Frau vorbei, um von neuem umher zu spähen.

Jawohl, ja, sprach die Angeredete lässig, ist Frau Strußner nicht selbst gekommen? Hier, nehmen Sie diese Tasche, ich muß dann schon selbst nach meinem Gepäck sehen.

Über Gertruds Gesicht glitt ein Lächeln, sie griff nach der dargereichten Tasche und half dem jungen Mädchen vollends niedersteigen. Wir wollen gemeinsam nach Ihrem Gepäck sehen, sagte sie freundlich, ich bin Gertrud Strußner selbst, ich bin gekommen, um den neuen Gast unseres Hauses zu begrüßen.

Einen Augenblick starrte Elisabeth sprachlos in das ruhige Gesicht der in ihren Augen ältlichen Frau, dann zog ein helles Roth über ihre Wangen. Verzeihen Sie, sagte sie gepreßt. Bitte, bitte, es ist keine Entschuldigung nöthig, geben Sie mir Ihren Gepäckschein, sagte Gertrud und hielt einen Gepäckträger an. Sie wandte sich dann unbefangen gegen Elisabeth und sagte heiter: Wir sind hier im Städtchen, alle einfache Leute und Droschken und so weiter sind unbekannte Dinge für uns; wie ist es, wollen Sie sich jenem baufälligen Omnibus anvertrauen, oder ziehen Sie es vor, den nicht zu kurzen Weg zu Fuß zurückzulegen?

O, wir wollen gehen, bat Elisabeth rasch, der Gedanke, dieser Frau mit dem ruhigen Gesicht, welche sie schon mit dem ersten Wort gegen sich mußte eingenommen haben, in einem Wagen gegenüber sitzen zu müssen, war ihr jetzt beklemmend; so ging sie halb stumm neben ihrer Verwandten an Feld und Wiesen vorüber, der laue Wind fächelte ihre Wangen, und die Vögel zwitscherten lustig, aber dem Mädchen war fast traurig zu Muth. Das Abschiedswort ihrer Mutter: „Du wirst dich, so hoffe ich, in allen deinen überspannten Erwartungen dort getäuscht sehen", welches sie während der Fahrt hieher belächelt hatte, weil ihr heimathmüdes Herz eben von großen, schönen Erwartungen geschwellt war, klang jetzt in anderm Ton vor ihren Ohren nieder. Das war die erste Enttäuschung, sagte sie sich, wenn sie die Blicke heimlich auf ihre Begleiterin fallen ließ, wie hatte sie sich doch ihre neuen Wirthe vorgestellt! Auf dem Balcon eines phantastisch gebauten und hoch gelegenen Hauses hatte sie den jungen Maler mit seiner Gattin zu sehen gemeint, eine zierliche, elastische Gestalt mit wallenden, dunkeln Locken und kleinem Schnurrbärtchen, im eleganten verschnürten Sammtrock, aus welchem feine Spitzen über die schlanken Hände fallen sollten.

Und neben ihm, wie ein Elfenkind, sein junges Weib in duftigem, weißem Gewande, mit träumerischen Kinderaugen zu ihm hinblickend, keinen andern Wunsch im Herzen als nur den, ewig iu seiner Liebe und seinen Schöpfungen zu leben. Und nun diese ziemlich altmodisch und einfach gekleidete Frau mit dem Ausdruck einer praktischen Hausfran im Gesicht, eine Frau von dreißig Jahren, die zu Hause sicher lange Wollstrümpfe strickte, das war des Malers Weib. Elisabeth stöhnte fast. Wenn die Mutter recht behielte, wenn das Land, dem sie so zuversichtlich zugeeilt war, weil daheim der Boden ihr unter den Füßen gewankt hatte, auch nur noch ein trügerisches sein sollte—?

Frau Gertrud nahm auch ihrerseits, während sie zwanglos über ihre Umgebung plauderte, oder Elisabeth nach der Mutter und Hannover befragte, eine Prüfung ihrer Begleiterin vor. Das Mädchen war schön, doch die Bläße ihrer Wangen erregte Gertruds Mitleid, und mehr noch als das bewegte es Gertrud, zu hören, mit welcher kühlen Herbheit Elisabeth von ihrer Mutter sprach und mit welcher müden Blasirtheit von der Heimath, die sie verlassen hatte.

Haben Sie sich gern zu dem Leben bei uns entschlossen? fragte Gertrud ganz offen.

O ja, ich habe mich so sehr darauf gefreut, sagte Elisabeth rasch, aber — sie stockte und fuhr dann leiser fort, ich dachte—ich hätte die Mama verstanden, daß Sie erst seit ganz Kurzem verheirathet sein sollten.

Wieder fuhr ein heimliches Lächeln über Gertruds Gesicht. Das arme Ding, dachte Frau Gertrud, sie wird sich wieder wegen dieses Bekennens eines Irrthums von ihr ärgern müssen. Ich bin auch erst seit einigen Monaten verheirathet, sagte sie dann heiter, mein guter Mann hat ein alterndes Mädchen zu seiner glücklichen Frau gemacht.

Sie beobachtete nicht weiter die kaum hörbar gemurmelten, wie eine halbe Entschuldigung lautenden Worte Elisabeths, ein Gefühl von heißem Mitleid mit dem blassen Mädchen neben ihr quoll in ihrem Herzen auf, sie faßte Elisabeths Hand und drückte sie sanft. Versuchen Sie nur, sich bei uns alten Leuten etwas wohl zu fühlen, sagte sie ermuthigend, ich will gern Alles thun, damit diese Zeit ganz

welche Ihre Mutter für Sie erwünscht hat.

Elisabeth lächelte nur, sie war um eine Antwort verlegen, die Art dieser Frau verwirrte sie seltsam, und dann — nicht auf Ruhe für sich hatte sie hier gerechnet, sie hatte neuem Leben, hohen Empfindungen und Weltanschauungen hier entgegengehofft, und alle diese schönen Erwartungen schienen ihr bedroht allein durch das schlichte Wesen hier neben ihr, das durchaus nicht in den Kreis ihrer Traumbilder hineinpassen wollte.

Sie gingen an kleinen inmitten von Gemüsegärten liegenden Häusern vorüber, schmucklos, in regelmäßiger Einfachheit erbauten Wohnhäusern, Elisabeths Augen flogen den noch immer ziemlich entfernt vor ihr liegenden bewaldeten Höhen zu, dorthin, wo sie so gern ihr neues Heim sich denken wollte—da öffnete Frau Gertrud eine Thür in einem Gitter, welches ein etwas ansehnlicheres Häuschen und einen Garten von der staubigen Straße trennte. Wir sind zu Hause, sagte sie einfach.

Elisabeth warf einen erschrockenen Blick auf den kleinen gepflegten Garten, in welchem Stiefmütterchen, dickköpfige Päonien und Goldlack blühten, sowie sorgsam gehaltene Beete mit frischgrünem Salat und sehr wenig salonfähigem Schnittlauch prangten—ach, sie hatte von Jasmin und Rosen geträumt, von traulichen Rasenbänken im Halbdunkel unter dichten grünen Zweigen, in denen die Vöglein nisten sollten. Wortlos folgte sie ihrer voranschreitenden Wirthin und übersah die grünen Laubgewinde der Rosen, die ihr doch tröstend zunickten.

Frau Gertrud öffnete die Thür des Hauses, sie traten in ein kleines Vorgemach, fast schwindelnd stand Elisabeth still und sah auf den schneeweiß glänzenden tannenen Tisch und die einfach geweißten Wände; aus der augenscheinlich sehr nahen Küche drang ein Geruch wie von verbrannter Milch, kein Mensch ließ sich sehen, nur hinter einer geschlossenen Thür tönte scharfes, abgebrochenes Pfeifen eines einzelnen Tones, und es klang unangenehm genug.

Frau Gertrud begegnete mit lustigem Lächeln den fragenden Blicken Elisabeths. Das ist Strußner, sagte sie strahlend, wenn er an ganz besonders schwer zu bemeisternden Partien eines Bildes beschäftigt ist, dann macht sich seine erwartungsvolle Ungeduld stets in diesem melodischen Gepfeife Luft. Eine leise, liebliche Cadenz schloß jetzt kurz die wenig erfreuliche Kunstleistung. Frau Gertrud nickte. Sehen Sie, jetzt hat er's überwunden, sagte sie innig und nickte ganz selig, doch nun kommen Sie, daß ich Ihnen Ihr leider sehr bescheidenes Stübchen zeige.

Sie stiegen eine schmale Treppe hinauf und traten in ein kleines Zimmer; das Fenster war weit geöffnet, von frischer Luft war alles erfüllt, das Bett und ein kleiner Toilettentisch war von zarten weißen Vorhängen geschmückt, ein kleiner Tisch am Fenster, ein Schrank und einige Stühle, das war die ganze Ausstattung des Gemachs. Gertrud verabschiedete sich mit einem Händedruck und Elisabeth sah sich allein.

Sie warf ihren Hut hastig von sich, ging einige Male rasch in dem kleinen Raum auf und nieder, setzte sich dann auf einen Stuhl und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen. O, wenn die Mutter recht hätte! Wenn das frische, hochherzige ideale Künstlerthum, das sie hier zu finden gehofft, dem sich ihr Herz so entgegengesehnt hatte, hier nicht zu finden sein würde, wenn alle ihre Träume zerrinnen sollten, entkleidet alles idealen Schimmers, nichts bleiben als der dürftige Haushalt, der von je her einer Künstlerwirthschaft ankleben sollte, wie die Mutter und manch schnurrbartdrehender Fant in den Ballsälen gesagt hatte, wenn sie rühmend von jenem Claviervirtuosen gesprochen hatte. Dann fielen heiße und schwere Thränentropfen durch ihre feinen Finger, ach, sie fühlte, daß sie um eine liebe, schöne Hoffnung ärmer geworden war. Endlich stand sie auf. Die Frau aber meint es sicher gut mit mir, flüsterte sie, ich will mich bemühen, ihr gerecht zu werden.

Arnold Strußner hatte nichts von der Heimkehr seiner Frau mit dem neuen Hausgast gehört, jetzt stand Gertrud vor dem großen Manne und zerrte an seinem Malerstock und seiner Palette, die er lächelnd festzuhalten strebte; du mußt nun kommen, Arnold, mahnte sie, du mußt deinen andern Rock anziehen und dich schön machen, Liebster, ich möchte so gern mit dir Ehre einlegen.

„Ja, ja, nickte der Maler, ich merke schon, jetzt geht es los mit der Geschichte. Er stellte seine Geräthschaften zur Seite und betrachtete die Farbe an seinen Fingern. Na, wie sieht sie denn aus?

Blaß, zierlich, sehr elegant, aber sehr hübsch, berichtete Gertrud eifrig.

Das letzte ist gut, sagte Strußner, ich mag gern hübsche Gesichter in meiner Nähe leiden; erschien sie dir sonst angenehm?

Ich weiß nicht recht, sagte Gertrud zögernd, aber ich will mir rechte Mühe mit ihr geben, daß Sie uns lieb gewinnt.

Ja, du wirst dich über Gebühr mit ihr plagen, ich sehe alles voraus, brummte Strußner: nun geh nur, ich komme bald, sie zu begrüßen, ich habe auch Hunger. Es ist nur gut, daß das Mädel hübsch ist.

Die Frau waudte sich zum Gehen. Gertrud! rief Strußner, sie drehte den Kopf nach ihm zurück, da stand er und streckte die Arme nach ihr aus, sie flog an seine Brust. Der Maler drückte ihren Kopf zärtlich an sich. Entziehe dich mir nicht um dieses Mädchens willen, Liebste, bat er in weichem Ton, ich kann nichts von dir entbehren. Er küßte die glücklich Lächelnde und schob sie dann zum Zimmer hinaus.

Eine saubere, aber ziemlich linkische junge Magd pochte an Elisabeths Thür und meldete, daß das Essen aufgetragen sei. Bedrückten Herzens stieg Elisabeth die schmale Treppe hernieder; sie hatte nur wenig Veränderungen an ihrem Rei-

der bezeichneten Thür des Eßzimmers stand, überfiel sie der Gedanke, ob nicht vielleicht ihr Anzug für das Diner des Malers zu einfach sein dürfte.

Elisabeth trat ein, fast hätte sie wegen ihrer letzten Bedenken gelacht; da stand Frau Gertrud in ihrem schlichten Kleid von vorhin und darüber, wie noch zur Schonung, ein weißes Schürzchen gebunden — lächerliche Sorgfalt!

Gertrud kam dem jungen Mädchen freundlich entgegen.

Elisabeth lächelte etwas förmlich, sie hielt die dargereichte Hand einige Secunden lässig in ihren Fingen und ließ sie dann fallen. Jetzt trat Strußner ins Zimmer. Da ist mein guter Mann, liebe Elisabeth, sagte Gertrud.

Das Mädchen blickte zu dem hagern Manne auf, der, in einen einfachen, gutsitzenden Hausrock gekleidet, vor ihr stand; ein paar graue Augen sahen forschend in ihr Gesicht, eine Hand von angenehmer Wärme faßte mit elastischem Druck die ihre und eine klangvolle Männerstimme sprach: Seien Sie mir gegrüßt.

Eine sanfte Röthe stieg Elisabeth in das blasse Gesicht; war auch der Maler vor ihr so ganz anders, als ihre Phantasie sich den jungen Künstler gedacht hatte, so glaubte sie doch zu fühlen, daß der Mann hier eine große und edle Natur sei, der Druck seiner Hand, Blick und Wort berührte sie sympathisch, und zum ersten Mal, seit sie den Fuß aus dem Coupe gesetzt hatte, stieg es in ihr auf wie eine Regung von Freude, sie blickte den Maler an wie erlöst: O, ich danke Ihnen, sagte sie, ich wünsche so sehr, bei Ihnen glücklich zu sein!

Arnold Strußner lachte herzlich. Ja, da müssen Sie selbst Ihr Bestes dazu thun, sagte er launig, und wandte sich an Gertrud: Nun, Schatz, wie wollen wir sitzen?

Welch ein sonderbares Diner! dachte Elisabeth, als sie ziemlich einsilbig in der ihr so neuen Umgebung saß, auf die einzelnen Fragen, zu welchen die Höflichkeit ihre Wirthe zwang, nur wenig ausführliche Antwort gebend und sonst eifrig bemüht, alles zu sehen und hören. Die unglaubliche Einfachheit der Speisen erschien ihr eben so befremdlich als die außerordentliche Schmackhaftigkeit dieser einfachen Speisen, und eben so stand die linkische Art, in welcher die junge Magd die Bedienung bei Tisch besorgte, im Gegensatz zu der Schönheit des Porzellans, in welchem die Speisen aufgetragen wurden.

Arnold Strußner schien seinem Versprechen gegen Gertrud treu bleiben zu wollen, er plauderte unbefangen mit seiner Frau und verschwendete nicht zu viel Mühe daran, den einsilbigen Gast an seinem Tisch zum Reden zu bringen, doch ruhte sein Auge oft wohlgefällig auf den anmuthigen Linien von Elisabeths Körper und auf dem blonden Haarschmuck des zierlichen Köpfchens.

Als das Essen vorüber war und Strußner noch bedächtig einen runzligen Winterapfel schälte, sagte er plötzlich mit leisem Lachen zu seiner Frau: Ich habe heute früh wieder einen Brief von Hagenfeld bekommen, er hat mir nun schon fünftausend Mark geboten.

Und du willst es ihm lassen? fragte Gertrud halb bestürzt.

Ich habe Hagenfeld noch nicht geantwortet, aber ich habe gleich an Ramminger geschrieben und angefragt, wohin ich das Bild schicken soll, und daß ich mit seinem Angebot von Dreitausend zufrieden bin.

Das freut mich, doß du dich so entschlossen hast! rief Gertrnd. Mein Mann hat ein Bild verkauft, wandte sie sich dann erklärend gegen Elisabeth.

Aber warum — wenn jener Herr so viel mehr geboten hatte —? fragte diese zögernd.

Arnold Strußner wandte sich langsam gegen das junge Mädchen. Weil ich, sagte er ruhig, nicht gern daran denken möchte, daß unter meinen maifrischen Eichen die dicke Frau Hagenfeld in ihrem Salon sitzen würde und ihr Mann stände ihr und sagte zu seinen Gästen mit der überlegenen Handbewegung des eingebildeten Emporkömmlings: „Habe das Bild gekauft von dem Strußner, hab' ihm bezahlt an die fünftausend Mark, das ist viel, aber das Bild ist nicht übel, und hat die Nationalgalerie ein Bild von ihm, erlauben mir meine Mittel, auch eins zu haben", sondern ich möchte, daß das ehrwürdige Antlitz meines kunstsinnigen Gönners und Freundes Ramminger von seinen Papieren sich zuweilen zu meinem Bilde erhöbe, und der Mann dann meiner freundlich gedachte, während seine Gedanken und seine Seele dahinziehen zu Wald und Waldesluft, zu dem von milder Abendsonne beleuchteten Waldesteich und zu den röthlichen, in sanftem Winde dahinsegelden Abendwölkchen am bläulichen Himmel, denn meine eigene Seele habe ich in das Bild zu legen versucht, und daher soll es wieder Seelen erfreuen können und nicht als Inhalt goldener Rahmen, als Paradestück in den von hohler Pracht schimmernden Salons eines aufgeblasenen Geldprotzen sein Leben verjammern.

Elisabeth sah ihn mit großen Augen an. Aber, sagte sie eifrig, wenn Sie Ihre Seele hineinlegten, als Sie es malten, warum konnten Sie sich entschließen, es überhaupt zu verkaufen?

Strußner lehnte sich lachend in seinen Stuhl zurück. Höre nur, Trudchen, was sie sagt, sprach er heiter. O, Fräulein von Olten, aus welcher glücklichen Welt kommen Sie? Bei mir heißt es ebenso gut, ich lebe um zu malen, als ich male um zu leben. Ja, gewiß, die Kunst geht nach Brot, zumal wenn die Kunst sich ein Weib genommen hat. Ich weiß, das ich meine Bilder verkaufen muß, und ich danke Gott für annehmbare Käufer, aber doch einstweilen ist mir die hohe Göttin wohl noch nicht so völlig nur milchende Kuh geworden, daß ich etwa bei jedem Ast, den ich meinen Bäumen auf dem Bilde ansehe, bereits berechne, wie viel der oder

Wer könnte das auch thun? fragte Elisabeth entrüstet.

Ich fürchte, mit der Zeit lernen es alle, lachte Strußner, in dieser Welt hat eben fast jedes Ding seinen in Mark und Pfennig abzuschätzenden Werth; so gut wie man der Patti nachrechnen kann, wie hoch jedes Wort bezahlt wird, das sie in den Opern singt, welche sie unter Führung ihres Impresario für so und so viel Tausend Mark sich zu singen verpflichtet hat, ebenso gut kann auch ein Claviergymnastiker die Concerteinnahme berechnen für Tact und Vierteltact seiner Leistung. Sehen Sie, so: fis moll-Accord fünfzig Pfennig, denselben im Discont wiederholt mit Triller für Daumen und Zeigefinger fünfundsiebenzig Pfennig mehr, und so weiter.

Elisabeth war aber diese Art, die Kunst und namentlich die Clavirvirtuosen zu verhöhnen, ärgerlich, sie entgegnete nichts auf Strußners Scherz, sie standen alle vom Tisch auf, der Maler zündete sich eine Cigarre an und lehnte sich zum Fenster hinaus.

Gertrud begann mit der Dienerin den Tisch abzuräumen; einen Augenblick stand Elisabeth wie zögernd, ob sie sich zur Hülfe anbieten sollte, sie wußte gar nicht, that es ihr wohl oder wehe, daß man sich augenscheinlich so wenig durch ihre Gegenwart genirt sehen wollte. Wenn ich nur erst wüßte, was Mama über die Ursache zu dieser Reise geschrieben haben mag, dachte sie.

Strußner blies noch eine Zeitlang schweigend den Dampf seiner Cigarre in die Luft, dann erhob er sich und verließ das Zimmer.

Endlich war Gertrud mit ihrem Schaffen fertig, sie kam mit einem Korb voll Näharbeit in ihrer Hand und forderte Elisabeth auf, mit ihr in den Garten zu gehen, um in der Laube zu sitzen. Im Garten saß es sich angenehm, die Luft war milde, die bewaldeten Höhen, auf welche man einen unbehinderten Blick hatte, glänzten im Sonnenschein, in dem Rosengewirr am Hause sang ein Fink und von den nahen Feldern, welche sich so zutraulich an das Städtchen herangeschoben hatten, erklang zuweilen das Brüllen einer Kuh oder das Singen des Knaben, der sie hütete.

Gertrud sah etwas befremdet auf die müßigen Finger ihres Gastes, aber nichts kam dem Erstaunen gleich, mit welchem Elisabeth den Inhalt des neben ihr stehenden Korbes musterte, aus dem die fleißigen Hände ihrer Wirthin sich Beschäftigung holten. Was schrieb Ihnen meine Mutter als Grund für dieses Ihnen doch sicher etwas befremdliche Erbitten von Gastfreundschaft für mich? fragte Elisabeth plötzlich.

Gertrud zögerte einen Augenblick. Ihre Mutter, sagte sie dann, schrieb, sie wünschte für Sie nach einem für Sie aufregenden Winter einige Zeit ruhigen Lebens in kleinen Verhältnissen; sie wußte, daß es für mich eine Freude sein würde, ihr einen Wunsch erfüllen zu können. Ihre Mutter schrieb ferner, sie hoffte, Sie selbst würden mich vielleicht näher mit allem bekannt machen, was Ihnen eben die letzte Zeit in Hannover unbehaglich gemacht hätte.

Elisabeth biß sich auf die Lippen. So, so, sagte sie halb gereizt, ich —

Gertruds Hand legte sich leise auf ihren Arm.

Sie sollen hier nichts sagen, oder nichts thun, was Sie nicht gern sagen oder thun möchten, sprach sie sanft, Sie sollen nur versuchen, sich behaglich zu fühlen.

Elisabeth drückte fast schüchtern die Hand Gertruds. Ich danke Ihnen, sagte sie leise.

Vom Hause her erklang wieder das eintönige scharfe Pfeifen, Gertrud lachte. Mein guter Mann, sagte sie, wie fleißig er heute ist; sie sah Elisabeth an; wollen wir ihn einmal bei seiner Arbeit aufsuchen?

Sie gingen ins Haus. Elisabeth hielt fast den Athem an. O, nur keine neue Enttäuschung! flehte sie heimlich. Sie hatte sich vor ihrer Ankunft hier so schöne Ideen gemacht von allem Zauber eines Maler-Ateliers, immer hatte sie sich schon gewünscht, ein solches zu sehen, in dem Gewirr von Gemälden, Statuetten, Blumen, Teppichen und Gewandstücken aller Art sich umschauen zu können und inmitten alles dieses ihn sehen, den schaffenden Meister.

Sie traten in das große Zimmer, da stand der Künstler vor seinen zerzausten Kiefern und setzte einen tiefern Schatten nach dem andern in sein schon ohnehin dunkles Waldbild, er sah sich über die Achsel hin nach den Eintretenden um, nahm aber sonst in nichts von ihnen Notiz. Gertrud trat rasch an die Staffelei und überblickte das Bild. O, Arnold, rief sie in Freuden, wie schön, wie schön! Der Maler nickte. Es macht sich jetzt, sagte er kurz.

Elisabeth war befangen am Eingange des Raumes stehen geblieben, scheu blickte sie sich um, sie hatte sich doch eine sehr andere Vorstellung von einem Künstler-Atelier gemacht. Etwas Unordnung war ja ein Attribut solcher Räume, aber sie hatte eine Unordnung a la Makart zu finden gehofft, und hier —? An dem einen der hohen Fenster kein Vorhang, an dem andern eine schauderhaft mißfarbene Kattundecke, welche halb vor das Fenster gezogen war, am Boden Töpfchen, zum Theil im zerbrochenen Zustand, welche Farbe enthielten, der Künstler selbst in einem zerknitterten grauen Leinwandkittel, der selbst wie eine mit Blumen bestandene Wiese mit Farbenklexen verziert war, an den kahlen Wänden hier und da ein einfach mit einem Nagel befestigtes Studienblatt, in der Ecke ein Gestell mit einem an Ringen hängenden verblichenen Damastvorhang, auf einigen sehr ursprünglichen Staffeleien Landschaftsbilder in verschiedenen Stadien der Vollendung, auf dem Fußboden, gegen die Wände gelehnt, auf dem Tische in der Mitte des Raumes, überall [illegible] kleinere Cartons, bedeckt mit Studien in Kreide, Kohle oder Farben.

Elisabeth wagte kaum vorwärts zu gehen, sie blieb halb entsetzt stehen. Strußner wandte den Kopf, sah sich die zierliche Gestalt in ihrer reichen und geschmackvollen Tracht eine Weile schweigend an und brach in ein herzliches Lachen aus.

Wenn ich Sie malen könnte, rief er, ganz so, wie Sie da stehen, inmitten dieses Chaos, mit dem unnennbaren Ausdruck in Ihrem Gesicht, wahrhaftig, es gäbe ein kostbares Bild! Er trat Elisabeth einen Schritt entgegen. Was in aller Welt gedachten Sie denn hier zu finden? fragte er.

Elisabeth sah noch immer wie fassungslos zu ihm auf, daß er sich auch so gar nicht wegen seines Anzuges entschuldigte; aber freilich, sie war ja unaufgefordert zu ihm gekommen. Ich war noch nie in einem solchen Raume, sagte sie endlich, es ist — sehr interessant.

Strußner lachte. Sie sind, wie ich sehe, zu höflich, um es auszusprechen, wie enttäuscht Sie sind, sagte er.

Ja, ich habe es mir anders vorgestellt, sagte Elisabeth, ich dachte wohl an Farben, aber nicht so, und dann, müssen die Maler nicht so allerhand Rüstungen, Gewandstücke und Modelle haben?

Ja, die Bäume, die ich male, können mir doch nicht in natura Modell stehen kommen, lächelte Strußner.

Haben Sie diese denn so ganz im Gedächtniß, daß Sie sie völlig wiedergeben können? fragte Elisabeth, und ihre schönen Augen hefteten sich neugierig auf den Maler, der sich der Schönheit des Mädchens freute.

Hier sind meine Modelle für diese alten Kiefern, welche ich zu verwerthen suche, sagte er, indem er mehrere der zerstreut umherliegenden Leinwandfetzen aufhob und sie vor Elisabeth auf den Tisch ausbreitete. Das Mädchen sah rasch über sie hin. Aber das sind ja überall fast die gleichen Bäume, wie auf Ihrem Bilde dort, sagte sie verwundert.

Ja, das sind Vorstudien, meinte Strußner.

Betroffen schüttelte Elisabeth den Kopf. So oft den einen Baum, ist das nicht langweilig? fragte sie.

Der Fleiß fragt nur, ob es später gut geräth, sagte der Maler.

Aber der Talentvolle soll sich doch nicht zum Handwerker erniedrigen! rief Elisabeth eifrig.

Ueber das ruhige Gesicht des Malers flog es wie ein Lächeln. Der Fleiß im Handwerk der Kunst ist noch allezeit die rechte Hand von jedem Talent gewesen, sagte er, es gibt viele Maler ohne Talent, die es durch Fleiß zu gewissen Erfolgen bringen, aber es gibt sicher wenige in unserer Zunft, die den Fleiß im Handwerk ungestraft außer Acht lassen dürfen, wenn sie sich über den armseligsten Dilettantismus erheben wollen.

Der ernste Ton des Sprechenden, mehr noch der Ausdruck seines edlen Gesichts verwirrte Elisabeth, sie wußte nichts zu antworten.

Laß mich noch einmal deine Eichen sehen, die du für Ramminger bestimmt hast, bat Gertrud.

Der Maler schritt schweigend auf ein gegen die Wand gelehntes Bild zu, er machte eine Staffelei frei und setzte dasselbe darauf, dann ging er an das Fenster und schob die letzten Falten des alten Vorhangs zurück.

Es war wie Strußner gesagt hatte; auf dem Bilde streckten frischgrüne Eichen ihre knorrigen Aeste gegen den Abendhimmel und der kleine Waldesteich spiegelte Wald und Wölkchen wieder. Gertrud sah mit glänzenden Augen darauf hin. Welch vollkommener Friede ruht auf dem Bilde, sagte sie zu Elisabeth, wer empfände nicht den Wunsch, hier ruhen zu können!

Es sieht aus, als wenn noch nie ein Mensch die Stelle betreten hätte, und darum ist es so friedlich, sagte Elisabeth rauh; sie wandte sich schnell und verließ das Zimmer.

Ein sonderbares Wesen ist sie doch, sagte Gertrud, indem sie ihr nachblickte.

Laß sie, Trudchen, laß sie nur still ihre Wege gehen, sie wird sich schon zurecht finden; sie macht den Eindruck als wenn ihr etwas übel mitgespielt worden sei, aber reizend ist sie. — Wir wollen jetzt das Bild verpacken.

Sie ließen ihren jungen Gast allein und lachten bei ihrer Arbeit.

Einige Tage waren vergangen, die Kletterrosen trieben Knospen ohne Ende, dicht gedrängt in Büscheln sprangen sie überall hervor, und durch das Grün der Kelchblätter quoll hier und da das Roth der jungen Rose, heißer brannte die Sonne, der nahe Wald war voll belaubt und herrlich war es, darin zu lustwandeln.

Sonst war ein gemeinsamer Spaziergang der Schluß eines jeden Tages, heute aber war Frau Gertrud zu Hause geblieben, um der Beendigung einer großen Wäsche beizuwohnen, und der Maler war mit dem Gast des Hauses allein in den Wald gezogen. Gertrud hatte ihnen neidlos nachgeschaut, rascher als sie gedacht, war dann die Arbeit für sie beendet gewesen, und die alte Waschfrau stand vor ihr und ließ sich ihren Lohn auszahlen. Schmunzelnd betrachtete die Alte das Geldstück, welches Gertrud dem kargen bedungenen Lohn beigefügt hatte. Ja, Sie sind eine rechte, gute Herrschaft, lobte die Alte, so eine hat hier im Häuschen noch nicht gewohnt; es thut auch gut, daß hier auch einmal rechtschaffene Leute hausen, es hat sich ja bald jeder fürchten müssen, wenn man von allem zu hören bekam, was hier schon vorgefallen ist.

Die Abendluft war lau, und Frau Gertrud war allein, so kam es wohl, daß sie die geschwätzige Alte dahin brachte, sich zu ihr zu setzen und von alle dem zu sprechen, was dem rosenumrankten Häuschen Uebles anhaftete.

Die Alte sah, wie ihre Erzählung eine nachdenkliche Stimmung in Frau Gertrud hervorrief. Nun, sagte sie in der [illegible] Mann wird es nicht mehr mit der Eifersucht halten, ja, wenn man wie Sie so in den Dreißig ist, kommts auch nicht mehr vor, daß die Mannsleute gerade darauf ausgehen, dem Ehemann bange zu machen. Aber, setzte sie zögernd hinzu, mit dreißig Jahren und noch drüber ist die Sache bei einem Herrn anders wie bei einer Frau, und gerade herausgesagt, ich hätte keinen Spaß daran, meinen Mann mit einem so hübschen Mädel in den Wald laufen zu lassen. Na, nehmen Sie's nicht übel, setzte sie aufstehend hinzu, ich habe am Ende zu dreist gesprochen, aber die Leute sagen, just wenn die Rosen hier am Aufbrechen waren, da hat allemal das Elend hier im Hause angefangen, und das fiel mir gerade alles so ein, wie ich die Knospen hier so dick an der Wand hängen sah.

Die Alte humpelte den Weg zur Stadt zurück, Frau Gertrud aber saß und schaute in seltsamen Gedanken nach dem Walde hin, von wo ihr Mann mit seiner Begleiterin heimkommen würde. Ihr Mann, ihr lieber, ernster, zärtlicher Mann, und jenes blonde Mädchen, das dem Schutz seines Hauses anvertraut war. Nein, tausendmal nein!

Und doch mit unsichtbaren Häkchen saß die thörichte Rede der Alten im Herzen fest. Wie waren denn die Tage verflossen, seit Strußner zuerst Elisabeth gesehen? Gertrud nahm einen Tag nach dem andern vor, sie erinnerte sich ganz gut eines jeden, hatte sie nicht um Strußners willen recht eingehend beobachtet, wie sich nach und nach das geschrobene Verhältniß zwischen Wirth und Gast gestaltete? Sie erinnerte sich, wie Elisabeth endlich angefangen, über das, was um sie her geschah, zu sprechen, und wie Strußner dies aufgenommen, zuerst mit der halb gelangweilten Miene eines höflichen Mannes, welcher Dummheiten anhören muß, dann mit den Versuchen, irrige Ansichten zu berichtigen, und endlich mit Zurücklassen alles belehrenden Wesens in offenem Jubel über die heillose Verkehrtheit aller Begriffe dieses jungen Geschöpfs und die allerliebste Unfehlbarkeit, mit der ihre Weisheit vorgebracht wurde. Und mit dem herzlichen Lachen war in dem Maler ein freundschaftliches Interesse für das Wesen des anmuthigen Blondköpfchens aufgestiegen, jetzt war es für alle Zeit vorüber mit dem häßlichen Zwang der ersten Tage, Frau Gertrud mochte kommen, wann sie wollte, sie fand ihren Mann nie mehr ungehalten über den mit so viel Seufzen in Empfang genommenen Gast des Hauses.

Da war Arnold selbst gekommen und hatte Gertrud aus der Küche geholt, damit sie sich einmal das Mädel ansehen solle, und sie hatte dann Elisabeth in Strußners Atelier mit Pinsel und Palette hantirend gefunden, wie ein verwöhntes Kind, dem man Herrenrechte eingeräumt hatte, oder Gertrud mußte kommen, um zu sehen, wie allerliebst es sei, wenn Elisabeth im Garten die Vögel fütterte, oder Gertrud sollte anhören, welchen Unsinn Elisabeth wieder auskramte, und was dergleichen Anlässe zur Bewunderung noch mehr gewesen waren. Und Gertrud war gern gekommen, und hatte sich an Strußners Lust mitgefreut, war sie doch auch selbst eine Bewunderin des schönen Mädchens geworden deren Wesen hier im Malerhäuschen aufblühte, wie wohl eine verschmachtete Blume nach erquickendem Regen. Wie war das hochmüthig scheue Mädchen in der kurzen Zeit zu einem sich unbefangen der neuen Umgebung erfreuenden Wesen geworden? Jetzt schlich sie Gertrud nach in Küche und Keller, zwar nicht schaffend, aber mit den herrlichen Augen alles beschauend, glücklich wie ein Kind, wenn sie dem Maler einmal einen Trunk aus dem Keller holen oder ihm den Kaffee bereiten durfte. Und wenn Gertrud des ersten nachlässigen Händedrucks gedachte, dann lachte sie, wenn sie damit nun die Art verglich, mit der Elisabeth sie jetzt um den Hals zu nehmen pflegte, um ihr unter Küssen zu sagen, daß sie im Malerhäuschen so glücklich sei. Und sie hatten zusammen geplaudert von endlosen Wochen fröhlichen Zusammenlebens und hatten alle drei herrliche Luftschlösser gebaut von einer Herbstreise in die Schweiz, wo Strußner Studien machen sollte und sie leben wollten wie glückselige Menschen.

Gertrud erhob sich von ihrem Sitz, ihr war das Herz doch seltsam weit geworden bei Ueberdenken der letzten Zeit, sie schaute den Weg entlang. Was mögen sie nur miteinander sprechen?

Gertrud wußte es wohl, wie gut es sich zu zweien mit Strußner in Wald und Feld erging, sie legte wie erschreckend die Hand aufs Herz. Gegen sie selbst hatte Elisabeth eigentlich noch nichts über ihr vergangenes Leben gesprochen, Gertrud hatte sie ja selbst von jeder Verpflichtung dazu frei gemacht, nichts wußte sie durch das junge Mensch selbst, was dieser die Heimath verleidet haben mochte, Elisabeth sprach nur dankbar von den Freuden der Gegenwart.

Zuweilen hatte sich Gertrud gegen ihren Mann besorgt darüber geäußert, wie wenig augenscheinlich die Hoffnungen von Mama Ottilie einer Erfüllung entgegen zu gehen schienen, wie die Ernüchterungstheorie so sichtlich Fiasco machte, doch Strußner hatte ihr lachend geantwortet: Wenn das Mädel hier sonst lernt, daß sich mit einfachen, an Herz, Gemüth und Kopf gut bestellten Menschen fidel und befriedigend leben läßt, so ist der Gewinn, den sie hat, so groß, daß jeder mögliche Aerger der Mama, und das ganze erbärmliche Lieutenantserbe dazu, dagegen gar nicht in Betracht zu ziehen sein kann. Und Gertrud hatte dazu genickt und sich ganz beruhigt gefühlt, und nun — jetzt — hier! Lächerlich, wie sollten die sinnlosen Worte einer ungebildeten Arbeiterin sie beunruhigen können und die unwandelbare Zuversicht auf ihr Glück trüben? Gertrud stand auf und ging ins Haus, um sich Arbeit für ihre müßigen Hände und Ablei[illegible]

Zum ersten Male, seit Elisabeth als Gast ins Malerhäuschen gekommen war, sah sie sich für längere Zeit mit Strußner allein. Der Maler hatte in den letzten Tagen ungewöhnlich stark gearbeitet, und heute glaubte er den letzten Strich an seinen dunklen Kiefern gethan zu haben. Daß Gertrud sich nicht hatte erweichen lassen, den heutigen Abendspaziergang mitzumachen, hatte Strußner eigentlich verstimmt, er hatte zwar nicht viel Worte darüber gemacht, aber Elisabeth sah, daß er einsilbig und verdrossen neben ihr herschritt, und sie empfand etwas wie Eifersucht auf die Daheimgebliebene.

Die Abendluft war milde und doch erfrischend, das junge Getreide wogte im Winde und im Walde schien jedes Vögelchen herzhafter wie sonst zu singen. Die Beiden schritten auf den moosigen Wegen dahin und Elisabeth pflückte von den Blumen, welche überall blühten; als sie sich einmal nach ihrem etwas zurückgebliebenen Begleiter umwandte, sah sie, daß er sich auf das weiche Moos am Fuße einer großen Buche niedergelassen hatte, den Hut vom Kopf geworfen und mit behaglicher Lust in das Blättergewirr über sich hinaufschaute. Da sah sie denn, daß sein Unmuth verflogen war, und sie ging zu ihm hin, setzte sich an seiner Seite ins Moos und begann die Waldblumen zu einem Sträußchen zu binden.

Eine Weile pfiff Strußner leise vor sich hin und Elisabeth freute sich dessen, sie hatte schon gelernt, darin ein Zeichen von freudiger Behaglichkeit bei ihm zu sehen. Ich wollte, ich könnte singen, schöne Melodien schön wiedergeben, dazu schöne Worte; ich wollte, ich wäre ein Dichter, man ist doch eigentlich viel zu wenig, wenn man nur ein ehrlicher Mensch und ein Maler ist.

Elisabeth lachte. Ich denke, sie sollten zufrieden sein, sagte sie, man kann doch nicht alles zugleich sein.

Ach, wie leicht ist es, ein alles entzückender Dilettant zu sein, der nach allen Seiten hin Funken sprüht gleich dem Kater, wenn man ihn gegen den Strich streichelt, und wie sauer läßt es sich der ernst strebende Kunstjünger werden! Wissen Sie, Fräulein Elisabeth, daß ich recht froh bin, meine alten Kiefern fertig zu haben, und das mir heute deshalb mein gewöhnliches Pfiff als gar nicht ausreichend erscheint, um meine volle Befriedigung auszudrücken?

Was wollen Sie jetzt anfangen zu malen? fragte Elisabeth und sah ihn mit den dunklen Augen forschend an.

Ich weiß noch nicht, sagte Strußner, wollen Sie mir sitzen? Ich will mich im Portraitfach versuchen.

Elisabeth erröthete. Ich will gern, sagte sie leise.

O, ich meine es im Ernst, rief Strußner, es soll eine Überraschung für Trudchen werden, wir müssen ganz heimlich zu Werke gehen.

Elisabeth sah dem Sprechenden ins Gesicht, sie sah ihn an, als schaute sie ihn heute zum ersten Mal, und sie wandte nur zögernd die Augen wieder von ihm ab; er war schön, trotz seiner achtunddreißig Jahre, trotz seiner hagern und auch scharfen Züge, schön um seiner edeln Stirn und der klaren hellen Augen willen; ein rascher Gedanke flog zu der daheimgebliebenen Gertrud zurück, und eine heiße Blutwelle schoß dem Mädchen über das Herz, sie schlug die Augen nieder. Wie laut der Buchfink hier oben schmettert, sagte sie befangen.

Er singt seinem Weibchen etwas vor, sagte Strußner, vor Freude, daß die ewig hungernden Schreihälse im Nest für heute zur Ruhe gekommen sind. Solche Vogelnest-Idylle hat übrigens für mich nicht ganz den Reiz, wie ihn die Welt sonst ihr beizulegen liebt.

Was kommt bei der ganzen Idylle heraus? So lange die Jungen die Eltern brauchen, plagen sie dieselben fast über Gebühr, und sind sie flügge husch, macht sich die ganze undankbare Brut davon und in kürzester Zeit ist Nest und Elternliebe vergessen. Die Dankbarkeit ist die Grundlage alles guten menschlichen Empfindens, ein undankbares, pflichtvergessenes Kind kann nie ein vollbefriedigtes und andere befriedigendes Leben für sich erwarten.

Elisabeth sah den Maler nicht an, sie stieß mit der Spitze ihres Sonnenschirmchens in das elastische Moos, dann sagte sie rasch: Undankbarkeit, Pflichtvergessenheit! Das sind böse Worte und noch bösere Dinge, aber — gewiß, der Gehorsam gegen die Eltern hat seine Grenzen.

Ja, Fräulein Elisabeth, das meine ich auch, Gehorsam hat seine Grenzen, und ein Opfer, welches wir dem Unverstand bringen, macht uns nur vor uns selbst und andern lächerlich, sagte Strußner bedächtig, und sein Auge streifte fast mitleidig Elisabeths Gesicht.

Er weiß alles, was mir daheim das Herz schwer gemacht hat, dachte Elisabeth, und sie fühlte, daß ihre Wangen vor Entrüstung zu brennen anfingen, vor Entrüstung über angethane Schmach und in der Gewißheit, daß der Mann neben ihr davon Kenntniß hatte; sie stand auf und schritt den Weg weiter entlang, und ihre Lippen zitterten.

Langsam folgte ihr Strußner, dann gingen sie wieder neben einander; einzelne volle Streiflichter der gelben Abendsonne fielen durch das Laub auf ihren Weg, und im Dickicht weiter zurück ließ ein Kuckuck seinen Ruf erschallen. Als der Maler den hellen Vogelruf hörte, fuhr er behend in seine Tasche und klopfte auf seine Börse, daß die Geldstücke darin lustig klimperten.

Was machen Sie? fragte Elisabeth verdutzt.

Ei nun, lachte Strußner, wissen Sie nicht, daß man beim ersten Kuckucksruf, den man im Jahr hört, sein Geld schütteln soll, wenn man das ganze Jahr bei voller Casse bleiben will! Schütteln [illegible]

Ja, ich verachte ihn, rief Elisabeth mit zornig blickenden Augen, die sich dann rasch mit Thränen füllten, ich verachte ihn, ich hasse ihn, er ist meinem Leben zum Fluch geworden! Sie wandte sich rasch von Strußner ab, wie um ihre Thränen zu verbergen, schlang die Arme um den zunächst stehenden Baum und lehnte die Stirn an der rissigen Rinde desselben; einen Augenblick stand sie so mit wogender Brust, dann fielen die schillernden Tropfen in rascher Folge von ihren Wangen, die schlanke, zierliche Gestalt bebte etwas, ein leidenschaftliches Weinen erschütterte das Mädchen, sie deckte die kleinen Hände über die Augen und stampfte wie zornig den Boden.

Der Maler ließ sie ruhig gewähren, er war neben sie hingetreten und sah mit wehmüthigem Lächeln auf die Fassungslose. O Jugendzeit, wo unser rasches Herz es noch versteht, seinen heiß aufquellenden Schmerz in unbändigen Thränen fortzuschwemmen und die bedrückte Seele in diesem Regen zu erfrischen, wie die lechzende Natur durch ein Gewitter gekühlt und erfrischt wird. Er ließ sie weinen, er hatte Geduld, endlich legte er seine leise Hand auf ihre Schulter.

Elisabeth hob die heißen Augen zu ihm auf.

Kind, weinen Sie doch nicht! sagte er sanft.

Der kleine Mund zuckte, dann glitt es wie der Versuch eines Lächelns über Elisabeths Gesicht. Verzeihen Sie, bat sie fast demüthig.

Arnold Strußner ergriff ihre Hand. Sagen Sie mir, warum Sie so weinen müssen, erzählen Sie mir davon, was Ihnen das Herz so schwer macht; ach, Kind, die Welt ist schön, und Sie sind jung, es läßt sich dann viel überwinden und viel wieder gut machen. Er zog sie fort von dem Baume, einige Male ging er langsam mit ihr auf dem Wege hin und her, dann setzten sie sich und sprachen lange miteinander. —

Als Frau Gertrud endlich vom Fenster aus die spät Heimkehrenden in den Garten treten sah, glaubte sie das Antlitz ihres jungen Gastes nie so schön gesehen zu haben als jetzt, da es sich zu einem Gruß zu ihr erhob, Strußner war vor den Rosenranken am Hause stehen geblieben, jetzt hielt er mit einem Jubelruf eine halbgeöffnete Rose gegen seine Frau empor; Trudchen, sieh nur, wirklich eine Rose, die erste, langerwartete Rose unseres Gartens.

Gertrud sprang vom Fenster fort, sie eilte durch das Zimmer und trat freudestrahlend den Ankommenden entgegen, ihre Hand streckte sich aus, wie um den Rosengruß aus ihres geliebten Mannes Händen in Empfang zu nehmen. Des Malers Hand war leer, die junge Rose war an Elisabeths Brust befestigt. Wie von einem Schlage getroffen, trat Gertrud zurück, sie fühlte kaum die zärtliche Umarmung ihres Gatten. Was hast du, Trudchen? fragte dieser, als er bemerkte, wie schwer Gertrud in seinen Armen wurde. Ich bin so müde, klagte sie, es war ein böser Tag für mich, ich will zeitig zur Ruhe gehen.

Am andern Morgen fehlte Elisabeth am Frühstückstisch; als Gertrud hinauf ging, um sich nach ihr umzuschauen, fand sie das Mädchen noch im Schlaf. Elisabeth richtete sich lächelnd auf, als sie Gertrud an ihrem Bett stehen sah, und zog sie zu sich hernieder. Schelten Sie nicht auf mich, bat sie wie ein Kind, ich habe so schlecht, so sehr schlecht geschlafen; die ganze Nacht lag ich wach, ich muß jetzt nachholen, was ich versäumte, aber während des Wachens habe ich wieder und immer wieder dankbar durchdacht, wie so unglaublich gut Ihr Mann gestern mir gewesen ist. Hat er Ihnen nichts erzählt? Nun, dann gehen Sie und lassen Sie sich von ihm sagen, wie er mich zu trösten verstand.

Laß sie ruhen, Trudchen, sprach Strußner, als Gertrud ohne Elisabeth zurückkehrte; ich will es glauben, daß sie keine behagliche Nacht gehabt hat. Was hat sie nur gestern alles berichtet von erlittener Unbill, ich wundere mich nur, daß sie nicht schon eher gegen dich sich das schwere Herz erleichtert hat.

Gertrud schüttelte nur schweigend den Kopf, sie hatte sich selbst diese Frage vorgelegt, ohne eine gute Antwort darauf finden zu können; sie hatte sich doch so freundlich und schwesterlich gegen Elisabeth zu zeigen bemüht, warum hatte sich doch das Herz des Mädchens gegen sie so herb verschlossen und sich nun gegen Arnold so freimüthig enthüllt?

Und Strußner begann von der gestrigen Unterredung im Walde zu erzählen, er gab in seinem Bericht eigentlich nur eine genauere Schilderung der Zustände, welche schon Ottilie von Oltens Brief angedeutet hatte, Zustände, welche am Ende wohl geeignet gewesen waren, ein Mädchen mit Groll gegen die Männerwelt einzunehmen.

Es ist schon beleidigend genug, sagte Strußner eifrig, daß jeder Fant, welcher auf zwei Bällen mit dem Mädchen getanzt hat oder seine Beine im Hause der Mutter einmal unter die Abendtafel daselbst gesteckt hat, sich herausnimmt, die Hand nach dem Mädchen, vielmehr nach dem Erbe desselben auszustrecken, allein, wenn die — nun, die Unfaßbarkeit so weit geht, daß dem Antrag um die Hand der Tochter auf dem abschlägigen Bescheid hin bald eine Anfrage wegen eines Pumps an die Casse der Frau Mama folgt, so sind solche Zustände ganz dazu geeignet, um ein Mädchen mit Gift und Galle zu erfüllen. Hat doch auch erst neulich ein Jüngling in einem Briefe allerlei von dem unauslöschlichen Eindruck gefaselt, den gleich nur der erste Anblick des während einer Corsofahrt neben der Mutter sitzenden reizenden Mädchens so weit auf ihn ausgeübt, daß er jetzt nichts als den einen heißen Lebenswunsch hätte, die Hand und das Herz Elisabeths zu gewinnen und hat doch Elisabeth an dem betreffenden Tage gar nicht die Corsofahrt [illegible] der Seite von Frau von Olten ein altes Stiftsfräulein gesessen, das seine fünfzig Jahre gut auf dem Rücken gehabt hat.

Strußner schritt erregt im Zimmer auf und ab. Eine Schmach fast für uns Männer alle, ist es, wenn solche Zustände in der sogenannten guten Gesellschaft möglich sind, es fehlt nur noch, daß wir uns schließlich an die Meistbietende verauctioniren lassen; möge der Mann sich das Weib nach seinem Herzen aussuchen und er kann sicher sein, daß sie, wenn sie überhaupt ihren Mann recht liebt, allezeit in die Verhältnisse seines Hauses und seiner Casse passen wird, aber so wie hier — das ist eine Schmach und das Mädchen verdient alles Mitleid. Das arme Ding, wie bitterlich sie weinte, angegriffen von jeder Hand, wehrlos der beleidigenden Habgier preisgegeben, pfui, sage ich! Und sie ist eines besseren Schicksals nicht werth, ich mag ihr in den ersten Tagen Unrecht gethan haben, denn selbst eine an sich nur liebenswerthe Natur kann, wie sie, durch äußere Einflüsse in wenig erfreulicher Weise verschoben werden. — Arnold Strußner blieb neben Gertrud stehen, er hob sanft das geneigte Gesicht seiner Frau zu sich empor und lächelte sie an. Ich hoffe, du lachst nicht über mich Trudchen, sagte er, aber dies alles hat mich wirklich erregt; laß uns hoffen, das arme Ding in unserm Hause lange behalten und wieder in die ihrer Anmuth passende Verfassung bringen zu können, ich will mich ihrer gern noch mehr annehmen.

Als der Maler schon lange wieder in seinem Atelier beschäftigt war, saß Frau Gertrud noch immer regungslos vor ihrer leeren Kaffetasse und stützte den Kopf in die Hände. Sie war böse auf sich, aber sie war zu traurig, um den Muth zu finden, sich selbst recht auszuschelten. Vor ihr lag die zweite Rose, welche die Rosenranken heute über Nacht dem Hause gebracht hatten und welche ihr Strußner zum Gruß auf dem Frühstückstisch gelegt hatte; sie freute sich auch nicht an all den andern plötzlich von der köstlichen Morgensonne wachgeküßten Rosen, welche zu den geöffneten Fenstern hineinnickten, denn sie mußte bei ihrem Anblick unaufhörlich der albernen Worte gedenken, welche die alte Frau gesprochen hatte: „Just immer, wenn die Rosen am Blühen waren, da hat es hier im Häuschen mit dem Unheil angefangen."

Gertrud hatte jetzt die Worte halblaut vor sich hingesprochen, erschrocken fuhr sie von ihrem Sitz auf und sah sich wirr um. Was that sie nur? Wohin führten sie ihre unsinnigen Gedanken? Sie bedeckte ihr Gesicht mit den Händen, in ihrem Herzen fluthete ein heißes Gebet auf, ein Gebet um Verzeihung und Erlösung von der Qual ihrer wirren Gedanken; sie ließ die Hände sinken, griff nach der Rose und drückte sie hastig an ihre Lippen, dann nahm sie ihr Schlüsselkörbchen und ging hinaus in die Küche.

Und wieder vergingen die Tage. Heiß und aufrichtig war Frau Gertruds Reue gewesen, und sie wußte es wohl, daß nichts mehr thun die beste Abbitte sei, sie kämpfte ehrlich und wacker mit der in ihr aufkeimenden Eifersucht; freundlicher noch als sonst verkehrte sie mit Elisabeth, zärtlicher suchte sie ihrem geliebten Manne zu dienen, fast ängstlich vermied sie jeden Müßiggang und die in solchen Stunden wuchernden Grübeleien, und doch im Verlauf der Tage wollte ihr all ihr Ringen und Kämpfen umsonst erscheinen, immer beängstigender wollte alles um sie her den unseligen Verdacht nähren. Sie wollte sich nicht darüber Gedanken machen, daß Strußner dem Mädchen jetzt ersichtlich mehr von seiner Zeit widmete, um sie in bald heiterm, bald ernsterm Gespräch zutraulich und mittheilsam zu machen; wie er verstand, sie zu ermuthigen, daß sie immer herzhafter ihre eigenen Lebensanschauungen darlegte: wie er versuchte, diese umzuformen, o, ganz wie ein Bruder, ein Beschützer, wie ein treuer Freund und sanft wie ein zärtlicher Bewunderer, ja, ganz so wie sie selbst hätte gegen das ihr anvertraute Mädchen sein sollen, wenn nicht — o Gott, wenn sie eben hätte unbefangen sein können! Ach, und sie gab sich doch Mühe! Sie wollte nichts darin finden! wenn Strußner die Rosen ebenso gleichmäßig unter die beiden Frauen des Hauses theilte wie sein Verlangen nach ihrer Gesellschaft; sie wollte nichts anderes als zarte Sorge für ihre Gesundheit darin sehen, wenn ihr Mann sie so dringend bat alltäglich einige Nachmittagsstunden zu ruhen, und sich inzwischen in Elisabeths Gesellschaft vortrefflich aufgehoben erklärte; sie wollte ja nun einen leidigen Zufall darin erkennen, daß sie wiederholt Strußner mit ihrem jungen Gast in sein Atelier eingeschlossen gefunden hatte, wenn sie gekommen war, nach den beiden zu sehen.

Um Gertruds Augen legten sich dunkle Ringe, welche zuerst nur sie selbst zu bemerken schien, und zu der wachsenden Unruhe über das, was sie in sich nicht zum Schweigen zu bringen vermochte, kam jetzt die Angst, daß die Qual, welch sie trug, den letzten Hauch von Jugend aus ihrem Gesicht wischen würde; sie hatte doch sonst nie in Sorge bedacht, wie alt sie sei im Vergleich mit der noch kräftigen Jugend ihres Mannes, jetzt pochte diese Sorge oft genug an ihr Herz und zwang sie, die jugendliche Schönheit Elisabeths zu beachten und zu zergliedern. Und niemand sollte von ihrer Qual Kenntniß haben, die Gluth, die keinen Ausweg nehmen durfte, brannte um so verzehrender nach innen. Alles ward Frau Gertrud zum Leid, das sie mit lächelndem Munde heimlich tragen und verbergen mußte.

Es war eines heißen Tages; in der kleinen Laube des Gartens saßen die Frauen, Gertrud wie gewöhnlich mit einer Handarbeit beschäftigt, Elisabeth müßig in die Flamme der Lampe starrend, die ruhig in der stillen Abendluft brannte. Lesen Sie uns etwas vor, bat Elisabeth plötzlich den Maler.

Mein Mann liebt nicht vorzulesen, sagte Gertrud sanft ablehnend.

Auch Worte haben ihre Schicksale.

Deutsche Sprachstudien, vornehmlich nach Grimms Wörterbuch.

Jüngst brachte eine unserer illustrirten Zeitungen die Bildnisse der Mitarbeiter an dem für geschichtliche Behandlung unserer Muttersprache so bedeutsamen Wörterbuch, welches einst von den Gebrüdern Grimm angeregt und in Angriff genommen worden. Voraussichtlich gelangt dasselbe in unserer Zeit zum Abschluß. Mustert man es, so überzeugt man sich bald, daß man nicht nur von Büchern sagen kann, sie haben ihre Schicksale, ihr Erlebtes, sondern auch von Worten. Da findet man, wie in der Bücherwelt, vor Allem in der menschlichen Gesellschaft hier einen glücklichen Emporkömmling, dort einen Heruntergekommenen. Bei manchem Worte läßt sich die Zeit angeben, wo es zuerst erscheint, bei diesem und jenem auch, wer es in Aufnahme gebracht. Es gewährt ein deutschsprachliches und in gewissem Sinne selbst ein kulturgeschichtliches Interesse, nach solcher Richtung einmal kleine Streifzüge durch unseren Sprachschatz, vornehmlich auf Grund der ersten Lieferungen des Grimm'schen Wörterbuchs zu unternehmen.

Zu den glücklichen Emporkömmlingen gehört das Wort Kartoffel. Es entstand aus Tartüffel, dem italienischen Namen der Trüffel, mit der man die neue Frucht wegen großer Aehnlichkeit mit einigen Arten zusammenwarf; da die beiden Buchstaben T und t für rasches Aussprechen unbequem waren, so sprang das erste T in K um. Kartoffel kam im Laufe der Zeiten gegenüber landschaftlicher Zersplitterung der Bezeichnung — Erdapfel, Erdbirne, Grundbirne, Knollen — immer mehr zur Geltung. Eine aufsteigende Lebenskraft wohnt auch dem Worte „Kneipe" inne, das als „Wirthshaus" durch ganz Deutschland bekannt ist. Wenn es zur Zeit, führt unser Gewährsmann aus, von den Wirthen auch nicht auf ihre Firma gesetzt werde (wo noch Restauration u. dergl. gelehrter klinge), so sei im Munde der Leute die Kneipe doch entschieden die Herrin des Tages. Wie altfränkisch klingt dagegen Wirthshaus, wie dörfisch Schänke! Und doch sei das Wort eigentlich schlechter als Schänke und habe einen ziemlich schlimmen Ausgangspunkt.

Adelung habe es zuerst (in seinem Wörterbuch) als kleine schlechte Schänke gegeben, Kindleben in seinem 1781 zu Halle erschienenen Studentenlexikon als schlechte Bierkneipe, und nur so habe es bis vor Kurzem im allgemeinen Brauch gegolten. Noch 1847 habe man es in verächtlichem Sinne angewandt. „Aber die Studenten haben das mißliche Wort als willkommenes Kraftwort (wie sie ihrer fortwährend bedürfen) aufgenommen und gepflegt etwa seit der Zeit der Befreiungskriege. Ueber das Studentische hinaus gelangte das Wort durch den alten Zug, der andere Lebenskreise reizt, sich die Frische und Kraft von dort anzueignen (z. B. Bursche) und durch das Vereinswesen unserer Zeit sich besonders kräftig geltend macht. So haben denn schon lange auch die Turner, Sänger, Künstler u. A. ihre Kneipe, wie ihren Kneipabend, ihre Kneiplieder u. s. w." Selbst von Frauen werde das ursprünglich garstige Wort gebraucht. Als Beleg hierfür kann unsererseits ein von einer Dame herrührendes Inserat angeführt werden, welches im Leipziger Tageblatt Mitte 1887 erschien: „Eine junge Dame, dem besseren wohlhabenden Stande angehörig, gebildet, lebhaft und heiter, von tadellosem Ruf, deren Mann jeden Abend in die Kneipe geht, sucht Leidensgefährtinnen, um die Abende mit diesen zu verbringen." Am Schluß des einschlagenden Artikelchens in unserem Wörterbuch wird bemerkt: Es sei bereits möglich, daß das fragliche Wort mit dem Namen eines Fürsten öffentlich erwähnt wird „wie die Münchener Künstlerkneipe bei Schaffroth." Freilich hänge ihm noch jetzt ein Rest seiner Herkunft an, doch der werde wie eine pikante Würze empfunden.

Während der Ausdruck Kneipe im Laufe der Zeiten emporgekommen, sind die Worte „Frauenzimmer" und „Fräulein" gesunken. Ersteres bedeutete ursprünglich ein Gemach, sodann die darin wohnhaften Frauen, die weibliche Dienerschaft, das Gefolge der Fürstin (wie der Hof, die Hofleute, das Dorf die Bauern), weiterhin weibliche Wesen insgemein, in der Regel vornehme, zum Mindesten wohlgesittete. Als Beleg dient ein Vers Goethes:

Ich kam hierher und fand das Frauenzimmer
Ein Bischen, ja man sagt's nicht gern, wie immer.

Kühner war, daß zuletzt aus dem Collectivum wieder die Vorstellung des Individuums hervortrat. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts greift der Ausdruck allgemein um sich; er macht sich unentbehrlich, weil er die Vorstellungen Jungfrau, junge Frau, Ehefrau und Matrone zugleich umfaßt. „Frauenzimmer schloß den Bürgerstand nicht aus und bezeichnete etwas Feineres, Gebildetes; es kann einer rohen Bäuerin nicht zustehen, wie solche unter Frauensperson, Weibsperson, Weibsbild mitbegriffen wird. Heutzutage heißen die Frauen nicht gern Frauenzimmer; die Zeit hat das eigentlich vornehme Wort heruntergebracht."

„Fräulein" bezeichnete ursprünglich ein vornehmes edles Mädchen. Neuhochdeutsch hießen ehemals die Töchter der Könige und Fürsten, gleich denen des Adels, Fräulein, noch nicht Princeß, z. B. des Herzogs von Liegnitz Töchter in des Ritters von Schweinichen Denkwürdigkeiten. Der obgedachten Bedeutung des fraglichen Wortes entspricht es, daß in Goethes Faust Gretchen des kecken Verehrers Anrede mit „Fräulein" als ihr nicht gebührend zurückweist. Da das Wort sich mit der Zeit auch auf [illegible] gemein geworden ist, so fügte der Adel „gnädig" hinzu, und was sonst Fräulein allein, muß nun gnädiges Fräulein heißen." In jener Beziehung enthalten die Varnhagen'schen Denkwürdigkeiten aus der Mitte der zwanziger Jahre ein Kuriosum. Zu Berlin wurde die Streitfrage, ob die seit der französischen Zeit üblich gewordene Sitte, auch bürgerliche Mädchen „Fräulein" zu nennen, geduldet oder das historische „Demoiselle" wieder hergestellt werden sollte, bei Hofe, wie in der Stadt mit leidenschaftlichem Eifer discutirt. „Ministerien müssen ihr Gutachten darüber abgeben, und Herr v. Kamptz macht die wichtige Controverse zum Gegenstande einer besonderen Denkschrift." Gegenwärtig wird in unserer guten Gesellschaft die Anrede „gnädiges Fräulein" seitens der Herren wohl jeder gebildeten jungen Dame gegeben.

Bei dem Uebergange von „Substantiven" zu „Verben" führt uns die dort, wie in Romanen, so oft auftauchende Frage, ob er und sie sich kriegen, auf dieses neuerdings herabgekommene Zeitwort, dessen Geschichte in 30 Spalten unseres Wörterbuches eingehend dargestellt wird. Der erste Abschnitt behandelt unter „Vorgeschichte, Verwandtschaft" die starke Form (kriegen), die schwache Form (kriegen), das entsprechende mittelhochdeutsche Wort als zwischen niederdeutsch und hochdeutsch vermittelnd, zuletzt die Grundbedeutung, „mit Armen und Beinen arbeiten" und die Verwandtschaft mit „strampeln", „klettern". Der zweite Abschnitt beleuchtet unter der Rubrik „kriegen, streiten" die Bedeutung von handgreiflichem Streit, Wortstreit, Rechtsstreit, fehden, befehden und Krieg führen. Unter der Rubrik „kriegen, bekommen" erörtert der dritte Abschnitt den Zusammenhang mit dem vorhergehenden, die Heimath des Wortes, seine Gestaltung, Gebrauch und Sinn, endlich den auf ihm ruhenden Bann.

„Das malerische, kräftige Wort mit seinem reichen Leben" heißt es da, „ist doch von der Bildung mit einem Bann gelegt; es gilt für niedrig, unanständig; in Schrift und Druck ist es jetzt der Theorie nach unmöglich, außer, wo es darauf ankommt, die Farbe des Volkslebens und des Alltagslebens genau zu treffen.

Im Alltagsleben, im Hause, im Familienkreise gestatte man sich das Wort, wird im Wörterbuch bemerkt, noch weit über die Kreise des Volkslebens hinaus. Aber selbst im Verkehre gehe man ihm aus dem Wege, wo man Grund habe, seine Bildung nicht in Zweifel kommen zu lassen, und auch wo man's denke, übersetzt man's im Sprechen oder Briefschreiben zuvor hauptsächlich in „bekommen", zum Theil in „empfangen", „erhalten", was dann freilich oft wunderlich genug herauskomme, wenn dabei Fügungen von „kriegen" auf jene Wörter mit übernommen werden, die ihnen nicht auf dem Leibe gewachsen sind. Dies ist eine „Illustration" zu der im Grimm'schen Wörterbuch auftauchenden Klage: die Kluft zwischen unserer Schriftsprache und unserer Haussprache sei viel zu groß, weit größer als bei den Franzosen und Engländern, wovon gar viel zu sagen wäre; wir müßten sie kleiner machen, nicht größer.

Gleich „kriegen" ist das Zeitwort „klecken" zurückgekommen. Dasselbe erscheint in mehrfacher Bedeutung: 1. bersten, 2. tönend schlagen, auffallen, klappen, klopfen, 3. Klecks anwerfen, 4. in einer von den vorigen ganz verschiedenen Bedeutung: genügen, ausreichen. Es wird gegen die neuere Zeit hin sichtbar seltener, hat jetzt den Klang eines mehr gemeinen Wortes, ist auch unter'm Volk hier und da, z. B. in Sachsen und Thüringen, im Vergehen; nur „erklecklich" ist noch beliebt, aber mehr scherzhaft. „Kosen war in den älteren Wörterbüchern eigener Weise eine Zeit lang verschwunden gewesen; später wird es darin erwähnt als alt und ausgestorben, oder zur Erklärung von „liebkosen" oder als landschaftlich, so von Adelung als schwäbisch. Ohne das „liebkosen" wäre es der gebildeten und Schrift-Sprache wahrscheinlich geblieben; erst die Dichter des 18. Jahrhunderts haben es wieder in Gang gebracht. Bei uns gilt aber, wie einst bei den Römern, der Horazische Ausspruch:

Manches veraltete Wort lebt auf und manches veraltet,
Welches in Ehren besteht zur Zeit.

Die Mitarbeiter des Grimm'schen Wörterbuches waren nicht in der Lage, auf den Zusammenhang zwischen der Entstehung eines belangreichen Wortes und gewissen kulturgeschichtlichen Verhältnissen einzugehen, wie das seitens dieses und jenes Gelehrten gelegentlich geschehen. Ein besonders entwickelter Sinn für Höflichkeit werde, macht ein namhafter Philologe (in einem kleinen Aufsatz: „Vom Schicklichen") geltend, nur auf den höheren Kulturstufen angetroffen werden; so fänden wir auch das Wort „Höflichkeit" in unserer Sprache erst im Menschenalter in der Zeit der Kreuzzüge. „Seit jener Zeit fingen unsere Vorfahren, wenigstens die vom ritterlichen Stande, an, eine feinere Sitte auszubilden; höfigen Brauch zu erlernen, wurde nun jedes edlen Mannes wichtige und gar oft schwere Aufgabe." Interessanter noch ist, was ein junger Culturgeschichtsforscher, (in einem Aufsatze „Gesellige Unterhaltung") in Bezug auf die Entstehung von „Langeweile" ausgeforschelt hat. Diese sei dem Alterthum unbekannt gewesen, bei uns erst im endenden Mittelalter erfunden worden; „damals auch erst kam das Wort auf." Sie sei durch die Erfindung der Uhren genährt und großgezogen worden. Freilich habe es schon seit dem 12. Jahrhundert in den Klöstern Schlaguhren gegeben; aber erst seit dem 14. wurde die Zeitmessung durch Thurmuhren überliefert, und um 1500 sei durch die Taschenuhren die Ermittelung der Tageszeit dann auch Jedem an die Hand gegeben worden; nun erst habe man gesehen, wie lange eine Stunde sein könne.

„Das Grimm'sche Sammelwerk enthält kürzere, auf die Wortbildung bezügliche Vermerke, welche zum Nachdenken anregen. Es weist uns darauf hin, daß das Hauptwort „Dauer" erst im 14. Jahrhundert erscheint — obschon das Zeitwort „dauern" sich bereits im Mittelhochdeutschen zeigt — daß die Redensart „guter Dinge" sein (bei Goethe sehr beliebt) im 15. Jahrhundert auftaucht, das Hauptwort „Fundgrube" aus der Bergmannssprache früh im 16. und das heute gebräuchliche „beobachten" erst im 17. aufkommt. Das 18. Jahrhundert brachte uns die Hauptworte Club (in der zweiten Hälfte), Dasein, Denkweise (welch letzteren beiden der Altmeister sehr liebte), Durchsicht, Füllhorn — im 17. Jahrhundert nannte man dieses schon den Alten bekannte Sinnbild des Ueberflusses und der Fruchtbarkeit einfach das Horn — Fühllosigkeit, sowie die Beiworte komisch und kostspielig. Habgier wird im Grimm'schen Wörterbuch als ein neues gut gebildetes Wort bezeichnet, welches noch nicht hundert Jahre im Gebrauch sei. Bis in's 18. Jahrhundert habe Geiz die Begierde, etwas für sich zusammenzuhalten, aber auch zu erwerben, ausgedrückt; Kant unterscheidet kargen Geiz und habsüchtigen Geiz; „indem sich aber Geiz um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ausschließlich zur ersteren Bedeutung zu verengern beginnt, wird für die letztere Bedeutung ein neues Wort nöthig."

An Entwicklung des Verkehrs zwischen den Deutschen und anderen Völkern gemahnen uns einige Hindeutungen: daß „Dolmetsch" gegen Ende des 13. Jahrhunderts aus dem Slavischen aufgenommen — Goethe gebraucht daneben die Form „Dollmetscher" — daß „Dolch" erst im 16. Jahrhundert zu uns gekommen und daß das französische „kokett" um 1700 bei uns eingeführt zu sein scheint. „Delicat" Adjectiv und Adverb habe sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in unsere Sprache ohne Noth so eingedrängt, daß es dort nicht übergangen werden könne. Es heiße 1. wohlschmeckend, lecker, 2. schwächlich, zart, 3. was mit Vorsicht und Behutsamkeit muß behandelt, nicht hart darf angegriffen werden — es ist wohl unser „heikel". „kitzlich" —, 4. feinfühlend, empfindlich. Hierbei drängt sich uns die Erinnerung daran auf, wie Lessing einst einem Uebersetzer von Yorcks Sentimental journey zu einer guten Verdeutschung jenes Beiworts verhalf, für ihn die mit der Schöpfung eines trefflichen Ausdrucks verbundene geistige Mühsal freundlich übernahm.

„Es kommt darauf an," vernünftelt er in seiner Antwort an Bode, „Wort durch Wort zu übersetzen, nicht eines durch mehrere zu umschreiben. Bemerken Sie, daß sentimental ein neues Wort ist. War es Sterne — dem Verfasser des bewährten Buchs — erlaubt, sich ein neues Wort zu bilden, so muß es eben darum auch seinem Uebersetzer erlaubt sein. Die Engländer hatten gar kein Adjektiv von sentiment, wir haben von Empfindung mehr als eines, empfindlich, empfindbar, empfindungsreich, aber diese sagen alle etwas Anderes; wagen Sie empfindsam. Wenn eine mühsame Reise eine Reise heißt, bei der viel Mühe ist, so kann ja auch eine empfindsame Reise eine Reise heißen, bei dem viel Empfindung war. Ich will nicht sagen, daß Sie die Analogie ganz auf Ihrer Seite haben dürften; aber was die Leser vor's Erste bei dem Wort noch nicht denken, mögen sie sich nach und nach dabei zu denken gewöhnen." Während Lessing mit jener wohlerwogenen Verdeutschung mittelbar einen durchschlagenden Erfolg erzielte, war das bei Goethe mit seinem Vorschlage, das französische Wort faiseur durch Mächler wiederzugeben, nicht der Fall; denn der gewöhnliche Sprachgebrauch hat dafür „Macher". Hoffentlich hat Dr. von Stephan mehr Glück mit dem neuerlichen, sprachgeschichtlich trefflich begründeten Vorschlage, das Fremdwort Sauce nicht durch Brühe oder Tunke, sondern durch den früher sehr gebräuchlichen Ausdruck „Salse" zu ersetzen.

In dem Grimm'schen Wörterbuch wird der Ursprung zweier neuerer Ausdrücke, eines Zeitworts und eines zur Bezeichnung eines deutschen Abdera dienenden Hauptworts, auf volksbeliebte Dramen zurückgeführt. Es wird erwähnt, daß „Kannegießer" aus Holbergs Stück „Den politiske Kandestöber" in Gebrauch gekommen, welches zuerst 1722 zu Kopenhagen aufgeführt ward. Der Ruhm desselben verbreitete sich bald über ganz Deutschland, und das allgemeine Sprichwort „Kannegießern" für albern politisiren zeugt von dem durch jenes Drama hervorgerufenen Eindruck. Von „Krähwinkel" wird gesagt: Kotzebue lasse seine „Deutschen Kleinstädter" dort spielen; er habe auch ein Lustspiel „Des Esels Schatten oder Proceß in Krähwinkel" geschrieben. Durch ihn sei wohl der Name des nur gedachten Orts als Musterbild beschränkter Kleinstädterei in Gebrauch gekommen, vielleicht von ihm erfunden worden.

Indeß macht Jean Paul schon früh — in seiner „komischen Geschichte", betitelt „Der Komet oder Nikolaus Marggraf" — darauf aufmerksam, daß er selbst die ersten Nachrichten von Krähwinkel in einer dort spielenden Geschichte gegeben. „Kotzebue hatte nun," heißt es dann weiter, „die Gefälligkeit, das von mir zuerst beschriebene Städtchen mit seinen Kleinstädtern zu bevölkern und sie darin handeln zu lassen, als wären sie darin geboren. Indeß hätte er wohl irgendwo anmerken mögen, daß ich zuerst ihn in das Städtchen gebracht; an sich zwar eine Kleinigkeit sowohl für den Kotzebue'schen Nachruhm, als für den meinigen; aber die kritische geographische Welt will doch genau wissen, wer von Beiden Amerika zuerst aufgefunden, ob eigentlich der zu deutsch Emmerich heißt, und ich berufe mich hier auf Herrn Capitän Kotzebue, der ja selber entdeckte." So legte derjenige Dichter, welcher in der Folge ein genialer „Kleinstädter" genannt worden, einen großen Werth auf die Urheberschaft von „Krähwinkel".

Dankenswerth erscheint es, wenn ein Fachmann einen ihm berufsmäßig naheliegenden kleineren abgegrenzten Theil unseres Wortvorraths einer besonderen geschichtlichen Betrachtung unterzieht, hierdurch Ergänzungen zum Grimm'schen Wörterbuch liefert, dessen Bearbeiter sich bei Aufnahme der aus fremden Sprachen stammenden Ausdrücke begreiflicher Weise sehr spröde zeigen. So hat Lothar Bucher in einem durch eine Monatsschrift veröffentlichten Aufsatz Untersuchungen „Ueber politische Kunstausdrücke" angestellt. Wir lernen daraus, daß der Ausdruck „international" von seinem angeblichen Bildner, dem Engländer Bentham, für denjenigen Zweig des Rechts, welchen wir Völkerrecht nennen, geschaffen worden. Darauf indessen ist das Beiwort in seiner Verpflanzung nach Deutschland bekanntlich nicht beschränkt geblieben: wir haben internationale Ausstellungen, Schlafwagen u. dgl. Man fühle bei uns ein Bedürfniß für einen solchen Ausdruck, bemerkt Bucher, und die Verdeutschung mache Schwierigkeiten. Seit 1864 sei auch das Hauptwort „die Internationale" nämlich Arbeiterassociation entstanden.

Jenem Politiker ist ein verdienstvoller Schulmann mit einem einigermaßen in seinen Beruf einschlagenden Gedanken hier beizugesellen. Mit Recht erklärt Dr. L. Wiese in seinem gedruckten Vortrage „Von Lebensidealen", es wäre eine interessante und für die Geschichte der Geisteskultur fruchtbare Untersuchung, wann die jetzt gebräuchlichen Fremdwörter zur Bezeichnung geistlicher und sittlicher Verhältnisse in allgemeinen Gebrauch gekommen und an die Stelle welcher deutschen Wörter sie getreten sind. Das Wort Ideal sei erst vor hundert Jahren bei uns heimisch geworden. Bei Lessing und Kant finde es sich bereits, ohne daß es sich mit einem vorhandenen deutschen völlig deckt. Es sei eine Bereicherung der Sprache gewesen, aber für welchen Begriff? Diese geht dann, um zur Bedeutung von „Ideal" zu gelangen, auf dasjenige Lehnwort ein, für das die Holländer den Ausdruck Denkheld haben. In wie verschiedenem Sinne dieses Fremdwort von Leuten aus allerlei Ständen gebraucht wird, vergegenwärtigt Heine uns in seinen Reisebildern.

„Madame," heißt es dort, haben Sie überhaupt eine Idee von einer Idee? Was ist eine Idee?" Es liegen einige gute Ideen in diesem Rock, sagte mein Schneider, indem er mit ernster Anerkennung den Ueberrock betrachtet, der sich noch aus meinen Berlinerischen eleganten Tagen herschreibt und woraus jetzt ein ehrsamer Schlafrock gemacht werden sollte. Meine Wäscherin klagt: „Der Pastor habe ihrer Tochter Ideen in den Kopf gesetzt, und sie sei dadurch unklug geworden und wollte keine Vernunft annehmen". Der Kutscher Pattensen brummt bei jeder Gelegenheit: „Das ist eine Idee, das ist eine Idee." Gestern aber wurde er ordentlich verdrießlich, als ich ihn fragte, was er sich unter einer Idee vorstelle. Und verdrießlich brummte er: „Nu, nu, eine Idee ist eine Idee; eine Idee ist alles dumme Zeug, was man sich einbildet". Heine wirft uns Deutschen vielleicht nicht mit Unrecht vor, keinen recht ausgiebigen Gebrauch vor dem Reichthum unseres Wort-Vorraths zu machen.

Lehrreich wäre es, wenn unsere Amtssprache einmal geschichtlich von einem Sachverständigen behandelt würde. Wir wissen, daß unsere Gesetzgebung sich in neuerer Zeit (zumal seit dem Kriege von 1870 und 71) einer möglichsten Meidung von Fremdworten, einer thunlichst gemeinverständlichen Ausdrucksweise befleißigt. Daß Letzteres früher nicht immer geschah, beweist ein Geschichtchen aus der Zeit vor Einführung der neuen Criminalproceß-Ordnung, wo ein Schwurgerichts-Vorsitzer den ausgelosten Geschwornen vor ihrer Vereidigung vorzuhalten hatte, daß sie ihren Wahrspruch abgeben sollten „getreulich und ohne Gefährde" — eine einst in Verträgen gewöhnliche Klausel. Es wird nun erzählt, wie ein wißbegieriger Geschworener in Berlin auf dem Flur des Gerichtsgebäudes während einer Frühstückspause den ihm begegnenden Vorsitzenden nach der Bedeutung des Wortes „Gefährde" fragte und von diesem ihrer unkundigen, sonst vielseitig unterrichteten Herrn in der Verlegenheit ausweichend auf den Schluß der Sitzung vertröstet wurde.

Beide hätten durch das Grimm'sche Wörterbuch ermitteln können, daß jener Ausdruck im Wesentlichen Arglist bedeutet.

Während in unserer Amtssprache die Hauptworte eine größere Rolle spielen, als die Beiworte, läßt sich von der Umgangssprache vieler Männlein und Weiblein beinahe das Umgekehrte behaupten. In diesem und in dem „conservationell" angehauchten Theil der hauptstädtischen Presse nehmen gegenwärtig beispielsweise „schneidig" und „riesig" einen hervorragenden Rang ein. Da lasen wir jüngst in einem kleinen Berliner Blatt von der Anwesenheit des „schneidigen Rechtsanwalts F." in der glänzenden Abendgesellschaft eines Großindustriellen, vernahmen in einem Ostseebade, wie eine elegante junge Frau zu einem Herrn, von welchem sie auf ihr am Strande grabendes Söhnchen angeredet ward, äußerte: „Ja, das Buddeln macht den Kindern so riesigen Spaß." Manche jüngeren Damen unserer Hochwelt scheinen gleich solchen der englischen, nur zwei Beiworte zur Beurtheilung von Ihresgleichen zu haben: scharmant und eigenthümlich. „direct" sehr, wie wir denn einmal auf einer Dampfschiffahrt von Charlottenburg nach Potsdam ein junges Mädchen beim Passiren des Juliusthurmes sagen hörten: „Das ist also direct Spandau." Man erhält den Eindruck, daß nicht wenige Personen gewisse Lieblingsausdrücke sehr häufig selbst an minder oder gar nicht passenden Stellen deshalb anwenden, weil sie nur über einen geringen Wortvorrath gebieten. Da gilt es denn, die Mahnung Goethes zu beherzigen:

Was Du ererbt von Deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen.

Von den geistreichen Menschen werde das Zarte, Gehörige der Gegenwart, bemerkt der Altmeister an einer anderen Stelle, nicht nur schnell, lebhaft und eigenthümlich ergreifen, sondern auch mit Leichtigkeit ausgedrückt, wogegen die Dummköpfe sich bei jeder Gelegenheit mit schon gestempelten, hergebrachten Phrasen, „wie wir in einer fremden Sprache thun," behelfen müßten. Die Muttersprache zugleich reinigen und bereichern sei das Geschäft der besten Köpfe. Südamerikanische Indianerstämme unterhalten sich bei geselligen Zusammenkünften zufolge Reiseberichten gern damit, neue Worte zu finden oder schon gebräuchliche umzuwandeln; glückliche Einfälle werden dort ebenso belacht und beklatscht, wie auf anderen Kulturstufen etwa ein neues Lied oder ein neuer Witz, und kommen, von der Gunst der öffentlichen Meinung getragen, oft rasch in allgemeinen Gebrauch. Vielleicht könnte ein praktischer Kenner des reichen deutschen Wortschatzes unsere für die Muttersprache empfängliche jüngere Welt auf derartige angenehm-nützliche Unterhaltungen durch Erfindung eines kleinen Gesellschaftsspiels hinlenken, welches auf Grund des Grimmschen Sammelwerkes ihren Sinn für Bedeutung und Entwickelung guter alter Worte, wie für treffliche neue Ausdrücke in ähnlicher Weise weckt, wie es neuerdings für ihr Interesse an welthistorischen Thatsachen durch ein „Geschichtslotto" mit Erfolg geschehen ist. Dann würden selbst wir älteren Leute die durch jenes Spiel zu Tage geförderten Schätze unserer Sprache noch mehr als bislang würdigen und für ersprießliche gesellige Rede ausbeuten lernen.

(Berliner Post.)

Eine Heldenjungfrau aus der Lüneburger Haide.

Eleonore Prochaska war nicht die einzige Jungfrau, welche an den Befreiungskriegen ihren Antheil hatte. Wie Dehning-Celle im „Hannov. Cour." mittheilt, hat auch Else Dorothea Hornbostel ihr Geschlecht verleugnet, um gegen die Franzosen, welche wiederholt ihr Vaterhaus geplündert hatten, die Waffen zu tragen.

Gerade als der zweite Feldzug gegen Frankreich im Jahre 1815 begann, befand sich Else H. im Dienst einer englischen Herrschaft in Hamburg. In Folge der wieder drohenden Wirren zog die Familie nach England zurück, und so war das arme Mädchen zum dritten Male durch die Franzosen ins Elend gerathen. „Da erfaßte mich", erzählte sie, „ein furchtbarer Haß gegen die Unterdrücker unseres Landes und ich glaubte nichts Besseres thun zu können, als selbst mit auszuziehen gegen den Feind, und ich weiß, mein Wille war heilig. Mein Entschluß kam auf einmal und ohne das Zureden irgend eines Menschen."

Sie wandte sich deshalb an den Stadtcommandanten von Hamburg, Herrn v. Benningsen, gab demselben ihr Begehr kund, mit in die Reihen der Krieger gestellt zu werden, und legte ihm ihre Zeugnisse über ihr bisheriges gutes Betragen vor. v. Bennigsen behielt ihre Zeugnisse, aber wegen ihrer Bekanntschaft in Hamburg wollte er nicht, daß sie unter den Hamburgern dienen sollte; er gab ihr vielmehr als Ferdinand Hornbostel und unter Benennung ihrer Absicht einen Paß nach Bremen. Sie ging zu Fuß dorthin, als Mannsperson verkleidet. Dort meldete sie sich beim Major v. Weddis. Dieser schickte sie, wie Alle, welche Dienst verlangten, zum Dr. Wietmann zur Untersuchung ob ihres körperlichen Zustandes. Diesem offenbarte sie ihr Geschlecht, und er versprach ihr auf ihr flehentliches Bitten Verschwiegenheit. So wurde sie dem Hauptmann Freudenthal bei der zweiten Compagnie des Bremisch-Hanseatischen Infanterie-Regiments zugetheilt und sie machte mit ihrem Bataillon den Zug bis tief in Frankreich hinein und durch Belgien mit.

„Niemals bin ich auf den Märschen matt geworden, und wie sollte ich bange geworden sein, wo Alle mit Muth gegen den Feind gingen," erzählte sie. Sie machte mehrere Gefechte und eine Schlacht mit, blieb jedoch unverwundet. In Frankreich war sie gezwungen, ihr Geschlecht auch dem Major v. Weddis zu verrathen. Eines Tages wurde das Bataillon nochmals einer Untersuchung unterworfen, welcher der Dr. Wietmann, auch hier Bataillonsarzt, sie wieder enthob. Nun bildete sich bei den Soldaten das Gespräch, daß Ferd. H. ein Mädchen sein müsse. Das drang auch zu ihren Ohren, und als sie sich nicht zu helfen wußte, erklärte sie sich dem Major, der ihr das Versprechen des möglichsten Schutzes gab.

Als der Friede geschlossen war, kehrte sie mit dem Bataillon nach Bremen zurück. Am 31. Januar 1816 erhielt sie ihren erbetenen Abschied vom Heer.

Nun begann eine schwere Zeit für das tapfere Mädchen. Ich kann und mag die traurigen Einzelheiten ihres späteren Lebens nicht einzeln aufführen. Ihr hat das Vaterland schlecht gedankt. Wäre sie doch auf dem Felde der Ehre gestorben! sollte man beim Lesen ihrer [illegible] Lebensgeschichte ausrufen, dann Nur so viel. Eine Diebin, eine verkommene Küsterstochter aus Nienburg, lockte sie unter dem Versprechen, ihr dort einen Dienst zu verschaffen, nach Oldenburg und beraubte sie dort in der ersten Nacht ihrer kleinen Baarschaft, des letzten Restes von ihrem Solde, und ihrer sämmtlichen Kleidungsstücke. Als sie wieder nach Bremen zurückgekehrt war und sich einige Jahre hindurch redlich und mühevoll ihr Brot durch Tagelohn erworben, verdächtigte sie ein Schurke bei der Polizei, und sie, der von der Stadt Bremen das Bürgerrecht und die hanseatische Medaille für die Betheiligung am Kriege versprochen, wurde ohne Verhör und trotz ihres energischen Protestes des Staates verwiesen.

Arm und krank — sie hatte den weiten Weg von Bremen nach Schlüpse bei Hermannburg in dem kalten Winter zu Fuß gemacht — kam sie bei ihrer jüngeren Schwester, die jetzt verheirathet war, an. Sie erholte sich jedoch bald wieder und suchte sich jetzt einen Dienst. Aber es hatte sich damals bei den Bauern die Meinung gebildet, mit einem Mädchen, das schon in der Stadt gedient habe, sei nichts anzufangen, und so fand sich nichts. Doch ein Hoffnungsstrahl schien ihr aufzugehen. Sie hatte in Bremen den Hanseaten Schmied David Schrader kennen gelernt. Ihre Neigung zu einander schien echt zu sein und lange schon hatte Schrader ihr die Ehe versprochen. Noch im Winter 1819, nach jenem Verhör, das sie wegen ihrer früher erfolgten Ausweisung aus Bremen zu bestehen hatte, zog sie zu ihm und die Heirath kam zu Stande. Aber als ob des Elends der Heldin noch nicht genug gewesen, die Ehe wurde eine unglückliche und ihr Lebensende ein trauriges.

Der Geburtstag.

„Ich danke Ihnen, meine lieben Primaner, ergriff der Direktor das Wort, nachdem der Primus ihm, der Sitte gemäß, mit einer lateinischen Ansprache zum Geburtstage gratulirt hatte, „ich danke Ihnen, Sie haben mich sehr erfreut, und damit Sie meine Dankbarkeit so recht zu erkennen vermögen, will ich Ihnen zu Ihrem lateinischen Aufsatz noch vierzehn Tage Zeit lassen."

Mit diesen Worten verließ er die Klasse, und nun brach ein Jubel los, von dem nur derjenige eine Vorstellung hat, der den Werth eines solchen Gnadengeschenkes aus persönlicher Erfahrung kennt. Rasch waren jetzt aus den Büchern Wurfgeschosse hergestellt, hier balgten sich zwei Faustkämpfer, dort wurde im Sturmlauf das Katheder erobert. Plötzlich gebot die dröhnende Stentorstimme des Primus: „Silentium!"

„Silentium!" rief er noch einmal, „das Meer selbst schweigt, wenn der Primus redet."

Da ward's still.

„Ich habe Euch einen Vorschlag zu machen, Kommilitonen. Wie wär's, wenn wir dem Zeichenlehrer, der Morgen seinen Geburtstag hat, ebenfalls gratulierten, natürlich auch in lateinischer Sprache."

„Unsinn," riefen mehrere, „der versteht ja keine Silbe Latein!"

„Um so besser, dann machen wir uns einen Spaß mit ihm; es wird einfach irgend etwas Lateinisches aufgesagt, und wir werden so sehen, wie er es aufnimmt."

Und glaubst Du wirklich, daß sich jemand finden wird, der für die andern diese Kastanie aus dem Feuer holt?"

„Jämmerliche Feiglinge," hohnlächelte der Primus, „wenn ihr Angst habt, so werde ich es selber thun."

Jauchzende Zurufe lohnten ihn für seine kühne Idee, die jetzt allen gewaltig zu imponiren anfing.—

Jene unheimliche Ruhe, welche großen Stürmen voranzugehen pflegt, lagerte am nächsten Morgen über der Klasse, als der Zeichenlehrer in gehobener Geburtstagsstimmung eintrat. Der Mann war überrascht, als er seine Primaner so artig dasitzen sah, das Beste aber kam erst, denn angethan mit feinem schwarzen Gehrock, geschmückt mit der weißen Halsbinde, erwartete ihn am Katheder der Primus und bat um die Erlaubniß, im Namen der Klasse dem Herrn Lehrer gratuliren zu dürfen. Huldvollst winkte dieser Gewährung: nun trat der Primus einen Schritt vor und hub an: „Gallia est omnis divisa in partes tres etc." (das gesammte Gallien zerfällt in drei Theile u. s. w.) und man muß ihm nachrühmen, daß er mit edlem Pathos das erste Kapitel aus Cäsars bellum Gallicum hersagte....

Sprachlos stand der Herr Lehrer und rang mühsam nach Fassung; aber als er sah, wie ernst es dem Vortragenden um seine Sache war, und welch vornehme Haltung die ganze Klasse bewahrte, war er an sich selber irre. Etwas unsicher, aber mit feinem Lächeln auf den Lippen, erwiderte er: Ich danke Ihnen, liebe Schüler. Ich verstehe zwar nicht mehr so viel Latein, daß ich Ihnen hätte Wort für Wort folgen können: Eines aber habe ich herausgehört, und dies macht mich glücklich, daß nämlich Ihr Glückwunsch ein ungewöhnlich herzlicher war."

Gedankenspäne.

Was uns auf der Nase sitzt, erkennen wir am schwersten.

Gute Vorsätze, welche man im Unglück faßt, gleichen den Knoten im Taschentuch: Man vergißt nur zu bald, weßhalb sie gemacht wurden.

Treue ohne Liebe ist ein Gnadenbrod.

Der Anmaßende betrachtet sich als Gläubiger des Schicksals, der Bescheidene als Schuldner.

Das Vorrecht ist das Grab des Rechts.

Durch Erfahrung kann man wohl klüger werden, aber niemals klug.

Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt, vom [illegible]

Die Camorra, die Maffia und das Brigantaggio in Italien.

Aus einem Vortrage, von Vice-Konsul Baron G. von Locella Dresden.

Italien war bis zum Jahre 1735, bis zur Uebernahme der Krone beider Sicilien durch Karl III., der Schauplatz blutiger, erbitterter Kämpfe zwischen Papstthum und weltlicher Herrschaft. Bald waren es Romanen, bald Germanen, die entweder von den Päpsten herbeigerufen oder aus Ländergier herbeigeeilt, das schöne Land mit ihren Söldnerschaaren überzogen und brandschatzten. Während im Norden Städte sich an einander schlossen und seltene Beispiele von Gewerbe- und Bürgerfleiß gaben, trat im Süden und in Sicilien eine vollständige Erschlaffung ein. Nur einmal haben die Sicilianer, zur Zeit der Sicilianischen Vesper im Jahre 1282, ihre Theilnahmlosigkeit abgelegt; aber zu bald fielen sie wieder in ihre alte Lethargie zurück. Zu solchen Zeiten und unter Verhältnissen, in denen nur das Faustrecht galt und die Polizei- und Staatsgewalt vollständig machtlos dastand, konnten Verbindungen und Gemeinbünde entstehen, wie sie sich in der Camorra und Moffia bis zum Jahre 1860, in dem Brigantenthum bis in die 70er Jahre erhalten haben. Die Camorristen waren in jedem Orte vertreten, größere Plätze hatten mehr als eine Camorra, Neapel im Jahre 1860 deren 12. Das Volk Süd-Italiens, dessen Politik aus der Furcht vor dem Galgen, dessen Religion aus der Furcht vor der Hölle, die beständig von den Priestern wach erhalten wurde, bestand, setzte sich zusammen aus schwachen, muth- und energielosen Individuen und aus einer Zahl robuster verwegener Gesellen, die, in ihren Mitteln, galt es einen Vortheil zu erreichen, nicht wählerisch, die anderen terrorisirten. Aus diesen rekrutirten sich die Camorristen.

Wer im Jahre 1859 Neapel von der Wasserseite her besuchte, machte bald eine eigenthümliche Bemerkung. Hatte der Fährmann ihn in seinem kleinen Boot an Land gesetzt, so fand er dort ein mehr oder weniger gut gekleidetes Individuum, dem der Bootführer von seinem kargen Lohn einige Kupfermünzen abgab; auf seine verwunderte Frage, wer denn dieser Mensch sei, erhielt er die Antwort: „das ist ein Camorrist". Bestieg er eine Droschke, um ein Hotel zu erreichen, so wiederholte sich bei der Ankunft dieselbe Scene: schweigend erhielt der Camorrist seinen schweigend geforderten Tribut. Allüberall, im Theater, im Café, ja selbst in den geheiligten Räumen der Kirche, trieb die Camorra ihr Wesen. Jedermann suchte sie sich zum Freunde zu halten aus Furcht vor ihrer überall hin reichenden Macht; man hatte sich schließlich an sie gewöhnt und betrachtete sie als ein Uebel, dem zu entgehen unmöglich schien.

Die Camorra einer Stadt, die mehrere Grade besaß, hatte einen Chef an der Spitze. Von ihm gingen alle meist mündlichen Befehle aus, Vielschreibereien waren nicht seine Sache. Seinen Anweisungen mußte unweigerlich und unter der größten Verschwiegenheit Folge geleistet werden. Jeder Camorrist führte zwei Messer mit sich, in deren Führung er, wollte er nicht immer in dem letzten Grad bleiben, eine erstaunliche Sicherheit besitzen mußte. Nach Ablauf einer mehrjährigen Lehrzeit mußte eine Art Examen abgelegt werden. Der Chef warf auf einen Tisch eine Geldmünze, nach welcher die an der Prüfung theilnehmenden Camorristen blitzschnell mit ihren Messern stießen, der Prüfling mußte das Geldstück zwischen den Dolchen herausholen, wobei es freilich mit einigen Stichen mehr oder weniger in die Hand nicht abging. Die Organisation der Camorra war eine unheimlich sichere und feste. Jeder, der sein Geschäft ruhig betreiben wollte, zahlte ihr im Vornhinein einen Tribut, er konnte so sicher sein, daß er unbehelligt blieb. Ihr schamloses Treiben erreichte in den Gefängnissen, in denen nicht die Aufseher, sondern die Camorristen die Herren waren, ihren Höhepunkt.

In der „Viatica", dem Stadtgefängniß von Neapel, hatte jeder Saal — Einzelzellen gab es nicht — seinen Camorristenchef. Sie wußten die Gefangenen zu allen möglichen Lastern, namentlich zum Spiel zu verleiten. Fehlte das nöthige Geld, so liehen sie solches gegen Wucherzinsen aus, schließlich mußte es ja doch wieder in ihre Hände zurückgelangen. Die Gefangenen erhielten jährlich zwei Anzüge, einen davon — ob der arme Teufel viel oder wenig auf seinem Körper hatte, quälte die Camorristen nicht — kauften sie ihm ab, um sie an die Gefängniß-Verwaltung wieder zurückzuverkaufen.

Bei all' ihrer Grausamkeit sind den Camorristen auch einige gute Züge nicht abzusprechen; so sorgten sie für die Wittwen und Waisen der verstorbenen Kameraden und dergl. Unter Franz II., dem letzten Bourbonenkönig von Sardinien, wurden sie aus politischen Gründen geduldet; als man sie deportiren wollte, schlugen sie sich zu Garibaldi und halfen so der Herrschaft der Bourbonen ein Ende machen. Die meisten von ihnen sind wohl nach 1860 zu bürgerlichen Geschäften zurückgekehrt, nur ein kleiner Theil schlug sich zu den Briganten. Heute versteht man in Italien unter „Camorrist" einen Menschen, der sich unter Anwendung unlauterer Mittel auf Kosten Anderer bereichert.

Die Maffia spielte in Sicilien dieselbe Rolle, wie in Süditalien die Camorra, nur mit dem Unterschiede, daß hier die sogenannten gebildeten Stände das Hauptcontingent stellten; es waren Räuber in Glacehandschuhen.

Das Brigantenthum war die Camorra der Berge; es war bedingt durch die Rauhheit der Abbruzzen und des Apennins, und durch locale Verhältnisse, die namentlich in Apulien und Calabrien in [illegible] spotteten. Gab es doch hier ganze Landstriche, die noch keines Beamten oder Soldaten Fuß betreten; hier konnte sich ein Räuberthum in des Wortes verwegenster Bedeutung entwickeln. Die Briganten führten ihre Geschäfte in der Hauptsache so aus, daß sie reiche Leute aufhoben, um sie gegen hohes Lösegeld freizulassen; nur in Zeiten großer Noth überfielen sie auch kleinere Bauern. Wer eine Reise in die unwirthlichen Gegenden der Apenninen machen wollte, that gut, sich vorher mit den Briganten zu einigen. Ein Engländer, der im Ausgange der 50er Jahre den Maltese besteigen wollte, nahm sich direct, natürlich gegen hohe Bezahlung, einen Briganten als Führer an. Als er den Gipfel des Berges erreicht und sich an dem herrlichen Anblicke zweier Meere, dem Adriatischen und Tyrrhenischen, erfreute, fiel sein Blick auf ein einfaches Holzkreuz. Verwundert fragte er seinen Begleiter, wie dieses in die öde Bergeseinsamkeit komme, worauf ihm geantwortet wurde: „An jener Stelle mußte ich zu meinem Bedauern einen Fremden in's Jenseits befördern; damit seine arme Seele aus dem Fegefeuer erlöst werde, that ich das Gelübde, ihm in der Einsamkeit ein Kreuz zu errichten; getreulich habe ich das Gelübde gehalten." Beim Weiterschreiten zählte der Engländer noch 29 solcher Kreuze, alle hatte dieser eine Brigant aufgestellt. Wie viele Menschen mögen auf solche Weise ihr Leben gelassen haben, ohne daß ein Rächer ihnen erstanden!

Heute ist der Brigant aus Italiens schönen Gefilden so gut wie verschwunden. Die jetzige thatkräftige Regierung hat auch ihrem Treiben ein Ende gemacht; der Versuch, den Franz II. unternahm, um mit ihrer Hilfe die Krone seiner Väter zu erhalten, ist kläglich gescheitert.

Deutsche Dichter und Denker in der Franzosenzeit.

Im „Verein junger Kaufleute" in Berlin hielt der treffliche Geschichtsforscher Prof. Oncken aus Gießen einen von poetischem Schwunge und hinreißender Begeisterung getragenen Vortrag über die „deutschen Dichter und Denker aus der Franzosenzeit". Wenn nur politisch gesunde Verhältnisse, so begann der Redner, ein Volk groß zu machen vermögen, dann mußte das deutsche Volk in der Zeit, die den großen Kriegen voranging, ein durch und durch krankes sein. Das deutsche Reich war eine Fratze, ein Zerrbild, wo die blühendste Anarchie, eine Welt von Kleinstaaterei herrschte. Die einzige Monarchie, die herausragte, vergegenwärtigte so recht die deutschen Verhältnisse, das Haupt derselben, Friedrich der Große, sprach und schrieb französisch und hatte geistigen Umgang nur mit Franzosen. Die Mitwelt wußte aber nicht, daß der König doch durch und durch deutsch gewesen ist, daß er selbst im tiefsten Innern die Zeit herbeisehnte, wo die französische Geschmacksrichtung ein Ende nehmen würde.

Die deutsche Gelehrten-Republik zeigte einen gleichen Zwiespalt, entweder war man „Fritzisch", d. h. preußisch gesinnt, oder man war stolz darauf, gar kein Vaterland zu besitzen. Da erschien im Jahre 1790 ein merkwürdiges kleines Schriftchen, „Faust", ein Fragment von Goethe, das zeigte, wie es in Wirklichkeit im Innern der Gelehrten-Republik aussah. Der Mann, der dies gemacht, war gleichzeitig ein Dichter und Denker, dem ein Gott gegeben hatte zu sagen, was die Seele seines Volkes litt. Die Welt mußte erschrecken vor diesem Bilde; die deutsche Schulwissenschaft hatte den Glauben an sich selbst verloren, war irre geworden an allen Idealen. Dieser kranken Wissenschaft, die Goethe bereits im Jahre 1773 im Urfaust, der erst jetzt entdeckt worden ist, geschildert hatte, entnahm nun Goethe das Motiv, durch das er dem Faust der Sage eine neue Seele, einen neuen Inhalt gab. Goethes Faust ist ein gelehrter Mann, von unheimlichem Ernst und Wissensdurst getragen. Aber dieser Faust schließt, als er einsieht, daß ein geschaffener Geist nicht eindringen kann in das Warum des Warum, den Pakt mit dem Teufel, der ihn in die Welt des Genusses, des Taumels führt.

Dieser Auffassung fehlt eines, das ist das Gesetz der Pflicht, das erst entdeckt wurde von Kant. Als Kant an die Naturgeschichte des Menschen ging, schwebte ihm Friedrich der Große vor, dessen Philosophie in ein einziges Wort gefaßt war, das er selbst an Voltaire schrieb: Mein höchster Gott ist meine Pflicht. Diese Pflicht läßt seine Künstler- und Philosophen-Natur in dem tragischen Kampfe mit den Vater erliegen. Das Pflichtgefühl hat er Zeit seines Lebens beobachtet und dieses war es, was Kant vor Augen hatte, als er zwei Jahre nach dem Tode Friedrichs seine „Kritik der praktischen Vernunft" herausgab, in der das herrliche Kapitel von der Pflicht den Kernpunkt bildet. Diese Lehre Kants hat das deutsche Volk in den Stürmen der französischen Revolution, die für dasselbe eine sittliche Prüfung war, aufrecht gehalten.

Und derjenige, der Kants Lehre von der Bühne herab der Nation in ihrer Masse predigen sollte, war Friedrich Schiller, der zum Bewußtsein seines Berufes erst gelangte, als er vor jetzt 100 Jahren in Jena als akademischer Lehrer das Studium der Geschichte und der Kant'schen Philosophie begann. Da ist ihm eine neue Lehre, die Lehre vom Erhabenen aufgegangen. Erhaben denken und empfinden nennen wir Begeisterung und die Seelenkraft, mit der der Mensch sich zum erhabenen Handeln aufschwingt, ist der Wille. Der Poesie ist es nur gegeben, das Bild darzustellen, das der Mensch gewinnt im Zustande erhabenen Denkens und Handelns, im Kampfe mit einem übermächtigen Schicksal. Dies Schauspiel darzustellen und durch dasselbe auf die Veredelung seines Volkes zu wirken, hat Schiller als seine Aufgabe [illegible] des deutschen Heldendramas und der Heldenerziehung im jungen Geschlecht. Als Schriftsteller und akademischer Lehrer leistet er Uebermenschliches, wenn auch in diesen Jahren seine Muse feiert. Was er in dieser Zeit aber gelernt, zeigt er, als er im Jahre 1791 den widerstrebenden Genius Goethes an sich riß.

In früher Jugend schon hatte sich Schiller ein umfassendes Naturwissen angeeignet, und dies befähigte ihn, Goethe zu folgen. Jetzt öffnete sich für Beide eine neue Quelle. Goethe wurde wieder zum Dichter, und mit zwei unvergleichlichen Werken haben die beiden Freunde dem Volke sich vorgestellt, der eine mit „Hermann und Dorothea" und der andere mit dem „Liede von der Glocke". Der Genius Schillers erreichte damals seine Höhe. Schrieb er doch im Voraus die Geschichte jenes kommenden Soldatenkaisers, indem er seinen Wallenstein dichtete, das großartigste Bühnenwerk ohne Gleichen. Der Inhalt seines Wallenstein bildet die Geschichte der Napoleonischen Herrschaft. Und das Bild, das Schiller von dem Verrath Wallensteins giebt, ohne Kenntniß der Sache, ist vollkommen richtig. Was wir wissen auf Grund von Urkunden, von denen Schiller keine Ahnung hatte, ist nichts mehr, als was sein Genius bereits gefunden hatte. Wallenstein fiel nicht, weil er verrieth, sondern er verrieth, weil er fiel. Die psychologische Wahrheit, mit der Schiller seinen Sturz hergeleitet hat aus der Logik seines eigenen Wesens, hat ihm die Weltgeschichte selbst bezeugt durch das Schicksal, das die Welt über Napoleon verhängt. Ein Volk, das diesen Wallenstein vor Augen hatte, konnte wohl seinen Nacken beugen, aber nie glauben, das sein System dauernd werde. Als acht Jahre nach Schillers Tode die Stunde des Befreiungskampfes schlug, da stauben Gestalten und Gefühle auf, die Schiller in seinen Dramen zuerst geschaffen, in der Jungfrau von Orleans und im Wilhelm Tell.

Ein anderer Jünger Kants hat die nationale Wiedergeburt der deutschen Wissenschaft begonnen, das war J. G. Fichte, der auch zuerst ein Weltbürger war. Aber auch ihm ist es klar geworden, daß der Weltbürgersinn ein Unding, ein Selbstbetrug sei, weil das Vaterland eben nicht mehr ist, als die Scholle der Erde, auf die uns der Zufall der Geburt geworfen.

Als 1806 der Krieg mit Frankreich zur Gewißheit geworden, da bot Fichte sich als Feldprediger für den bevorstehenden Feldzug an. Die Nachricht von Jena wirkte auf ihn wie ein Donnerschlag, und er floh, verzweifelnd an der Nation, nach Kopenhagen. Aber schon im Winter 1807—1808 finden wir Fichte in Berlin. Vom Katheder hielt er 1808 die Reden an die deutsche Nation. Er redet vom deutschen Geschlechte, nicht anerkennend, sondern verwerfend alle die trennenden Unterscheidungen. Er will ein neues Geschlecht erziehen, das frei ist von Allem, was die Alten unglücklich gemacht, ein Geschlecht, das stark ist durch einen neuen Glauben, den Glauben an die Ewigkeit des deutschen Volkes, und diesen Glauben nennt er Vaterlandsliebe. Noch ist den Deutschen bei dem allgemeinen Zusammenbruch ein unschätzbares Gut geblieben, die unvergleichliche deutsche Sprache in ihrer Kraft, ihrer Herrlichkeit, ihrem Reichthum, ihrer schöpferischen Lebendigkeit. In dieser Lebendigkeit liegt eine Bürgschaft für die Unzerstörbarkeit des deutschen Geistes und Volkes.

Geblieben ist dem Volke die Fähigkeit, sich ein unabhängiges Selbst zu schaffen, denn Charakter haben und Deutsch sein ist eins und dasselbe. Geblieben ist die deutsche Kraft des Idealismus, die Fähigkeit, sich zu heben in eine Welt der Ideale. In denselben Frühlingstagen, da diese Reden in Deutschland verbreitet wurden, erschien die zweite Bearbeitung von Goethes Faust. Goethe hatte viel erlebt, der Tod Schillers, die Katastrophe von Jena sind nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Die „That", das war das Wort, das sich im Wörterbuch nicht vorgefunden hatte; erst der Wetterstrahl der Noth hat das Wort zur Geltung gebracht. Und ein Durst nach befreiender That erfüllte das junge Geschlecht jener Tage, das zeigt sich in den Schriften des Dichters Heinrich v. Kleist.

Und eine befreiende That hat Preußen vollbracht, als es im Jahre 1810 hier in Berlin eine Hochschule errichtete. Der Minister W. v. Humboldt vollzog dadurch gleichfalls den Bruch mit seiner Vergangenheit, wie seiner Zeit Fichte. In diesem Augenblick war das ein Schritt, der Alles mit neuer Wärme erfüllte, und so hat der deutsche Idealismus immer dann, wenn es die Welt am wenigsten erwartete, die Fahne des kühnsten Hoffens von Neuem aufgerollt. Und so auch 1812, als Freiherr von Stein in Petersburg einen Entwurf über eine neue deutsche Verfassung schrieb, in der für Freiheit besser gesorgt sein sollte, als E. M. Arndt einen Katechismus drucken ließ für den deutschen Wehrmann.

Diese Männer sahen die Auferstehung ihres Volkes voraus, dessen erstes Aufleben jener „Aufruf an mein Volk" im März 1813 verkündete. In diesem Aufruf wird ein Satz ausgesprochen, der uns unmittelbar gemahnt an Schiller und Fichte, daß nämlich der Deutsche nicht ehrlos zu leben vermag. Und in diesem Augenblick war jener Kreislauf vollendet, bei dem unsere besten Dichter und Denker thätig gewesen sind.

— Ein Riesen-Weinstock befindet sich in der Nähe von London. Derselbe wurde im Jahre 1768 gepflanzt; sein Stamm zeigt heute die Stärke von 85 Centimeter und er bedeckt einen Flächenraum von 2200 englischen Quadratfuß. Im verflossenen Jahre wurden von diesem Weinstocke nicht weniger als acht Centner Trauben geherbstet und in diesem Jahre [illegible]

Schwiegermama.

Dem im Berliner Residenztheater aufgeführten, gleichnamigen Sardou'schen Lustspiel nacherzählt.

Schwiegermütter sind schon schrecklich, wenn sie wirklich schrecklich sind; doch an Größe ganz erklecklich dieses Uebel noch gewinnt, wenn sie immer lieb und mild dastehn wie ein Engelsbild.

Solch ein Mann war Thevenot.

Anfangs heiter stets und froh; denn die Schwiegermutter war sammt und sonders wunderbar. Noirel, so hieß ihr Name. An ihr prallte die infame Ehrenkränkung machtlos ab, die man sonst solch' Damen gab. Alter: todt. (Das heißt: ihr Mann, dem sie herzlich zugethan.) Ihre Jahre: Sechsunddreißig. Hübsch war sie und noch so fleißig im Geschäft, in Haus und Hof, daß sie schier vor Wohlstand troff.

Ihre Tochter hieß Süsann. Von Charakter? Na, 's geht an. Zu behandeln schien sie schwierig, denn sie war zu wissen gierig, wie der Gatte seine Zeit zugebracht eh' er sie freit'. So was geht sie doch nichts an und ist peinlich für den Mann. Und an Junggesellen-Klippen soll die Ehefrau nicht tippen.

Thevenots, die jungen Leute, feiern ihre Hochzeit heute und begeben selb'gen Tags sich noch auf die Reise stracks. Schwiegermutter bleibt zurück, und mit ihrem prakt'schen Blick wird sie Alles bestens lenken und der Kinder Wohl bedenken.

Thevenot, der als Notar jederzeit ein Muster war peinlichster Accuratesse, gibt doch keinerlei Adresse, wohin etwa Schreiberei'n an ihn nachzusenden sei'n. Nein, dem Chef nur des Bureaus sagt er, wenn was Wicht'ges los, geben Sie es an Mama; wo wir sind, sie weiß es ja.

Kaum daß sie nun abgefahren, ändert sich der Thatbestand. Schwiegermuttchen, die seit Jahren nur zu Haus' Befried'gung fand, steigt in höh're Regionen und bekommt mit einem Schlag ideale Congestionen, was ganz fern ihr früher lag. Möbel hat dem Schwiegersöhnchen sie in das Bureau geräumt, die vergleichbar sind denjen'gen, die Koketten sich erräumt. Und was sie noch sonst vollbracht—ei, wer hätte das gedacht!

Thevenots Kanzlei erfreute des Vertrau'ns sich aller Leute, und man schickt von weit und breit Dinge ihm von Wichtigkeit.

Kunde A. hat's Haus verhandelt und will's machen notariell; Kunde B., deß' Gattin wandelt treulos, will sich scheiden schnell; Kunde C. möcht' appelliren im verlorenen Proceß; Kunde D. auf's Glatteis führen will den Gegner durch Regreß. Lauter solch verzwickter Kram schriftlich an Herrn Thevenet kam.

Schwiegermutter hat in Händen all das wicht'ge Material, doch anstatt es nachzusenden, hält sie's fest. Ei, wie fatal! Außerdem geht in der Stille sie in's Seebad nach Trouville. Dort hat sich ein Schwerenöther, ein Marquis, ihr zugesellt; der compromittirt als steter Compagnon sie vor der Welt. Ja, er hat's so weit gebracht, daß sie mit ihm geht zur Yacht. Freilich ganz in allen Ehren, doch wer kann Verleumdung wehren! — —

Thevenots sind nun zu Haus. Auch das mit Trouville ist aus. Schwiegermutter freut sich sehr, doch der Krach kommt hinterher.

Die Mandanten, hintergangen, steh'n jetzt wüthend auf dem Sprung und von Thevenot verlangen sämmtlich sie Entschädigung. Lauter große Klageposten. Ach, Millionen kann das kosten!

Und die Schwiegermutter weint. Hat sie's doch nur gut gemeint. Wollt den Honigmond nicht stören ihrer Tochter, ihres Sohns und nun muß sie Schelte hören, statt des süß erhofften Lohns.

Um das Unglück vollzumachen, werden Thevenot rapportirt die verschiedenen faulen Sachen, die im Seebad sind passirt. Weh, sein Dasein wird unleidlich. Ein Duell ist unvermeidlich.

Immer größer wird das Wölkchen. Und er reist nebst dem Marquis auf der Eisenbahn nach Belgien, dorten wollen fechten sie.

Doch die Gattin, ach, sie hat ihn im Verdacht gar lange schon, daß den Degen er zieht wegen einer anderen Person. Und da ihr das nicht kann passen, will bestärkt sie durch Mama von dem Mann sich scheiden lassen, der ihr einstmals stand so nah.

Immer merkt Mama noch nicht, was sie selbst hat angericht!

Endlich, endlich platzt die Bombe, und Mama wird scharf belehrt. Opfern eine Hekatombe möcht' man, daß sich's aufgeklärt. 's kostet zwar 'ne Menge Geld ihm, doch ringsum von Küssen knallt's, Thevenots junges Weibchen fällt ihm ganz gerührt rings um den Hals.

Klaftertief in Scham versunken, steht die Schwiegermutter da; doch wird sie dann wonnetrunken Gattin des Herrn Boudinois. (Berliner „Ulk".)

Russisch!

Die russischen Behörden sind in Moskau infolge der bekannten Auftritte auf der dortigen Rennbahn gegen den Totalisator eingeschritten und haben nun auch einem neuen Sport, welcher in einem der vornehmsten „privilegirten Alumnate" der heiligen Stadt sich zu bilden im Begriffe war, den Lebensfaden durchgeschnitten. Der Schüler der sechsten Klasse (Secunda) Iwanoff, ein Sohn reicher Eltern, hatte auf dem Rennplatz das Institut der „Bookmaker" kennen gelernt und diese Einrichtung wirkte auf seine jugendliche Phantasie derart anregend, daß er den Vorsatz faßte, in seine Klasse ein ähnliches unterhaltendes Spielchen ins Leben zu rufen. In einer der Pausen des nächsten Schultages theilte er seinen Genossen den Plan mit, der allseitige enthusiastische Aufnahme fand, und brachte mit der Findigkeit seiner fünfzehn Jahre auch alles zur Ausführung Nöthige in's Reine. Als „Rennpferd-Surrogate" sollten die Lehrer dienen, und zwar soll derjenige als Sieger angesehen werden, welcher des Morgens vom Lehrzimmer aus zuerst sein Klassenzimmer erreichen würde. Am festgesetzten Tage waren die Schüler der Secunda mit ungewöhnlicher Pünktlichkeit schon eine halbe Stunde vor Beginn des Unterrichts erschienen und standen in gespannter Erwartung des „Rennens" an der Klassenthür. Als „Bookmaker" fungirte natürlich der Veranstalter selbst, als der reichste Schüler und als die einzige und höchste Sportscompetenz.

„Favorit" war durch zuverlässigen „Tip" der „Njemez", der Lehrer der deutschen Sprache, der bei den Schülern für ein Muster der Pünktlichkeit und Pedanterie galt und infolge dessen in dem Buche Iwanoffs zu dem verächtlichen Satze von 7:5 figurirte. Die meisten „Odds" waren gegen den Lehrer der Kalligraphie gelegt, einen jungen sanguinischen Russen, der sich gewöhnlich verplauderte und meistens, wie man wußte, sehr spät in die Klasse trat; aber keiner hatte gewagt auf ihn zu setzen.... Mit dem Glockenschlage sah man in der That die Thür des Conferenzzimmers sich öffnen, den „Deutschen" seine Cigarette fortwerfen und würdevoll mit dem Klassenbuche unter dem Arm auf die nahe Thüre seiner Klasse zuschreiten. Doch was ist das? Gleich hinter dem „Njemez" trat der Lehrer der Schönschrift aus dem Zimmer und tänzelnd und gesticulirend, im Vorbeigehen ihm etwas zurufend — überholte er den Ersteren. Das wirkte wohl überraschend, war aber noch nicht entscheidend: Das Klassenzimmer des Deutschen, der nur noch etwa fünf Schritte zu machen hatte, lag näher als das des Russen. Da machte Letzterer ein glänzend „Finish" und verschwand etwa zwei Secunden vor dem anderen hinter seiner Klassenthür, so daß sämmtliche Einsätze dem „Bookmaker" Iwanoff heimfielen. Die Folge waren lange Gesichter und großer „Krach" bei den jugendlichen Wettern, und einer derselben, der in Gestalt der gesetzten 5 Kopeken seine ganze Baarschaft verloren hatte, „petzte". Nach einer hochnothpeinlichen Untersuchung wurde der glückliche „Bookmaker" von der Anstalt ausgeschlossen und die anderen Theilnehmer an dem neuen „Spiel" fanden während einer vierstündigen Clausur die nöthige Muße, reiflich über die gemachten Sportserfahrungen nachzudenken.

Englische Justiz in Irland.

London, 28. Oktober.

In Maryborough in Irland spielt sich jetzt vor den Assisen ein peinlicher Proceß ab, der ein wenig erbauliches Streiflicht auf die in der Schwesterinsel herrschenden Zustände wirft. Vor einigen Monaten wurde, wie seiner Zeit gemeldet, der Polizei-Inspector Martin bei der Ausübung seiner Dienstpflicht in Falcarragh in brutaler Weise ermordet. So furchtbar und entsetzlich diese Blutthat auch ist, so läßt sich doch sagen, daß die unbegreifliche und wirklich strafbare Taktlosigkeit, mit welcher der arme Polizeibeamte in höherem Auftrage seine Dienstpflicht ausübte, die Hauptschuld an seinem Ende trägt. Niemand weiß es besser oder sollte es besser wissen, als die Polizeiorgane, wie die armen irischen Dorfleute an ihrem katholischen Pfarrer hängen; Niemand ist aus eigener Erfahrung mit dem leidenschaftlichen, leichtbeweglichen, ja wilden Charakter der irischen Bauern genauer bekannt, als die Exekutivbeamten der Regierung, welche beständig mit der Widersetzlichkeit des Volkes und mit diesem selbst zu kämpfen haben.

Der ganze Distrikt von Falcarragh war überdies zu jener Zeit wegen mehrerer im Zuge befindlichen Pächter-Austreibungen in einem Zustande hochgradiger Erregung. Der katholische Pfarrer von Falcarragh, James Mac Fadden, sprach damals auf einem verbotenen Meeting, und sollte deswegen verhaftet und zur Verantwortung gezogen werden. Inspektor Martin wurde mit der Verhaftung betraut und wählte dazu einen Sonntag; nicht genug daran, wählte er überdies die Zeit des Hochamts und nahm während des Gottesdienstes mit einigen Gendarmen vor der Kirche Aufstellung, um den Pfarrer im Angesichte der ganzen Pfarrgemeinde bei seinem Austritte aus dem Gotteshause zum Gefangenen zu machen und ihn gefesselt abzuführen.

Das Hochamt war zu Ende. Der Pfarrer, der noch auf dem Friedhof eine Function zu verrichten hatte, trat in seinem priesterlichen Gewande aus der Kirche; die Leute strömten ihm nach und er schritt eben die Kirchentreppen hinab, als Inspector Martin mit gezücktem Säbel auf ihn zustürzte und ihn so derb beim Kragen faßte, daß die Stola des geistlichen Herrn zerrissen wurde und er selbst niederstürzte. Die Gensdarmen rissen ihn empor und Inspector Martin stieß ihn vor sich her, während er zugleich den Säbel drohend über dem Haupte des Pfarrers schwang. Man kann sich leicht denken, welche Wirkung dieser brutale Vorgang auf die versammelte Volksmenge übte. Die Weiber kreischten; die Männer stürzten sich auf die Polizisten und mächtige Steine durchschwirrten die Luft. Der Pfarrer selbst wurde von einem Steine getroffen und von den Leuten in das anstoßende Pfarrhaus gebracht; Inspector Martin sank dagegen mit zerschmettertem Schädel nieder. Den Gendarmen wäre es schlimm gegangen, wenn nicht der Pfarrer, noch aus seiner Kopfwunde blutend, am offenen Fenster erschienen wäre und die Leute zum sofortigen Auseinandergehen aufgefordert und die Gendarmen davon abgehalten hätte, von ihren Feuerwaffen Gebrauch zu machen.

An demselben Abende rückte noch eine Militärnacht in Falcarragh ein; eine Schaar Polizisten kam mit, und die Männer flohen aus allen Dörfern des Kirchspiels. Pfarrer Mac Faden wurde in Ketten abgeführt; von den zurückgebliebenen Frauen wurden gleichfalls viele verhaftet und die bei einem großen Streifzuge dingfest gemachten Männer in den Kerker geworfen. Gegen einige derselben und den Pfarrer wurde nun die Anklage wegen der Ermordung des Polizeiinspektors erhoben, und sie stehen deswegen jetzt vor den Geschworenen. Findet man schon die Anklage gegen den Pfarrer ungerecht, so hat noch die Haltung des irischen Kronanwalts dazu weiter beigetragen, das allgemeine Mißtrauen in die Handhabung des Rechts zu steigern. Bei der Wahl der Geschworenen bestand nämlich der Staatsanwalt auf der Ausschließung aller Katholiken, und in dem katholischen Districte stehen nunmehr die angeklagten Katholiken vor einer aus lauter Protestanten zusammengesetzten Jury. Zwei katholische Geschworene erhoben vor dem Richter Einsprache gegen ihre Ausschließung und wurden dafür zu einer Geldstrafe von je 20 Pfund verdonnert.

Die sämmtlichen katholischen Geschworenen haben nun eine Besprechung abgehalten, um zu berathen, welche Schritte einzuleiten wären, um gegen die Verdächtigung zu protestiren, welche darin liegt, daß sie zurückgewiesen wurden, einen Wahrspruch zu fällen. Die „Times" geräth über diese „Unverschämtheit" ganz aus dem Häuschen und findet in dem beabsichtigten Protest eine „Mißachtung des Gerichtshofes", die nicht hart genug bestraft werden könne! Wäre in England ein Proceß möglich, wie er sich jetzt in Maryborough abspielt? fühlt man sich versucht zu fragen. Arbeiten die irischen Behörden mit einer solchen Anwendung der Macht, wie sie in der Handlung Inspector Martins, in der darauffolgenden Mordanklage gegen den Pfarrer und in der Zusammensetzung des Gerichtshofes liegt, nicht in die Hände der Feinde der Regierung? Nichts fördert die Homerule-Bewegung in England mehr als solche Dummheiten, in denen die irische Verwaltung unausgesetzt ein merkwürdiges und vielleicht verhängnißvolles Geschick an den Tag legt.

Gedankensplitter.

Die Menschen nennen Diejenigen Egoisten, welche sich nicht rücksichtslos von ihnen ausnützen lassen.

* * *

Ein Weib mit der Brille erscheint prätentiös. Es will sehen und das Weib ist doch nur da, um gesehen zu werden.

* * *

Wem du einmal eine Schmeichelei gesagt hast, dem darfst du zehn Grobheiten sagen: sie schaden nichts.

* * *

Es gehört oft mehr Muth dazu, seine Meinung zu ändern, als ihr treu zu bleiben.

* * *

Man kann seinen Groll hinunterschlucken, aber, wenn man es öfter thut, verdirbt man sich den Magen.

* * *

In jedem „Wohl" ist ein „W".

— Sara de Sendrige, die Gattin des berühmten englischen Feldherrn Marlborough, war ihrer Zeit — so lesen wir in der „Deutsch. Romanztg." — von berühmter Schönheit, die noch erhöht wurde, wenn sie bei Gelegenheit ihr prachtvolles schwarzes Haar offen trug. Beide Gatten lebten bis an ihr Ende in ungetrübter Eintracht; das „Glas Wasser" von Skribe beruht lediglich auf poetischer Erfindung; nur einmal geriethen sie in einen nachtheiligen Streit mit einander, in Folge dessen Marlborough sich Abends in seinem Zimmer einschloß. Die Herzogin wußte, daß ihr Gemahl ihr prächtiges, seidenweiches Haar liebte und nie gelitten hatte, dasselbe zu kürzen. In ihrem Aerger schnitt sie auf der Stelle das Haar kurz ab, um dem Gatten einen Streich zu spielen, und legte dasselbe in das Vorzimmer des Herzogs. Als Marlborough am andern Morgen wieder versöhnt zu ihr kam, erwähnte er mit keinem Worte der Entstellung seiner schönen Frau. Auch die Herzogin, die sich nun über ihren kindlichen Streich nicht wenig schämte, wagte nicht nach dem Verbleib des Haares zu fragen, doch suchte sie vergeblich die Schränke und Zimmer des Gatten durch, um es wieder zufinden. Es blieb verschwunden und Marlborough erwähnte es mit keiner Silbe. Als aber die Herzogin nach dem Tode des Gatten die geheimen Fächer seines Schreibtisches öffnen ließ, fand sie sorgfältig jedes Blümchen, das von ihr herrührte, wie eine Reliquie aufbewahrt; und unter diesen Zeichen der Liebe lag auch das abgeschnittene Haar. Marlborough hatte sich nie davon getrennt, es hatte ihn als das Liebste, was er besaß, nie verlassen und hatte ihn selbst auf den Bahnen seiner Siege begleitet.

— Einem Gerücht zufolge soll man in Frankreich mit der Absicht umgehen, dicht an der deutschen Grenze auf einem Punkte der Vogesen eine riesenhafte Statue der Rachegöttin aufzustellen, die mit drohender Geberde gen Nordosten blickt und an deren Fußgestell in Colossallettern ihr Name: „Nemesis" prangen soll. Diesseits der Grenze schlägt man vor, diesem „Nehme Sie's" gegenüber auf elsässischem Boden eine ebenso großes Monument aufzurichten mit der Inschrift: „Mer hawwe 's scho!"

— Verfehltes Compliment. General: „Hier, meine Liebe, Herr Seconde-Lieutenant Schnabel." — Generalin: „Sehr erfreut." — General: „Hier meine Gemahlin." — Seconde Lieutenant: „Ach, gnädige Frau, so jung und schon Generalin!"

Die Abendpost ist die verbreitetste Zeitung Chicagos. 1 Cent.

Die Gloria-Hose.

Eine Thüringische Pastoralgeschichte von Ernst von Wolzogen.

„Frau! Frau!“ rief der Pfarrer Kannepich ganz aufgeregt in die Küche hinein. „Gib dem Boten einen Bittern, 's ist ein Brief gekommen—vom hohen Kirchenregiment.“

Die Frau Pfarrerin stand eben am Waschfaß und wusch die Windeln des Jüngsten aus. „Ein Brief, rief sie und riß vor Schreck die Augen weit auf. Und dann trocknete sie sich die Hände oberflächlich an der Schürze, rieb die bloßen Arme auf ihren Hüften ab und nahm aus den zitternden Fingern ihres Mannes das gefährliche Schreiben entgegen. Sie drehte es nach allen Seiten hin, betrachtete bald das große Amtssiegel, bald die Adresse und reichte es endlich vorsichtig wieder zurück: „'s ist wirklich an dich, Kannepich — na, da wird' einer klug draus!“

Damals, vor sechzig Jahren ungefähr war es, kam der Briefbote nur gar selten in das abgelegene Dörfchen hoch oben im Thüringer Wald, wo der hochwürdige Gotthilf Kannepich Seelsorger war. Der gute Mann hatte absolut gar keine Correspondenz, nicht die geringsten Beziehungen zur Außenwelt und kaum irgend welche zu seinen kirchlichen Behörden, die ihn seit einer ganzen Reihe von Jahren in seinem todten Winkel schier vergessen zu haben schienen. Das war ihm auch sehr recht so, denn er hatte einen wahrhaft kindlichen Respekt vor allem, was mit der hohen Obrigkeit, sei es geistliche oder weltliche, zusammenhing und kam sich ihr gegenüber stets etwas armsündermäßig vor, denn er war sich wohl bewußt, daß er weder ein Schriftgelehrter, noch ein Gewaltiger des Wortes, noch ein Heiliger sei und überhaupt nicht eine einzige imponierende Eigenschaft besitze — es sei denn seine Eigenschaft als Vater von sieben unvermählten Töchtern. Aber in seiner Einfalt und Demuth war er ein guter Christ, und er hatte eine eigene Art, den Leuten tröstend zuzureden und wurde von ihnen hoch verehrt wegen seines Verständnisses für alle Leiden des lieben Viehes.

Nachdem der Briefbote seinen Bittern genossen und sich verabschiedet hatte, eilte die Pfarrerin in ihres Mannes Stube. Anna und Lieschen, die sechs und vier Jahre alten Töchter, hatten sich an ihren Rock gehängt und mit hinein schleppen lassen; Lore, die fünfzehnjährige, kam mit der Jüngsten auf den Armen nach und alle starrten bestürzt den alten Vater an, der mit dem geöffneten Schreiben ganz geknickt in seinem Lehnstuhl saß.

„Modice, Modice, Modice!“ seufzte der Pastor mit verzweifeltem Frageton vor sich hin.

„Was ist's denn? Lieber Himmel, Kannepich, du bist ja ganz blaß,“ rief die Frau und stützte ihre derben Fäuste auf den Tisch, indem sie sich zu ihrem Gatten hinüberbeugte.

„Modice will er haben, Frau. Weißt du nicht, was Modice ist?“

„Wer denn?“

„Der neue Supperdent kommt zur Visitation am Sonntage. Modice will er haben, schreibt er.“

„Ist das was zum Essen?“

„Freilich, freilich!“ Und der arme Pastor kratzte sich die Bartstoppeln gegen den Strich, wie er immer zu thun pflegte, wenn er in Verlegenheit war. „Weiß denn keins, was das ist?“

„Vielleicht der Herr Kandidat,“ wagte Lore nach einer längeren Pause schüchtern zu bemerken.

„Der Herr Kandidat! Immer der Herr Kandidat,“ brauste der Alte auf. „Ich will von dem Windbeutel ein für allemal nichts wissen.“

„Aber Mann, der Herr Kandidat ist doch bei dem Grafen in Weimar Hauslehrer gewesen, der kennt gewiß alle die feinen Modegerichte und vielleicht kennt er gar den neuen Supperdenten selber.“

Der Pastor kratzte immer aufgeregter mit dem Rücken seiner Rechten gegen seine Stoppeln. Was die Frau gesagt hatte, war ganz richtig; er hatte selbst gleich an den Kandidaten gedacht, aber — er zog seine Frau in die Fensternische und sagte ganz kleinlaut: „Siehst du, Luise, ich hab' ihm doch vor ein paar Tagen erst den Pelz gewaschen wegen seinem heimlichen Karessiren und Scharmieren mit unserem Dortchen und hab' ihm gesagt, daß er sich nicht unterstehen soll......“

„Du wirst's ihm schön grob gegeben haben, dem armen, lieben Menschen,“ fiel ihm die Pastorin erregt ins Wort. „Wir haben doch, weiß der liebe Himmel, die Freier so nöthig, wie's liebe Brot, hier oben mit unseren Sieben. Ich möchte wissen, worauf du noch warten willst für unser Dortchen, und Malchen könnte auch schon daran denken......“

„So bist du nu, Luise,“ unterbrach der Pfarrer ihren Redefluß und wendete seufzend die Augen gen Himmel. „Guck doch, wie die Kinder horchen. Geht 'naus, Kinder. — Ich werde doch mein gutes Dortchen nicht einem jungen Sausewind geben, dem noch weit mehr Studiosenunfug als Gottes Wort im Kopfe steckt und der noch lange laufen kann, bis er zu Amt und Würden kommt. Ueber alte Leute lachen und mit seines Pfarrers Töchtern Heimlichkeiten anzetteln, das kann er, aber......“

„Siehst du, Kannepich, siehst du. Wer wird hitzig von uns beiden, wer redet, was nicht hergehört? Und was du da sagst, daß er Gottes Wort nicht im Kopfe hätte, das ist auch gar nicht wahr, denn er hat neulich, wie du das Zipperlein hattest, so herzbeweglich gepredigt, daß nicht einmal die alten Weiber eingeschlafen sind und mein Dortchen ist heimgekommen und hat geweint und gesagt: „Mutter, es wär' unverdiente Gnade, wenn ich den Johannes kriegte, aber einen anderen Mann könnt' ich mir [illegible]

in der Welt wieder so gut sein!“ Das hat sie gesagt.“

Und die Frau Pastorin hätte noch lange nicht aufgehört, wenn nicht plötzlich die Thür aufgeflogen und die zweite Tochter, Malchen, mit erhitztem Gesicht hereingelaufen wäre.

„Vater,“ flüsterte sie noch halb athemlos. „Der Johannes, der Herr Kandidat, ist wieder mit der Doris im Garten und sie knutschen sich und küssen sich ab, daß es eine Schande ist.“

„Ei du!“ rief der gute Pfarrer und versuchte sehr grimmig dreinzuschauen. „Da haben wir's! Soll ich jetzt vielleicht 'nausgehen und ihn schön bitten, wenn er sich an meinem Dortchen satt geschmatzt, mich gefälligst anzuhören und mir einen guten Rath zu geben?“

„Ist ja auch nicht nöthig, es wird dir schon noch selbst einfallen, was Modice ist,“ versetzte seine Gattin nicht ohne Schärfe und warf dem Malchen einen bösen Blick wegen ihrer Zuträgerei zu, die gerade zur unpassendsten Zeit gekommen war. Darauf schritt sie sehr eilig hinaus und warf die Thür hinter sich.

„Modice!“ rief der arme Pastor in heller Verzweiflung ihr nach, „Modice! 'naus, Malchen, du Klatschbase, und daß du dich nicht mehr aus dem Hause rührst, bis......“ Er wies mit strengem Blick nach der Thür, und Malchen, die den Vater nie so ernstlich böse gesehen hatte, begann vor Schreck zu weinen, als sie hinausging.

„Ach, diese Visitation! Modice — ich muß es wissen,“ jammerte der alte Herr vor sich hin, setzte in der Eile das Käppchen schief auf und lief spornstreichs zum Hause hinaus, das verhängnißvolle Schreiben noch in der Hand haltend.

Der Garten war durch eine Mauer vom Hofe des Pfarrhauses getrennt. Vor dem offenen Thor derselben blieb der Pastor eine Minute lang sinnend stehen. Dann nahm er eine große Prise, trat in den Garten, schlug den einen Thorflügel zu, daß es dumpf krachte, und begann dann plötzlich laut, mit etwas zitternder Stimme zu singen: „Mein erst Gefühl sei Preis und Dank......“

Da leuchtete ja Dortchens helles Kleid hinter den Haselsträuchern. Der Herr Pfarrer blieb stehen, wandte den Haselsträuchern den Rücken und sang in die blaue Luft hinauf: „Erhebe Gott, o Seele.“ Hea-a-tschi! Ein erschütterndes Niesen unterbrach den frommen Morgengesang. Und dann zog er sein baumwollenes Sacktuch hervor und ließ mit Anstrengung aller Kräfte volltönende, lang andauernde Trompetenstöße erschallen. Darauf wendete er sich vorsichtig wieder nach der Richtung der Haselsträucher um. Richtig, sie waren fort und hatten ihre Zeit wahrlich gut benutzt, denn schon im nächsten Moment kam der Herr Kandidat, Johannes Möbius, ganz harmlos vom Hause her, auf den hochwürdigen Papa Kannepich zugegangen.

„Schönen guten Morgen, Herr Pastor. Ich hörte Ihren Morgensang und erlaubte mir einzutreten, um......“

„Servus, Servus, Herr Candidat. Ist mir eine rechte Freude, daß Sie mich einmal besuchen. Wir können ja gute Freunde bleiben, nicht wahr, wenn das auch mit meiner Aeltesten.........na, wir wollen nicht davon sprechen.“

„Ich komme eigentlich, um mich zu verabschieden. Ich will mich nämlich wieder nach einer Hauslehrerstelle umthun, da auf eine Anstellung noch keine Aussicht ist, und meinen Eltern hier möcht' ich auch nicht gern länger zur Last fallen.“

„Ach, Sie wollen schon wieder fort, lieber Möbius? Das thut mir aber leid! Hören Sie, über den Sonntag müssen Sie aber noch bleiben, da kommt der neue Herr Supperdent zur Visitation und bleibt bei uns die Nacht.“

„Ei wirklich, Herr Pastor,“ rief Johannes, und es blitzte übermüthig in seinen hübschen blauen Augen auf. „Der Herr Dr. Schneckenfett, nicht wahr? Den kenn' ich schon von Weimar her. Ein sehr gelehrter Herr und ein strenger Herr soll er sein, ein sehr strenger Herr, der's in allen Dingen gar so genau nimmt. Na, Herr Pastor, bei Ihnen hat's ja keine Noth, Sie werden wegen dieser Visitation schon ruhig schlafen können.“

O weh, wie wurde dem armen alten Pfarrer bei dieser Nachricht zu Muthe! In seiner Aufregung überhörte er ganz den Spott, der wohl in den letzten Worten des muthwilligen Kandidaten liegen sollte und bemühte sich nur, unbefangen zu lächeln.

„Freilich wohl, freilich wohl,“ sagte er. „Uebrigens, da, lesen Sie selbst, was er schreibt.“ Und er reichte dem jungen Manne den Brief hin. Aufmerksam beobachtete er die Züge des Lesenden, die jedoch ganz ruhig blieben. Gleichgiltig, mit einer kleinen Verbeugung gab jener das Schreiben zurück.

Der Herr Pastor hatte ein wenig Herzklopfen, aber es mußte heraus. Er räusperte sich stark und fragte dann mit einem unsicheren Aufblick: „Haben Sie's denn wirklich schon einmal gegessen?“

„Gegessen?“ gab der Kandidat mit ungeheucheltem Erstaunen zurück.

„Nu ja, hier steht's doch.“ Und er faltete das Blatt wieder auseinander und las: Wenn ich bezüglich des Essens einen Wunsch aussprechen darf, so sei es der: modice! Es ist mir so vielfach bei meinen Visitationen vorgekommen, daß die Herren in einer Weise üppig auftischten, wie es weder meinen bescheidenen Ansprüchen noch ihren Verhältnissen angemessen erschien. Darum modice, lieber Herr Amtsbruder, nicht wahr: modice!“

Es kostete dem Kandidaten gewaltige Mühe, dem guten Alten nicht laut in's Gesicht zu lachen. Daß eines Pfarrers Latein einmal so gänzlich zu Ende sein könnte, daß er nicht wüßte, daß modice „mit Maßen“ hieß, hätte er nicht für möglich gehalten. Aber das war doch [illegible]

Papa für seine Hartherzigkeit in Sachen Dortchens einen kleinen Streich zu spielen, als daß er sie sich hätte entgehen lassen können. Er setzte also eine möglichst ernsthafte Miene auf und sagte: „Modice? Ach richtig — jawohl, freilich — das ist ja das neue Gericht, das in Weimar bei Hofe jetzt so Mode ist. Kalbskopf in Sahne gebraten ist das; ich hab's bei meinem Grafen auch manchmal gegessen. Delikat, sage ich Ihnen, Herr Pastor. Ich habe mir das Recept von dem gräflichen Koch geben lassen. Ich muß es noch zu Hause haben; soll ich's abschreiben für die Frau Pastorin?“

„Ach ja, bitte, lieber Möbius; Sie thäten mir einen großen Gefallen damit. Nicht wahr, man will's doch seinem Vorgesetzten gerne recht gemüthlich im Hause machen und wenn so ein Herr einen aparten Geschmack hat und obendrein d'rum bittet...... Menschliche Schwäche, lieber Möbius. Eine feine Küche gehört freilich nicht zu einem guten Seelsorger, aber, nu ja ...... sehen Sie, so ist der Mensch nu 'mal — wir haben alle unsere kleinen Schwächen.“

„Ja, und deine ist das Latein, dachte Johannes und versprach, das Rezept sofort abzuschreiben und in die Pfarre zu bringen.

„Kalbskopf in Sahne, murmelte der Pastor, und rieb sich vergnügt die Hände. „Ein strenger Herr soll er sein, ein sehr strenger Herr, — aber wenn er seine Modice in Sahne gebraten kriegt.“—

Das liebe, blonde Dortchen hatte von der Mutter schon Malchens Verrath erfahren und war auf das Schlimmste vorbereitet. Es stand am Heerd und kochte und wischte sich immer ein Thränchen nach dem anderen von den gesunden rothen Wangen. Da kam der Vater mit ungewöhnlich raschem, festem Schritt in die Küche und rief freudestrahlend: „Kalbskopf in Sahne!“ Und dann erzählte er sein ganzes Gespräch mit dem jungen Möbius und tätschelte während dessen sein schämiges Dortchen fortwährend auf die Backen.

Und nach kaum einer halben Stunde war auch der Kandidat wieder da mit dem Rezept in der Hand, noch naß von der Tinte. Dortchen guckte durch die Thürspalte und sah, wie ihm der Vater mit ausgestreckten Händen entgegenging.

„Mein lieber, junger Freund!“ sagte er. Da schlug Dortchens verliebtes achtzehnjähriges Herz so stark vor Freuden, daß sie einen leisen, sehr hohen Jubelschrei ausstieß und ganz vergaß, Malchen die Augen auszukratzen, wie sie sich fest vorgenommen hatte.

Bald darauf, der Kandidat hatte sich wieder empfohlen, fanden sich alle Neune zum Mittagessen zusammen. Vater, Mutter, Dortchen, Malchen, Lorchen, Klärchen, Anna, Lieschen und das allerkleinste, Gretchen in seiner Wiege, war auch dabei. Aber der Vater war auffallend ernsthaft und schweigsam, trotzdem sich das große Modiceräthsel so glücklich für ihn gelöst hatte. Die Frau Pastorin fragte zwar mehrmals, was ihm denn sei, bekam aber nur ein ernstes „Warte nur!“ zur Auskunft.

Nachdem das Gebet gesprochen worden, sagte der Pfarrer wichtig: „Kinder, geht 'naus. Dortchen, Malchen, bleibt da.“

Dortchen wurde ganz roth und zitterte, Malchen freute sich, daß es nun am Ende doch noch für das Stelldichein hinter den Haselnüssen etwas setzen würde. Aber nichts dergleichen.

„Hört 'mal,“ begann der Alte und schritt bedächtig im Zimmer auf und nieder, „da hat mir der Kandidat von dem neuen Herrn Supperdenten Sachen erzählt, daß einem......“ Der Stoppelbart kratzte fürchterlich! — „So einen gestrengen Herrn haben wir noch nicht im Kirchenregiment gehabt.“ Er seufzte. Die Mutter und die Mädchen sahen sich ängstlich an.

„Kinder, ich bin ein bescheidener Mann, ich weiß nicht, ob meine Predigten gut oder schlecht sind und ob ich damit vor dem Herrn Supperdenten bestehen werde. In eine schlechtere Stelle kann er mich nicht versetzen lassen, denn das hier ist, Gott sei Dank, die schlechteste im Lande, und wie ich darauf auskomme und euch sieben durchbringe, das weiß nur Gott und meine Luise.“ Er trat vor seine Frau und drückte ihr die beiden Hände.

Er war sehr feierlich und ängstlich, und die beiden großen Mädchen waren nahe daran, vor Rührung zu weinen.

„Na, aber wißt ihr, Kinderchen,“ fuhr der Alte fort, „wie ich immer sage: Nur immer heiter, der Herr hilft weiter! Wenn ich dem gelehrten Herrn auch zu einfältig predige, soll's ihm doch wenigstens bei uns im Hause gefallen—und dabei müßt ihr mir helfen. Bei einem guten Essen kann man schon einmal eine schlechte Predigt vergessen......“

„Kannepich,“ fiel hier die ungeduldige Frau Pfarrerin ein. „Könnten wir ihm nicht seinen Kalbskopf vor der Kirche auftragen?“

„Aber, Luise!“ rief der Pastor aus und sah seine Frau mit mildem Vorwurf an. „Mit vollem Magen in die Kirche gehen? Nein, meine Predigt, mag sie werden wie sie will, muß er nüchtern hören. Kocht mir nur das Modice genau nach dem Rezept, Kinder, das wird ihm dann schon schmecken! Und dann auf den Abend......“ Er stockte, er lachte kurz auf, kratzte sich im Bart und fuhr dann fort: „Nein, was es doch für närrische Menschen gibt! So vornehme Herren haben doch zu merkwürdige Grillen im Kopfe. Denkt euch, der Möbius, der den Herrn Supperdenten von Weimar her ganz genau kennt, hat mir erzählt, er hätte eine Passion für—ihr werdet mir's nicht glauben, Kinder, aber der Kandidat hat mir's selber erzählt, er wäre auch im ganzen Lande dafür bekannt — er hätte eine närrische Passion fürs—Lichtputzen!“

„Fürs Lichtputzen?!“ [illegible]

„Ja, fürs Lichtputzen. Ein komischer Herr, nicht wahr? Aber wenn er Abends in seiner Studierstube sitzt und recht gelehrt zu arbeiten hat, dann müssen sie ihm immer eine halbe Mandel Lichter auf den Tisch stellen, und wenn dann die Schnuppen so recht schön lang geworden sind, so richtige Räuber, dann macht er sich mit der Lichtputzschere darüber, und das macht ihm solchen Spaß, daß er davon immer die beste Laune und die tiefsten Gedanken kriegt.“

„Herrjechen, nein!“ rief die Pastorin jetzt und schlug die Hände zusammen.

„Na da!“ sagte Malchen.

Dortchen allein schwieg und machte ein verlegenes Gesichtchen, denn ihr stiegen plötzlich einige Bedenken auf gegen die Wahrscheinlichkeit einer so überaus „närrischen Passion“ — zumal für einen gelehrten Superintendenten. Sollte nicht ihr lieber Johannes sich einen etwas gewagten Scherz mit ihrem guten Papa erlaubt haben? Dortchen war gar nicht so dumm, wie sie es hätte sein dürfen als hinterwäldische Pfarrerstochter mit ganz wenig mehr als Dorfschulbildung. Seit sie ihren Kandidaten hatte predigen hören, merkte sie auch wohl, daß ihr alter Vater doch wohl kein Redner vor dem Herrn war und daß er klugen Stadtleuten wohl etwas einfältig vorkommen mochte.

Aber sie liebte ihn trotzdem inniger als die anderen Mädchen und war um sein Wohl besorgter als alle. Sie beschloß, ihren Liebsten bei nächster Gelegenheit gehörig ins Gebet zu nehmen. Finden wollte sie diese Gelegenheit schon, auch wenn sie Vater und Mutter darum ungehorsam sein mußte.

Es wurde nun eifrig Rath gehalten, wo und wie der Herr Superintendent unterzubringen sei, was alles zum Essen angeschafft werden mußte, wieviel Talglichter zu kaufen seien u. s. w. Und dann wurden die Kosten berechnet und geseufzt und der Bart gekratzt und überlegt, was man sich fürs nächste Halbjahr für Entbehrungen aufzuerlegen habe, um die unvorhergesehene Ausgabe zu decken.

Und als dies schwere Stück Arbeit erledigt, die Rollen vertheilt und die Frauen an die Ausführung gegangen waren, da schloß sich der hochwürdige Pfarrer Kannepich in seinem Stübchen ein, nahm eine Prise nach der anderen und überlegte, worüber er an dem Schreckenstage vor dem gelehrten Dr. Schneckenfett predigen sollte. Von seinen 52 fertigen Sonntagspredigten, die er Jahr für Jahr wieder aufwärmte, bestand keine vor seiner Selbstkritik. Er wollte es einmal mit einem freien Text versuchen, nahm die Bibel vor und blätterte stundenlang mit nassen Fingern darin, ohne etwas zu finden, worüber er sich etwas Besonderes zu sagen getraute. Endlich ging er verzweiflungsvoll in den Garten hinaus und grub im Schweiß seines Angesichts ein Stück Land um. Dabei fiel es ihm endlich ein, worüber er predigen wollte und auch gleich die Eintheilung dazu in fünf Theile, ganz neu und erbaulich. Nun schloß er sich wieder ein, arbeitete das Thema aus und legte sich Abends nicht eher zu Bette, als bis er fertig war. Er schlief etwas unruhig die Nacht, denn er träumte von Kalbskopf in Sahne und von qualmenden Talgschnuppen und vom Dr. Schneckenfett mit der Lichtputzschere. Und dann kam der grimmige Superintendent und schnitt dem Kalbskopf mit der Lichtputzscheere die Zunge heraus. Es war schrecklich, aber trotzdem schlief der hochwürdige Gotthilf Kannepich gerade hierüber ein. —

Der furchtbare Sonntag war gekommen, die Bewohner der Pfarre seit dem frühesten Morgen in Aufregung und Geschäftigkeit. Der Pfarrer allein, der doch am aufgeregtesten war, stand heute später auf als sonst, weil er bis zu ungewöhnlich später Stunde seine Predigt memorirte und danach lange nicht hatte einschlafen können. Es war bereits acht Uhr vorbei, als er erst zum Rasiren vor den Spiegel trat. Hätte ihn sein Dortchen nicht zum Glücke beim Morgenkuß noch auf seinen gräßlichen Stoppelbart aufmerksam gemacht, so hätte er's in der Verwirrung vielleicht ganz und gar vergessen. Er hatte sich eingeseift und kratzte mit dem herzlich stumpfen Messer zum Erbarmen an seiner linken Wange herum, als er zu seinem Schrecken im Hausflur erst das Aufkreischen, Stürzen, Drängen, Schelten und Flüstern der Weiberschaar und gleich darauf die volltönende, tiefe Stimme des Superintendenten vernahm. Die Hand mit dem Messer sank dem armen Pastor zitternd herab, in den steifen weißen Schaum der linken Backe bohrten sich langsam die ersten trägen Blutstropfen hinein. Hilf Himmel, da stand er in Hemdärmeln, schwarzsammtenen Kniehosen, gestickten Strümpfen, Pantoffeln und wußte nicht aus noch ein! Sollte er in's Nebenzimmer laufen und hinter sich zuriegeln? Aber nein, von da gab's keinen anderen Ausgang und die Frau hatte den guten Rock zum Ausbürsten draußen. Oder sollte er sich nur den Schaum abwischen und sich durch die Thürspalte entschuldigen.

Während er noch überlegte, trat der gestrenge Dr. Schneckenfett, von der knicksenden Hausfrau geleitet, auch schon über die Schwelle und ohne weiteres auf den sich verlegen hin und her drehenden Kannepich zu. Ehe der noch ein Wort der Entschuldigung und Begrüßung zu stammeln vermochte, dröhnte ihn bereits der saftige Baß des Kirchenhäuptlings gemüthlich an: „Keine Entschuldigung, lieber Amtsbruder, keine Entschuldigung! Ja, Sie haben wohl nicht gedacht, daß ich so früh hier heraufkommen würde in Ihre Einsamkeit? Ich bin ein Frühaufsteher, Herr Amtsbruder, und halte Fuhrmannsstunden im Sommer.“

Der arme Pfarrer glaubte aus den letzten Worten einen Vorwurf für sich herauszuhören und verbeugte sich linkisch [illegible]

ungeschickte Entschuldigungen über den wenig feierlichen Empfang — immer noch das Rasirmesser zwischen den zitternden Fingern und ohne dem hohen Gaste die Hand zu bieten. Er bemerkte plötzlich, daß die Thür weit offen stand und in derselben seine Frau, in gleichfalls unvollendetem Anzug, und hinter ihr die lebende Mauer der sieben Töchter, alle mit ängstlichen Augen, vorgestreckten Hälsen und offenen Mündern. Das vermehrte noch die Verwirrung des Aermsten, er kam sich wie am Pranger stehend vor. Da winkte er halb ärgerlich, halb betrübt mit dem Messer gegen die Thür und rief leise das Wort, das er seit langen Jahren täglich unzähligemal zu wiederholen genöthigt war: „'naus, Kinder!“ Und der Mutter, welche erschrokken mit Kehrt machte, rief er noch nach: „Luise, meinen Rock!“

„So, Herr Amtsbruder,“ dröhnte der Superintendent in seinem jovialen Forte, „nun lassen Sie sich nicht stören; bringen Sie Ihr Grummet trocken herein, ehe wir in die Kirche gehen — hahaha!“

Sein donnerndes Lachen dünkte dem verschüchterten Kannepich vollends fürchterlich, und aus allen seinen harmlosen Scherzreden meinte er etwas ironisch Bedrohliches herauszuhören. Aber er begann sich endlich wieder mit Todesverachtung durch die zähe Kruste der halb eingetrockneten Seife mit seinem stumpfen Messer hindurchzuarbeiten. Der Herr Dr. Schneckenfett putzte indessen seine goldene Brille und plauderte munter fort, während er mit großen Schritten, unter denen die alten Dielen krachten — ebenso wie von seinem donnernden Baß die Kalksplitter sich von der Decke lösten — in dem engen, ärmlichen, fast bücherlosen Studirzimmer auf und ab ging. Er erzählte sehr nett und liebenswürdig, wie er es in den schon besuchten Pfarreien seiner Diözese gefunden und wie man ihn aufgenommen habe. Er war eben dabei, seinem Entzücken über die Schönheit des Thüringer Waldes, den er bei dieser Gelegenheit bereist hatte, Ausdruck zu geben, als er plötzlich verstummte, stutzte und den durchbohrenden Blick seiner großen, runden Augen mit olympischem Stirnrunzeln auf — dem Hosenboden seines Amtsbruders haften ließ. Der elende, kleine Spiegel, vor dem jener sich rasirte, konnte ihm das Gebahren des Superintendenten nicht verrathen und da er gerade an der scharfen Wendung des Kinnes, der gefährlichsten Stelle, angelangt war, so überhörte er auch das Knacken der Kniegelenke seines hohen Gastes, welcher eben dicht hinter ihm niederhockte, seine Brille auf die Stirne schob, um näher sehen zu können und dann mit vor Erstaunen wirklich gedämpfter Stimme von der Hinterseite der schwarzen Sammthosen die Worte ablas: “Gloria in excelsis Deo!”

Wehe! Da stockte das kratzende Messer in der Hand des unglücklichen Pfarrers und ein zweites klebiges Blutbächlein suchte sich sein Rinnsal in der runzligen Pergamenthaut seines trübseligen, biederen Bauerngesichtes.

„Ei du mein Guckeda!“ rief der Aermste; „da hat mir meine Luise doch richtig die Gloria-Hose hingelegt.“

„Die Gloria-Hose?“ fragte der Superintendent, indem er sich langsam aufrichtete.

“Ja, so nenn' ich sie immer,” antwortete kleinlaut der Pastor, während er sich mit dem alten, zerrissenen Handtuch den Schaum vom Gesichte tupfte. Er war jetzt fertig mit der schwierigen Operation und stand gebeugten Hauptes mit bekümmerten Augen vor seinem großgewaltigen Vorgesetzten, der die vollen Lippen in die Breite zog und offenbar Mühe hatte, seine Lachlust zu bekämpfen. „Gukken Sie, Herr Superintendent,“ erzählte er in rührender Verlegenheit, „wenn eins hier oben in dem flachen Lande mit sieben Kindern sitzt, die alle essen und trinken und angezogen sein wollen, da hat's manchmal seine liebe Noth und die Frau kommt aus dem Flicken und Drehen und Wenden das ganze Jahr nicht 'raus. Und wie nun voriges Jahr hier zu ihrer goldenen Hochzeit eine wohlhabende Bauersfrau eine neue Altarsdecke in die Kirche stiftete, da ließ ich die alte verauktionieren, weil sie schon gar zu schlecht war und hab' sie dabei billig selbst gekauft, weil sonst nur noch ein alter Tagwerker drauf bot. Na, und — gucken Sie, Herr Supperdent, meine Luise versteht alles so schön—da hat sie mir davon ein Paar Kniehosen und eine Weste gemacht und für die kleinen Mädchen ist noch ein hübsches Wintermäntelchen abgefallen. Meine wollte erst die Inschrift heraustrennen, aber ich meinte, der Boden könnte dann leichter reißen, wenn ich ihn arg strapeziere, und da hat sie das Gold drin gelassen. Man kann ja auch seinen Herrgott mit allem preisen, Herr Supperdent, nicht wahr? Warum nicht auch mit dem Hosenboden?“

Ueber das Gesicht des Dr. Schneckenfett zuckte es seltsam — halb Lächeln, halb Rührung. „Hm, hm!“ brummte er nur und wußte nicht, was er dazu sagen sollte.

Und der gute Kannepich forschte in seinem Angesicht, wurde nicht klug daraus und wandte sich seufzend der Thüre zu.

Am Ende fand der strenge Herr die heilige Inschrift an dieser Stelle doch nicht am Platze — und der gute Mann bedeckte rasch mit beiden Händen seinen podex inscriptionum und entwischte dann hurtig durch die Thür, um seinen Rock zu holen.— —

Der Herr Superintendent, allein gelassen, lachte lange und herzinnerlich. Seine breiten Schultern zuckten im Takte, sein wohlanständiges Bäuchlein wackelte und seine wasserblauen Kugelaugen wurden so feucht, daß er sich die Tropfen von den Brillengläsern wischen mußte. Aber das war nur ein vielversprechender Anfang für all die Wunderlichkeiten, die er noch erleben sollte.

[illegible]

schmuckloses Gebäude, von den Konfirmandenkindern bekränzt, Guirlanden um Altar und Kanzel, sowie um den Lehnstuhl, den man für den Superintendenten in den Holzverschlag gestellt hatte, der für die Mitglieder der Pastoralfamilie bestimmt war. Der gewaltige Dr. Schneckenfett kam sich drollig unbehaglich in dem bekränzten Stuhle vor und fürchtete, der Gemeinde dadurch lächerlich zu erscheinen. Da er aber auf allen Gesichtern den ehrfürchtigsten Ernst wahrnahm, fand er sich lächelnd darein. Neben ihm saß Dortchen, sehr hübsch und sittig, sehr blond und sehr gut gewaschen.

Der geistliche Herr konnte sich nicht versagen, hie und da einen wohlgefälligen Blick auf das eifrig singende Mädchen in dem schlecht sitzenden Kattunkleid zu werfen. Außer Dortchen waren nur noch Lorchen und Klärchen zur Kirche gekommen, die Mutter hatte sich entschuldigt und Malchen zur Hilfe in der Küche behalten. Eigentlich hätte die Aelteste daheim bleiben sollen, aber sie war zu begierig, des Vaters Predigt zu hören und an dem Gesicht des geliebten Kandidaten zu sehen, was sie werth sei, und deshalb hatte sie der Mutter die Erlaubniß abgebettelt.

Das Orgelspiel war grausam, gräßlich, der Gesang der Konfirmandinnen, welche zu beiden Seiten des Altars saßen, ohrenzerreißend, und der Duft ihrer stark gefetteten Frisuren wenig lieblich. Oben auf der Galerie, dem Pfarrstande gegenüber, saß Johannes neben dem alten Bauern Möbius, seinem Vater, erwartungsvoll lächelnd und Dortchens Blick zu erhaschen suchend. Endlich bestieg der hochwürdige Gotthilf Kannepich die Kanzel. Der Superintendent im bekränzten Sessel und der Kandidat oben auf der Galerie setzten gleichzeitig die frischgeputzten Brillen auf und fixierten den bleichen Prediger. Dortchen seufzte und wurde sehr roth und dann erhob man sich, um das Evangelium zu vernehmen.

Es war aus dem zehnten Kapitel des Evangelium Johannis der zwölfte Vers: „Ich bin ein guter Hirte; ein guter Hirte lässet sein Leben für die Schafe. Ein Miethling aber, des die Schafe nicht eigen sind, siehet den Wolf kommen und verlässet die Schafe und fleucht; und der Wolf erhaschet und verstreuet die Schafe —Amen.“

Man setzte sich, scharrte mit den Füßen, hustete, räusperte und dann begann der gute Pfarrer also: „Ihr kennt mich nun schon seit zwanzig Jahren, geliebte Gemeinde, ihr wißt, daß ich einfältig vor dem Herrn und von Herzen demüthig bin; wenn ich also gelesen habe: ich bin ein guter Hirte, so habe ich mich damit wahrhaftig nicht selber gemeint, denn ich bin selbst nur ein Schaf in der Heerde unseres Herrgotts, und vielleicht auch ein Miethling, denn ich werde dafür bezahlt, daß ich die kleine Christenheerde hier im Dorfe und auf dem Filial in Obacht nehme, aber freilich so elend bezahlt, daß es manches von euch Schafen besser hat, als ich, der Hirte. Aber seht ihr, ich wohne hier zwanzig Jahre unter euch, und meine liebe Frau hat mir unter euch meine sieben Mädchen geboren, ich bestelle meinen Acker wie ihr, was ihr erntet, ernte ich auch, und was euch verhagelt, verhagelt mir auch; darum gehöre ich zu euch, und ihr gehört zu mir, wie der rechte Hirte zu seinen rechten Schafen. Ob ich auch ein guter Hirte bin, das zu prüfen ist der gelehrte Mann aus Weimar gekommen, den ihr hier auf dem festlich bekränzten Stuhle sitzen seht.“

Er machte hier eine kleine Pause, um der Gemeinde Zeit zu geben, sich den gelehrten Mann aus Weimar anzusehen und um sich die Schweißperlen von der Stirne zu wischen. Dortchen blickte zur Galerie empor — der Kopf des Kandidaten mit krampfhaft zuckenden Mienen verschwand eben hinter der Brüstung. Sie schielte bestürzt nach dem Herrn Superintendenten herum, der ganz roth geworden war, unruhig auf dem eingesessenen Polster rückte und die großen Augen unruhig über die Gemeinde rollen ließ. Aber die stumpfen Züge all der guten Weiber im Schiff und der Männer auf der Galerie waren ernst und ehrfürchtig wie zuvor.

Der arme Pastor fing einen zornig verdutzten Blick des Visitators auf und seine Stimme zitterte, indem er nun also fortfuhr:

„Ihr wißt, geliebte Gemeinde, daß ich euch mit Rath u. Hilfe, mit Trost u. Vermahnung allezeit beigestanden habe, mochte euch nun eine Kuh oder ein Kind krank sein, die Ernte verregnet oder ein Liebes gestorben sein, darum seht ihr mich auch an wie die richtigen Schafe ihren richtigen Hirten, und ihr wißt, daß ich nicht von euch gehen werde, wenn der Wolf kömmt, der die Heerde erhaschet und zerstreuet. Was ist denn das für ein Wolf, geliebte Gemeinde?“

Er machte wieder eine kleine Pause, ließ seine Blicke über die andächtige Versammlung schweifen und richtete sie dann mit einem gewissen Triumph auf den Superintendenten, der sehr unruhig und roth wurde, denn nach den schon erlebten Unglaublichkeiten war er darauf gefaßt, sich selbst der Gemeinde als Wolf vorgestellt zu sehen. Er blickte sehr zornig durch die goldene Brille zur Kanzel hinauf; aber der gute Pfarrer lächelte gutmüthig und sagte: „Ich will's euch einmal sagen, liebe Kinder: Das ist nicht e i n Wolf, das sind ihrer f ü n f Wölfe!“

Und indem er diesen Trumpf ausspielte, schlug er kräftig mit der Faust auf die Brüstung und schaute den Herrn Superintendenten herausfordernd an. Der fuhr sich ganz erschrocken mit der Hand durchs Haar und riß vor Erstaunen Mund und Augen weit auf. Das bebende Dortchen neben ihm schreckte zusammen und war dem Weinen nahe. Oben auf der Galerie aber ward ein fürchterliches Schneuzen laut und Dortchen wußte, daß unter diesem der Johannes Möbius sein Lachen verbarg. [illegible]

atme Vater, wenn er nur nicht seine Stelle verlor!

Ehren Kannepich aber lächelte zufrieden weiter und fuhr mit lauter Stimme fort: „Das ist erstens der Wolf des Hochmuths, der kommt von den Bergen herab und bläht sich, daß er hoch oben über den anderen zu Hause ist. Da ist zweitens der Wolf des Geizes, der hockt in den Kellern und Gewölben auf den Geldtruhen und hält zähnefletschend vor den Kornböden Wacht, wenn die Armen hungern. Da ist drittens der Wolf der Wollust, der kömmt aus dem Sumpfe und geht wieder in den Sumpf. Da ist viertens der Wolf des Vergnügens, das ist ein Bruder des Wollustwolfes, der ist in den Schänken und auf den Tanzböden zu Hause und lauert den geputzten Mädchen und den betrunkenen Burschen auf. Und da ist endlich fünftens der Wolf des Unglaubens, den hab' ich aber selbst noch nicht gesehen, der kommt, gottlob, hier bei uns nicht vor. — Also erstens, der Wolf des Hochmuths, welcher von der Bergen kommt.....“

Und nun war er in seinem Fahrwasser, sprach laut, fließend, in derber, bäurischer Bildersprache und ließ sich durch die entsetzten Blicke des Superintendenten nicht irre machen, sondern verhandelte ein Langes und Breites über seine fünf Wölfe, kehrte dann mit wenigen Worten zum guten Hirten zurück und sagte schleunigst Amen. — Mit zitternden Knien, in Schweiß gebadet, stieg er in die Sakristei hinunter, aber froh und siegesbewußt, denn seine Predigt hatte ihm selbst ungemein gefallen. Dem alten Manne, der mit dem Klingelbeutel herumging, hatte er den Auftrag gegeben, den gestrengen Dr. Schneckenfett durch das Sakristeifensterchen aufmerksam zu beobachten. Der Alte kam ihm schon entgegengelaufen und rief ganz aufgeregt: „Ne, Herr Pastor, so scheene haben Sie noch nie gepredigt, wie heute mit den fünf Wölfen! Dunner alle Quatschken, das war Sie ene Visitationspredigt, wie der Herr Supperdent noch keine gehört haben. So weit hat er's Maul aufgesperrt......“

Und glückstrahlend gesellte sich der gute Pfarrer nach der Kirche zu seinem Vorgesetzten und fragte ihn ohne weiteres, wie ihm die Predigt gefallen habe. „Ja wissen Sie, mein guter Herr Amtsbruder,“ antwortete der Superintendent, indem er stehen blieb und den armen Kannepich mit seinem feuchten Rollblick, der durch das Funkeln der Brillengläser in der Sonne noch schrecklicher wurde, schier durchbohrte: „Ich habe schon manche ...... sonderbare Predigt zu hören bekommen auf meiner Visitationsreise, und gebe auch gern zu, daß Ihr Stil populär und verständlich ist; aber — aber — aber daß Sie Ihre Person in den Vordergrund stellen und mich in dem bekränzten Stuhl der Gemeinde als Ihren gestrengen Richter vorstellen, das ist denn doch der Würde Ihres Amtes und der Heiligkeit des Gottesdienstes wenig angemessen. Und dann grenzt es doch wohl ein wenig zu nah an eine Kapuzinerposse, wenn Sie eine Predigt in fünf Wölfe eintheilen! — Erster Wolf, zweiter Wolf, dritter Wolf — o sancta simplicitas! Mein guter Herr Amtsbruder, was soll man dazu sagen?!“

Der Aermste fiel aus allen seinen Himmeln. Seine gewaltige Wolfspredigt eine Kapuzinerposse! — Er war ganz geknickt, rief bleich und zitternd seine Frau aus der Küche und raunte ihr in's Ohr: „Ach Luise, 's nichts mit den Wölfen! Hat der mich heruntergeputzt! Wenn ihn jetzt der Modice nicht wieder gut macht, ist er im Stande und bringt mich um's Amt!“ —

War das ein Tag! Die Aufregung der Frauen in der Küche, wo der berühmte Kalbskopf seit einer Stunde in Sahne schmorte, war noch weit größer als die des Pfarrers, da er heute Morgen die Kanzel bestiegen hatte. Und Dortchen saß oben in der Kammer auf ihrem Bett und weinte.

Es mußte schon um halb zwölf gegessen werden, da für den Nachmittag ein Besuch des fast zwei Stunden entfernten Filials beabsichtigt war, woselbst Ehren Kannepich Bibelstunde und Katechisation abhalten sollte.

Man setzte sich zu Tische. Der Pfarrer blaß und appetitlos, seine Frau hochroth vom Kochen und in einer Haartracht, einem Anzug, die den Herrn Superintendenten lebhaft an das Portrait seiner verstorbenen Großmutter über seinem Schreibtisch erinnerten. Aber der gestrenge Herr gab sich redlich Mühe, die Schrecknisse der Frühkirche zu vergessen und sich mit gutem Humor in die wunderliche Aermlichkeit der Verhältnisse dieser Partei hineinzufinden. Er war sehr artig zur Frau Pastorin und scherzte mit den kleineren Kindern, daß diese bald hellauf lachten. Auch gelang es ihm, Dortchens und Malchens Schüchternheit zu überwinden und ein leidlich fließendes Gespräch mit ihnen anzuknüpfen. Nur machte ihn das ewige Aufspringen und aus dem Zimmer-Stürzen der Mutter und der beiden ältesten Mädchen einigermaßen nervös.

Der Herr Superintendent brachte einen recht guten Appetit mit. Leider war die Suppe arg versalzen und man wollte durchaus seinen Teller nicht fortnehmen, bevor er den letzten Löffel hinuntergewürgt hatte. Dann kam ein delikater Gänsebraten, der ihm trefflich mundete, so trefflich, daß er um seinetwillen sich sogar den grausamen Johannisbeerwein, eigener Kelterei, gefallen ließ. Er wollte sich noch ein Stück Gänsebraten ausbitten, aber die Frau Pastorin schob ihm seinen Teller wieder zu und sagte: „Ach nein, Herr Supperdent, essen Sie nicht so viel davon, es giebt noch mehr!“

„Noch mehr!“ rief der geistliche Herr mit mildem Vorwurf. „Aber, lieber Herr Amtsbruder, das hätten Sie Ihrer lieben Frau doch nicht gestatten sollen. Ich bat doch ausdrücklich, mir modice aufzutischen.“

Das Wort [illegible] ner Niedergeschlagenheit auf und er lächelte verschmitzt und sagte freundlich: „Kommt schon, kommt schon, Herr Supperdent; nur ein bischen Geduld.“

Der gelehrte Doktor kam heute aus der Verwunderung gar nicht heraus. Kommt schon? Hm, hm! — Er schielte den lächelnden Alten mißtrauisch von der Seite an.

Da eilte Malchen mit einer großen Schüssel herein, die sie kaum zu schleppen vermochte. Es war ein Schweinsbraten, der etwas brenzlich roch, mit Sauerkohl dazu. Der Herr Superintendent war kein Freund von Schweinernem, aber er aß auch hiervon, um die Wirthin nicht zu kränken, obwohl er das rasche Verschwinden der Gans noch betrauerte. Er hatte eben wieder ein Gespäch mit dem blonden Dortchen begonnen, das ihm ganz außerordenlich gefiel, als die Frau Pastorin mit einer dritten, noch größeren Schüssel hereintrat. Hilf Himmel! dachte der Superintendent, nun gar noch ein Kalbsbraten! Und laut setzte er hinzu: „Aber, Herr Amtsbruder, nennen Sie das vielleicht modice?“

„Ach nein, Herr Supperdent, ich weiß schon, was Modice ist,“ versetzte der Pfarrer schmunzelnd und sah bedeutungsvoll seine Frau an. Der ganz verdutzte Gast ließ seine hellen Augen zwischen Beiden hin und her rollen und machte sich dann mit Todesverachtung an die Bewältigung des Bratenstückes, welches ihm die Frau Pastorin rasch auf den Teller gelegt hatte, auf welchem bereits die Reste dreier verschiedener Tunken sich zu einem bedenklichen Ganzen vermengt hatten. Eben wollte er eine scherzende Frage an Dortchen richten, als diese vom Stuhl aufschnellte und förmlich hinausflog. Bestürzt schaute er ihr nach. Stand ihm vielleicht noch ein Hammel oder ein Ochs bevor?

Eine erwartungsvolle Pause trat ein. Die Frau Pastorin war besonders unruhig; die Kinder stießen einander bedeutsam an, und alle richteten ihre gespannten Blicke nach der halb offen gebliebenen Thür. Auch der Dr. Schneckenfett starrte dahin; aller Muth hatte ihn verlassen und er konnte den verlorenen Gesprächsfaden nicht wiederfinden.

Eine unheimliche Stille war's. Da schob Dortchen mit ihrem niedlichen Fuß die Thür vollends auf und trat, über und über erröthend, herein, ihre Schüssel, wie Titians Tochter etwa, hoch in beiden Händen tragend. Zunächst sah es grün aus. Als der Teller aber auf den Tisch, gerade vor den Herrn Superintendenten, hingestellt ward, da wollten sich dem die Eingeweide im Leibe herumdrehen und in sprachlosem Entsetzen klammerte er sich mit beiden Händen an seinen Sitz und starrte mit weitgeöffneten Augen dies neueste, schrecklichste aller Schrecknisse an.

Da lag auf dem Teller, mit Petersilie bekränzt, Lorbeerblätter büschelweis in den Ohren und eine saure Gurke quer durch das offene Maul gesteckt, der in Sahne geschmorte Kalbskopf und glotzte mit entsetzlich melancholischen Augen den Dr. Schneckenfett an.

Der Anblick war so verblüffend schrecklich, daß selbst die Frau Pfarrerin, die bis auf das Grünzeug und die saure Gurke alles vorbereitet hatte, die Fassung verlor und das erhobene Tranchierbesteck kraftlos sinken ließ.

„Kalbskopf a la modice!“ sagte der Pastor mühsam lächelnd mit einer einladenden Handbewegung.

„Genau nach dem Rezept,“ fügte die Gattin kurzathmig hinzu.

Da brachen die vier kleineren Mädchen, wie auf ein gegebenes Zeichen, in ein jämmerliches Schreckensgeheul aus und mußten eiligst aus dem Zimmer entfernt werden. Dem Herrn Superintendenten aber begann sehr übel zu werden. Er erhob sich und bat mit schwacher Stimme um einen Schnaps, denn er fürchte, des Guten etwas zu viel gethan zu haben und bitte sehr um Entschuldigung, daß er diesem „vorzüglichen Gerichte“ keine Kräfte mehr zu widmen habe. Und mit einem letzten ängstlichen Blick auf das Ungethüm verließ er schaudernd mit dem ganz geknickten Kannepich den Schauplatz des grausamen Festmahls.

Die Frau Pastorin mit Dortchen und Malchen blieb allein zurück. Und alle drei starrten sie das bekränzte Scheusal an und seufzten tief auf.— —

Bald nach dem Essen brachen der Pfarrer und der Superintendent nach dem Filial auf. Ersterer wagte nicht, des unglücklichen Modice nochmals Erwähnung zu thun. War es mißrathen, oder ein Fehler im Rezept? Daß der Kandidat ihm einen Schelmenstreich gespielt haben könnte, ahnte ihm wohl in seiner Seele Grunde, doch wagte er nicht, sich selbst das zu glauben. Der Dr. Schneckenfett war anfangs auch schweigsam, bald aber kehrte im Genuß des prächtigen Spazierweges, der alle hundert Schritte neue, herrliche Aussichten in dunkle Fichtengründe und lachende Thäler bot, seine gute Laune zurück und er fand auch zu seiner Freude in seinem Begleiter einen Mann, der ein schlichtinniges Verständniß für die Schönheit seines Heimathlandes und genaue Kenntniß aller Wege und Stege in seinen Bergen besaß. Da zum Glück auch die Katechisation im Filial ihn leidlich befriedigte, so machten sich die beiden Geistlichen in recht froher Stimmung auf den Heimweg, und da der Superintendent ein guter Läufer war, schlug er das angebotene Fuhrwerk aus und machte lieber den weiten Weg nochmals zu Fuß.

Es dunkelte bereits stark, als sie nach Hause kamen. Beim Eintritt in die Wohnstube bot sich dem Gaste eine neue Ueberraschung dar. Die Frau Pastorin und ihre sechs Töchterlein saßen erwartungsvoll um den großen Eßtisch, auf welchem fünf Talglichter in blankgeputzten Messingleuchtern brannten. Auf dem Sims des großen Backsteinofens, auf der Kommode, auf den Schränken und wo sonst ein erhöhter Standpunkt zu finden war, standen gar ganze Reihen von Kerzen, die in Flaschenhälsen und anderen Nothleuchtern befestigt waren. Im ganzen wohl an dreißig Talglichter, welche mäßig leuchteten, aber lieblich qualmeten.

Der Herr Superintendent lachte gemüthlich: „Was seh' ich, meine liebe Frau Pastorin, das ist ja eine glänzende Illumination. Zu viel Ehre, zu viel Ehre!“

Und dann scherzte er mit den großen Mädchen und streichelte den kleinen die ländlichen Flachsköpfe. Der Pastor aber raunte seiner Frau ins Ohr: „Siehst du, es gefällt ihm. Er ist guter Laune.“

Man setzte sich zum Abendbrot, das aus kaltem Braten und Kartoffelsalat bestand. Es schmeckte dem Gaste nach dem weiten Wege vortrefflich. Wenn nur nicht die Talglichter so qualmen wollten! Dicht neben seinem Teller lag die Lichtputzschere. Er schob sie dem Pastor zu, aber der legte sie freundlich lächelnd wieder zurück. Endlich wurde es ihm doch zu arg und er ergriff energisch die Schere und schnitt die riesige Schnuppe des ihm zunächst stehenden Lichtes ab. Sofort packte jedes der Kinder sein Licht und schob es ihm hastig zu. Der Superintendent machte große Augen über diese seltsame Höflichkeit, lachte kurz auf und putzte alle fünf Kerzen. Dann warf er einen Blick in die Runde, auf das ganze qualmende Heer der Talglichter, deren Schnuppen sich glühend zur Seite geneigt hatten und immer tiefere Löcher in den Talg fraßen.

„Na, da muß ich mich wohl auch erbarmen?“ rief er endlich scherzend aus, da niemand Anstalt machte, sich zu erheben. Und er sprang rasch auf und schnuppte alle fünfundzwanzig Kerzen.

„Siehst du, Luise, es gefällt ihm,“ flüsterte der gute Kannepich seiner Gattin zu und rieb sich vergnügt die Hände.

Dann wurde abgeräumt, man nöthigte den Superintendent auf das Sofa und gruppirte sich gemüthlich um ihn, andächtig seinen Erzählungen aus der Residenz lauschend und seine kleinen Scherze respectvoll belachend. Aber diese verwünschten Talglichter! Hartnäckig beharrte die ganze Familie dabei, die furchtbarsten Räuber sich bilden zu lassen, ohne einen Finger zu rühren. Die kleinen Mädchen guckten fortwährend von einem Kerzenbataillon zum andern, stießen sich an und flüsterten.

„Ach bitte, lieber Herr Amtsbruder, wollen Sie nicht vielleicht die Lichter putzen?“

„O nein, Herr Supperdent, ich will nicht vorgreifen, beileibe nicht.“

Es half nichts, der arme Dr. Schneckenfett mußte immer wieder aufspringen und alle dreißig Schnuppen köpfen. Er that es mit komischer Verzweiflung in den Mienen, und der Pfarrer lachte sich innerlich in's Fäustchen. Endlich wurde dem langmüthigen Gaste der Spaß aber doch zu arg. Der Qualm versetzte ihm den Athem -- es war unerträglich. Da schützte er denn Müdigkeit vor und bat den Pastor, ihm in sein Zimmer zu weisen.

Himmel! da war kein Ende der närrischen Ueberraschungen. Oben in der Schlafkammer, auf der Kommode, auf dem Waschtisch qualmten dem Eintretenden wieder zehn trübselig flackernde Flämmchen entgegen und der begleitende Pfarrer drückte ihm eine zweite Lichtputzscheere in die Hand und lächelte pfiffig dazu.

„Zu viel Ehre, zu viel Ehre!“ dröhnte der grimmgeschwollene Baß den Wirth an, der sich unter tiefen Bücklingen zurückzog und schmunzelnd in der Thür stehen blieb, bis der Herr Doktor seine zehn Kerzen wüthend abgeputzt hatte.

Sowie er hinaus war, drückte jener neun von den Lichtern mit dem nassen Finger aus und begann sich in nervöser Eile seiner Kleider zu entledigen.

„Unerhörte Narrenspossen! Eine wahrhaft beherte Pfarre!“ brummte er ärgerlich und warf seine Beinkleider auf den Stuhl. „Das glaubt ja kein Mensch, wenn ich das in Weimar erzähle.“

Da klopfte es an die Thür. „Herr Supperdent! Herr Supperdent! Liegen Sie schon im Bette?“ erscholl des Pastors Stimme.

„Nein. Was wünschen Sie denn noch?“ gab jener grob zurück.

Da that sich die Thür auf — und der Dr. Schneckenfett sprang, in Unterhosen, wie er war, entsetzt in's Bett und zog das Deckbett über sich. Da standen sie auf einmal alle in der Stube, der Pastor, die Frau Pastorin, Dortchen, Malchen, Lorchen, Anna, Lieschen — jedes mit zwei langbeschnuppten, qualmenden, tropfenden Lichtern in der Hand, und der Pastor rückte bis an das Bett vor und sagte mit freundlich einladender Gebärde: „Herr Supperdent, ist's noch einmal gefällig?“

„Herr, wollen Sie mich zum Narren halten, oder bin ich hier in ein Tollhaus gerathen!“ donnerte wüthend der Gewaltige und warf sich im Bett herum, daß es in allen Fugen krachte.

Schreckensbleich polterte die vernichtete Familie Kannepich die Treppe hinunter. Furcht und Zittern, Weinen und Wehklagen hielt die Armen noch lange wach — und der Kandidat war an allem schuld!

„O dieser Möbius!“ knirschte der Pastor. „Und du, Dortchen, wenn du noch ein einziges Mal......!“

Ach, das arme Dortchen! Dem wollte schier das gute, verliebte Herzchen brechen, und es hatte nicht übel Lust, dem Nichtsnutz, dem Johannes, noch in aller Späte einen bitterbösen Absagebrief zu schreiben. Aber guter Rath kommt über Nacht.

* * *

Der Herr Dr. Schneckenfett war seiner Gewohnheit gemäß sehr früh aufgestanden. Es war nicht viel über sechs Uhr, als er schon angekleidet vor dem weit geöffneten Fenster saß, durch welches der herrlichste Sommermorgen schmeichelnd hereinwehte, mit goldenen Strahlen um sich werfend wie ein ausgelassenes Kind, Harzduft athmend, leise summend und surrend.

Der gestrenge Herr Superintendent sah dem Kleinleben im Pfarrhofe zu, hörte die Kuh brüllen und die Hühner gackern — und dachte dabei darüber nach, was er wohl dem Pastor Kannepich über sein unerhörtes Benehmen sagen und was er über ihn an den Kirchenrath berichten sollte. Da trat das blonde Dortchen auf den Hof, schon angekleidet, nett und sauber in seinem ärmlichen Kleide, und die dicken Flechten zu beiden Seiten des glatten Scheitels sittig aufgesteckt. Sie trug etwas Schwarzes über dem Arm und ein spanisches Rohr in der Hand. Nun hängte sie das Ding an einen Haken in der Stallthür und begann es eifrig mit dem Stöckchen zu bearbeiten.

Es war die Gloriahose! Die goldenen Buchstaben des englischen Lobgesangs flimmerten trotz ihres ehrwürdigen Alters in der übermüthigen Morgensonne, und die matten Feuerfunken hüpften bei dem kräftigen Klopfen des Mädchens lustig über den ergrauten Hosenboden.

O Gloria-Hose! Ehrwürdiges Symbol geistlicher Armuth, ehrlichster Leibesnoth! Das fröhliche Glitzern deiner alten Goldfäden im sommerlichen Morgenlicht wird dem behäbigen Manne dort oben am Fenster zu einer erbaulichen Frühpredigt über den Text Veranlassung geben: Selig sind, die da geistlich arm sind, denn das Himmelreich ist ihr.

Ja, nun weiß er, was er über den hochwürdigen Gotthilf Kannepich zu berichten hat. Die Falten auf seiner Stirn glätteten sich, seine Lippen verzogen sich in die Breite, dann zuckte es um seine fette Nase, dann wackelten seine Schultern und endlich brach er in ein schallendes Gelächter aus und rief in den Hof hinunter: „So ist's recht, mein liebes Kind, klopfe du nur deinem Papa die Motten aus den Hosen. Guten Morgen, Dortchen!“

Wie fuhr das liebe Kind zusammen! Und es ließ das Rohr fallen und lief spornstreichs ins Haus. Im nächsten Augenblick klapperten ein Paar Pantöffelchen die Stiege herauf und es klopfte bescheiden an die Thür.

„Nur herein!“ rief der Superintendent, immer noch lachend, daß ihn die Seiten schmerzten.

Dortchen trat mit gesenktem Blick herein, machte rasch die Thür hinter sich zu, knickste und sagte sehr ängstlich: „Seien Sie nicht böse, Herr Supperdent, ich — ich muß Sie sprechen.“ Und dabei trat sie einen Schritt näher.

Er ging ihr rasch entgegen, reichte ihr die große, fleischige Hand und sagte sehr freundlich: „Was giebt's denn, mein gutes Kind?“

„Ach, lieber Herr Supperdent —“ flüsterte Dortchen. Und dann hob sich ihre Brust, und wieder, und immer höher und rascher, und dann schluchzte sie, daß es ihr schier das Herz abstieß.

Der Herr Dr. Schneckenfett war so gerührt, daß er sie väterlich in die Arme schloß und zärtlich ihren Rücken streichelte. Das beruhigte sie bald so weit, daß sie ihm ihr Leid klagen und ihr ganzes Herz ausschütten konnte. Da kam das Verhältniß zum Johannes zum Vorschein, von Anfang bis zu Ende, des Vaters strenges Verbot, der Ungehorsam und endlich der muthwillige Streich des gekränkten Kandidaten, der dem gläubigen Alten vorgeredet, Modice sei ein funkelneues Hofgericht, und des Dr. Schneckenfett Hauptpassion das Lichtputzen. Und dann bat das gute Dortchen so inständig, er möchte doch ihrem alten Papa ja nichts zuleide thun, daß das Wasser in den Kugelaugen des Superintendenten, welches vorhin schon das Lachen hineingetrieben hatte, nun vor Rührung in dicken Tropfen über seine Wangen rann.

„Sei ruhig, liebes Dortchen,“ sagte er freundlich und ernst. „Deinem guten Vater soll kein Leid geschehen. Gott liebt ja die, so einfältigen Herzens sind. Aber mit deinem Herrn Kandidaten möchte ich gerne noch ein Wörtchen reden. Bring ihn mir doch einmal hier in meine Kammer, aber ohne daß dein Vater es merkt, hörst du? Nein, mein Kind — sei nicht bange; den Kopf reiße ich ihm nicht ab, aber Strafe muß sein

Das arme Dortchen! Nun mußte sie wieder für das Schicksal ihres Liebsten zittern. Aber sie wagte doch nicht, ungehorsam zu sein und schlich sich glücklich aus dem Hause, ihren Johannes zu holen. — Das gab ein Aufsehen bei den Möbiussens, als Pfarrers Doris dem jungen Manne ohne Umstände auf das Zimmer lief und nach einem kleinen Weilchen ihn am Rockärmel zum Hause hinauszog, ohne einem Menschen Rede und Antwort zu stehen. Dem Johannes selbst war am allerwenigsten wohl zu Muthe, und er bereute seinen Schelmenstreich recht sehr von Herzen.

„Da ist er!“ sagte Dortchen und schob den arg verlegenen Kandidaten zur Thür hinein.

„So, so, da sind Sie also, Herr Kandidat. Es freut mich sehr, Sie kennen zu lernen, Sie müssen ein recht charmanter junger Herr sein. Mich und meine Passionen für Kalbsköpfe und Talglichtschnuppen kennen Sie ja schon, also...... hm, hm!“ Der Herr Dr. Schneckenfett bemühte sich, ein sehr grimmiges Gesicht zu machen, aber es wollte ihm nicht recht gelingen. Seine Blicke gingen zwischen Dortchen und diesem hübschen, erröthenden jungen Manne hin und her, und er mußte sich eingestehen, daß die beiden ein prächtiges Paar abgeben müßten.

Johannes blickte jetzt auf und sah seinem gestrengen Richter offen und frei ins Auge. In einfachen, ehrlichen Worten gestand er die Ungehörigkeit seines [illegible] Scherzes ein und entschul[illegible] seiner Jugend und seiner [illegible]

„Ja, ja, das ist schon alles recht schön,“ versetzte der Superintendent. „Aber können der Herr Kandidat auch wohl noch etwas anderes, als Pfarrerstöchtern den Kopf verdrehen und ihre alten Väter ins Bockshorn jagen?“

„Ich denke, ja,“ sagte der Johannes mit muthigem Aufblick und sein Liebchen legte ängstlich die Hand auf das laut pochende Herz und schaute bittend zu dem Herrn Superintendenten hinauf.

Der lächelte und sagte: „Ei, ei — nun, stolz lieb' ich den Kandidaten. Setze dich, liebes Dortchen, der Herr Kandidat will uns eine Predigt halten über das Wort: Was hälfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne, und hätte der Liebe nicht.“— — —

Doris war mit ihrem Johannes so rasch die Treppe hinaufgestürmt, daß ihr erstaunter, entrüsteter Vater gar nicht Zeit gefunden hatte, sie zur Rede zu stellen. Ganz erstarrt blieb er unten stehen und sagte es seiner Frau; Malchen, Lorchen, Anna, Lieschen kamen auch herbei, stellten sich am Fuß der Treppe auf und starrten nach der verschlossenen Thür empor, während die Eltern sich in Vermuthungen aller Art ergingen.

Da kam Klärchen ganz aufgeregt vom Hofe herauf und schrie schon in der Hausthür: „Vater, Vater — horch doch nur, oben beim Herrn Supperdenten predigt eins!“

Da folgte die ganze Familie dem Klärchen in den Hof, stellte sich unter das offene Fenster und lauschte erst erstaunt, dann immer andächtiger der frischen, hellen Stimme, die da droben die Allgewalt der Liebe predigte in Tönen, in Worten, die nur die Liebe selber finden kann. Der gute alte Pfarrer hatte seiner Lebtage nicht so reden hören. Die Gedanken so klar aneinandergereiht wie Perlen auf der Schnur, und die Bilder so ganz ohne Nachsinnen gefunden im Augenblick des Gebrauches, und diese schöne junge Begeisterung, hinstürmend über die engen Schranken gewohnter Formeln, und das ganze Herz hingebend, um das ganze Herz zu gewinnen. Es war dem alten Pfarrer zu Muthe, als ob diese klare Stimme ihn zu Boden drücke, als ob er immer kleiner, immer kleiner werde — o Himmel, er mußte an seine fünf Wölfe denken und wurde fast schamroth.

Und dann kam das Amen. Da oben war es ganz still und drunten auch. Der Alte hielt noch die Hände gefaltet und betete stumm innerlich. Und droben lagen sich ein Paar glückseliger Brautleute in den Armen und der tief ergriffene Dr. Schneckenfett stand dabei und segnete sie.— — —

„Sie können bald mit der Brautwäsche anfangen,“ sagte der Superintendent unten beim Frühstück zur Frau Pastorin. „Denn die erste vakante Stelle verschaffe ich unserem Möbius ganz bestimmt.“

Der hochwürdige Gotthilf Kannepich saß neben dem bösen Johannes und drückte ihm fortwährend unter dem Tische die Hand.— —

„Wissen Sie, lieber Herr Amtsbruder,“ sagte der Superintendent beim Abschied, „Ich habe mich weidlich über Sie geärgert gestern—alles was wahr ist!—Aber wenn wir auch nicht diesen Erzschelm hier als den Schuldigen entdeckten, nachtragen hätte ich's Ihnen doch nicht können, denn Sie haben zwei Fürsprecher gefunden, denen kein Sterblicher widerstanden hätte: das Dortchen und — die Gloria-Hose!“— —

Und darum erbte die denkwürdige Hose in der gesegneten Familie Möbius sich immer weiter und wird von den Enkeln des Kandidaten Johannes noch ebenso in Ehren gehalten wie einst vom alten Kannepich, der ganz gewiß, trotz der fünf Wölfe, die er auf dem Gewissen hatte, in den Himmel gekommen ist und vor dem Throne des Höchsten mit dem Dr. Schneckenfett zusammen singt: Gloria in excelsis Deo.

(Ende.)

Ein tragikomisches Bild

aus dem nächtlichen Berliner Straßenleben wurde in einer Verhandlung vor Augen geführt, die kürzlich die Injurien-Abtheilung des Schöffengerichts beschäftigte. Es standen sich zwei naturwüchsige Berliner gegenüber, von denen jeder die Bestrafung des anderen beantragte. Auf der einen Seite ein kleiner, korpulenter Herr mit entschieden cholerischem Temperament, der Rentier M., auf der anderen Seite ein lang aufgeschossener, dürrer junger Mensch, der Musiker P., an dem alles trocken war, selbst der Humor. Der Vorsitzende versuchte es zunächst mit Vergleichsvorschlägen. Dieselben fielen aber auf einen höchst undankbaren Boden. „Ick bin hier doppelt vertreten, ließ sich der Rentier vernehmen — eenmal als Ehrenmann un eenmal als Ehemann, in beede Deele bin ick bisher een völlig unbescholtener Mann jewesen, un so will ick durch die Verhandlung ooch wieder injesetzt wer'n.“ Der Mann redt nich unübel, det hat Hand un Fuß“, sagte der Musiker und machte ein höchst ernsthaftes Gesicht. — Vors.: „Sie sollen sich gegenseitig mit Schimpfworten belegt haben und da werden Sie wohl beide bestraft werden.“ — Kläger M.: „Ick bin uff meine vollständige Freisprechung jefaßt, denn det wird woll jeder insehen, det man, wenn man verheirathet is un hat ne Frau un die wird auf der Straße krank, det det keen Zielpunkt for nächtliche Rumdreiber is. Da haben ja selbst die wildesten Kameruner Respekt vor.“ Musiker P.: „Die Tonart jefällt mir, aber mir scheint, Ihre Es-Klappe is unbicht jeworden.“

Vors.: „Keiner spricht von jetzt ab ein Wort, bevor ich ihm die Erlaubniß dazu ertheilt habe. Herr M., wollen Sie den Vorfall mal erzählen, es handelt sich wohl um eine Straßenscene, die sich in der Nacht zum 16. August abgespielt haben soll. — Rentier M.: „Ick werde die Nacht jewiß nich verjessen. Ick war mit meine Frau bet Abends en bisken bei Müllers in die Köpenickerstraße jewesen. Der Mann is berühmt wejen seine Eisbeene un sein Sauerkohl is immer jrade zu jroßartig.“ — Vors.: „Ich will Ihnen mal etwas sagen, Herr M., Sie dürfen nicht glauben, daß wir hier anhören wollen wie die Küche dieses oder jenes Restaurateurs ist, wenn Sie nicht bei der Sache bleiben, entziehe ich Ihnen das Wort.“ — Rentier M.: „Ick habe jedacht, ick müßte bei'n Anfang anfangen. Also is jut, so um zwölfe rum jehen wir janz jemiethlich zu Hause. Als wir so dicht bei die Alte Jakobstraße sind, sagt meine Frau mit'n Mal: Mein Jott, sagt sie, ick jloobe, ick krieje wieder meine Majenkrämpfe, ick habe schon so'n Sodbrennen. Siehste, sage ick, det kommt von den Sauerkohl, Du weest doch, det Du den nich verdrajen kannst. Nu mach man schnell, det wir nach Hause kommen. Wir jehn noch en Endeken weiter. Da sagt meine Frau: Willem, sagt sie, mir wird Allens jrien un jelb vor die Ojen, ick kann nich mehr, stütze mir hier jejen die Wand un hole mir en Jlas Wasser. In denselben Ojenblick fällt sie mir ooch schon ohnmächtig in die Arme. Da stand ick nu un konnte mir nich rühren. Zum Jlück kam en Mann ran, der ooch verheirathet war, der lief nach die Apotheke un holte ne Flasche Selterwasser, un als meine Frau erst en paar Schluck von jedrunken, da kriegte sie Luft un kam wieder zu sich. Ick führte ihr nu in eene Ecke un hielt ihr den Kopp. Nu hadden sich aber schon ziemlich ville Menschen angesammelt, un neugierig, wie die Berliner nu mal sind, fragte jeder: Wat is hier los? un ick habe immerzu jeduldig wie'n Lamm jeantwort: Hier is nischt nich zu sehen, det it blos 'ne kranke Frau. Zuletzt kommt ooch hier der Anjeklagte da mit noch een Paar von seine Collegen an uns ran un reißt det M—und uf un fragt: „wat is hier los?“ Ick war mittlerweile ärjerlich jeworden, un als eener von die vielen, die rumstanden, den anjenehmen Witz machte un sagde: „Det is jewiß der Uffschlitzer Jack“, da wurde ick jiftig un ick sagde zu den Anjeklagten, als er fragte, wat da los wäre: „Na, wat sollte hier denn jroß los sind? En Faß mit Syrup is kaput jejangen, da können Sie dran lecken!“

Natierlich lachten sie alle, wodruf der Musiker sagde: „Wie so'n ollet Faß, wat nich mehr dicht is, sieht die Olle ooch aus, wodruf ick natierlich wüthend wurde und mir vor ihm hinstellte und sagde: „Herr, nehmen Sie det zurück, sonst soll Ihnen en dreimal destillirtet Aequinoctium uf'n Kopp fahren.“ Er meente, det wäre jarnischt, aber vor meine Olle, da hädde er weit mehr Angst und darum wolle er sich lieber drücken. Nu aber kam en Nachtwächter un ick verlangte, det der Mensch festjestellt würde.“ — Vors. „Ich sehe nur noch nicht ein, worin die Beleidigung liegen soll, gewiß hat der Beklagte Sie gehöhnt, aber Sie hatten doch zuerst die höhnende Bemerkung von dem Syrupsfaß gemacht. Herr P., hat die Sache sich übrigens so zugetragen, wie der Kläger erzählt?“ — Musiker P.: „Der Mann tritt immer zu jehre det Pedal, wenn er wat erzählen dhut. Als er mir die Antwort jab, die ick mindestens für schnodderig gestimiren muß, da sagde ick blos: „Wenn Sie Ihre Olle für'n Faß ansehen, denn kann ick nich dafor, „ein Jeder nach seinen chacun“, aber Syrup scheint det nich zu sind.“ Nu wurde er jrob und redte wat von Kameelophante, wo er mir mit meenen dhat, und dhat jerade, als ob er mir verhauen wollte. Dadruf habe ick aber weiter keenen Werth nich jelegt.“ — Vors.: „Sie hätten sich doch lieber vereinigen sollen“.

Das Endresultat der Verhandlung war, daß die gegenseitigen Beleidigungen für compensirt erachtet wurden. Die Kosten wurden zu gleichen Theilen getragen.

— **Zu tief.** Wie hat der Schauspieler Schwall gestern seine tragische Rolle durchgeführt? — Ich finde, daß er damit eine zu tiefe Wirkung hervorgebracht hat. — Wieso zu tief? — Er wollte das Herz der Hörer und konnte nur ihr Zwergfell erschüttern.

— **Eine neue Krankheit.** Sie ziehen schon wieder? — Ja, wissen Sie, ich kann nicht dafür; meine Frau leidet am Wohnungswechselfieber.

— **Ein Wichtigmacher.** Besucher der Kirche: Nun, Sie helfen wohl immer wacker mit beim Orgelspiel? Küster (Balgentreter): Ja, der Herr Kantor hat blos auf die Tasten zu drükken, das Uebrige mache ich alles.

— **Stets prompt.** Gast (zu einem Kellner, bei dem er schon vor einer halben Stunde einen Gänsebraten bestellt hat): Fritz, was macht mein Gänsebraten? — Kellner: Eine Mark fünfzig, mein Herr!

— **Instituts-Blüthen.** Lehrerin: „Wer kann einige Hauptwörter mit der Endsilbe „and“ oder auch „ant“ angeben, welche ihrer Anwendung gemäß theils zu unserem Nutzen, theils zu unserem Vergnügen beitragen?“ — Rosa: „Streusand, Musikant“. — Ella: „Verstand, Gouvernant“. — Olga: „Brautstand mit Premierlieutenant“.

— **Unverbesserlich.** „Aber, Hannes, können Sie denn das übermäßige Trinken gar nicht lassen? Sie verschwenden Ihr ganzes Vermögen, zerrütten Ihre Gesundheit und bringen Ihre Seele in den Pfuhl der Hölle. Sehen Sie, das Alles hat das elende Bier gethan!“ — „Ja, Herr Pastor, Recht haben 'S, dös Düwelzüg muß — muß ver — vertilgt werden.“

— **Auch ein Vorzug.** „Ihre Freundin hatte also zwei Töchter, von denen eine barmherzige Schwester wurde. Wissen Sie, was mir am meisten an der älteren Schwester gefiel?“ — „Ohne Zweifel wohl ihr mildthätiger Sinn und [illegible]“

Der alte Hund.

Novelette von Franz Wichmann.

Mit dem Glockenschlage fünf Uhr betrat auch heute der Doktor Hermann Meinhardt das Café Wittelsbach.

So geschah es alle Tage, Winter und Sommer, bei Regen und Sonnenschein. Und getreulich wie immer folgte ihm sein alter Hund Mingo.

Der Doktor, ohne sich weiter in dem glänzenden, weiten Saale umzublicken, schritt gerade auf die eine Schmalwand zu, wo nahe dem mächtigen Spiegel, der den ganzen lebenerfüllten, verschwenderisch ausgestatteten Raum dem Auge des Beschauers verdoppelt zurückwarf, gegen das Fenster hin an einem langen, weißen Marmortische zwei Stühle reservirt waren.

Noch ehe sein Herr Platz genommen, war Minzo bereits auf einen der Stühle gesprungen und begann neugierig das in der näheren Umgebung befindliche Publikum zu mustern. An dem Tische selbst saß noch Niemand.

Nachdem der Doktor seinen hellgrauen Sommerüberzieher und weißen Strohhut an den Garderobeständer gehängt, ließ er sich mit einem langgezogenen, behaglichen „Ah!" auf seinem Stuhle nieder, streckte die Beine unter den Tisch, nahm eines der drei Zuckerstückchen von der blanken Metallschale, zerbrach es und gab es dem Hunde, während er die anderen beiden Stücke in seine Tasse wandern ließ. Unterdessen stand die schwarzgekleidete Kellnerin mit dem weichen, blonden Haare schon neben ihm und schenkte aus glänzender Kanne das braune, dampfende Getränk.

„Nun, Sophie, nichts Neues?"

„Nichts, Herr Doktor."

„Dann also die „Neuesten" und die übrigen Blätter, Sie wissen ja."

„Gewiß, Herr Doktor, gleich. Habe schon alles für Sie belegt."

Auch dieses Gespräch wiederholte sich alle Tage. Obwohl die brave Sophie gewiß immer recht viel Neues wußte und oft gern ihr Herz ausgeschüttet haben würde, hätte sie doch niemals gewagt, eine andere Antwort zu geben, als die gewohnte. Sie wußte ja, daß der Doctor kein Mann von vielen Worten war und ihn diese Antwort völlig befriedigte. Wenn sie den Kaffee eingeschenkt, der Reihe nach die „Neuesten Nachrichten", die „Augsburger Allgemeine", die „Kölnische Zeitung" und den „Figaro" gebracht hatte, so war ihre Arbeit gethan. Andere Wünsche hatte der Doctor niemals.

Sobald die erste Zeitung neben ihm lag, rührte er gewissenhaft eine Minute lang mit maschinenähnlicher Regelmäßigkeit in seinem Kaffee herum und führte dabei stets das gleiche Gespräch mit seinem Hunde.

„Nun, Mingo, du bist wohl recht müde? So streck dich nur recht aus, du altes Thier."

Der Hund schien in der That von dem vielen Umherschauen etwas ermüdet. Ueberhaupt sah man ihm schon die neun Jahre an, die er treulich an seines Herrn Seite hatte vorüberziehen sehen. Das ursprünglich dunklere Fell hatte mit der Zeit eine lichtbraune Färbung angenommen, die hellbraunen Augen hatten mattrothe Lider und erschienen zuweilen etwas trüb und feucht. Von der Schlankheit und Geschmeidigkeit der Jugend war wenig mehr an ihm zu spüren, der Körper hatte eine behäbige Rundung angenommen und Ruhe war ihm das liebste. In dem Ausdruck seines Gesichtes lag etwas Philosophisch-Beschauliches, man sah ihm an, er kannte das Leben. Jetzt schien er nur auf die Anrede seines Herrn gewartet zu haben, denn ohne Erlaubniß wagte er sich selbst nicht der ersehnten Ruhe hinzugeben.

Nun leckte er sich die Schnauze von den Zuckerresten rein, schaute den Doktor noch einmal recht verständnißinnig an, dann wickelte er sich kreisförmig zusammen, wobei das Fell über dem Rücken sich wie ein natürliches Halsband nach Art einer Stuartkrause zusammenzog, und schlief in kurzer Zeit ein.

Doch sollte seine Ruhe heute eine nicht so ungestörte bleiben wie gewöhnlich.

Der Doktor Meinhardt war eben bei der „Kölnischen Zeitung" angekommen, als Mingo auffuhr und ein leises Knurren hören ließ, was sonst nicht seine Gewohnheit war. Verwundert blickte der Herr auf und sah eben zwei Damen gegen den Tisch herankommen. Die ältere, eine behäbige und wohlgerundete Gestalt mit breitem, gutmüthigem Gesicht, trotz der Hitze in einen braunen Mantel gehüllt, war mit so vielen Schächtelchen und Paketen beladen, daß sie eher einem schwer befrachteten Eisenbahnwaggon, der sich unbehilflich auf dem glatten Boden des Saales fortbewegte, glich, als einem menschlichen Wesen. Um so leichter und graziöser schwebte die andere Gestalt daher, ein junges Mädchen von hoher, schlanker Gestalt, vortheilhaft in ein enganschließendes perlgraues Gewand gekleidet, in dem ein dunkelrother Einsatz die plastische Schönheit ihrer Büste nur noch mehr hevorhob. Es waren offenbar Fremde.

Sogar der Doktor, der sonst in dieser Stunde außer für seinen Hund und die Zeitungen für nichts ein Auge hatte, war geblendet von der Schönheit der jugendlichen Erscheinung, so daß er mehrmals seine Lektüre unterbrach und hinter der papierenen Barrikade hervor einen Blick auf die Angekommenen warf. Es war ihm daher sehr angenehm, als Sophie in diesem Augenblick den „Figaro" brachte, dessen riesenhaftes Format seine Beobachtungen noch besser zu verdecken vermochte.

Die Damen hatten sich auf dem die Wand entlang laufenden, braungrün schillernden Polster gesetzt und unterzogen, während sie das rasch gebrachte Gefrorene verzehrten, das Lokal einer eingehenden Betrachtung und Kritik und blieben endlich auf dem bescheidenen Mingo haften.

Dieser hatte kein Auge von den neuen Gästen verwandt. Er saß noch immer aufrecht und unterdrückte mit Mühe ein beständiges Knurren. Sein Körper zitterte leise und er befand sich in offenbarer Aufregung, als fürchte er von den Ankömmlingen eine noch unbekannte Gefahr für sich oder seinen Herrn. Die jüngere Dame stieß die ältere an und zeigte auf den Hund, sie schien zu lächeln. Durch das breite Bogenfenster zur Seite fiel das Licht der Nachmittagssonne gedämpft durch die halbgeschlossenen Vorhänge herein und umfloß mit einem matten, weichen Glanz die weiße Stirn des Mädchens, zugleich ihr dunkelblondes Haar überstrahlend, daß es wie eine Krone aus röthlich schimmerndem Golde erschien.

Der Doktor hatte die Zeitung beiseite gelegt und sah ihr einen Augenblick gerade ins Gesicht. Unwillkürlich hatte er die Füße unter dem Tische zurückgezogen und seinem Oberkörper eine strammere Haltung gegeben. Die junge Dame schien den Blick zu fühlen, der sie getroffen. Ihre Augen hoben sich und blitzten wie zwei Sonnenfunken zu ihm herüber, ohne sich sogleich wieder zu senken. Es schien, als ob es ihnen Freude mache, für einen Moment auf dem hübschen, menschenfreundlichen Gesichte des Doktors zu verweilen. Dieser aber hielt den blitzenden Strahl nicht aus; wie vorher sein Hund, begann er in unerklärlicher Erregung zu zittern, gleich einem armen Kinde, das plötzlich vor einen lichterstrahlenden Christbaum, an einen von reichen Gaben strotzenden Tisch geführt wird und eine Stimme hört: „Greife zu, dies alles ist dein!"

„Was hast du denn, Mingo?" sagte er plötzlich, unter einem rauhen Tone seine Bewegung verbergend, „willst du wohl ruhig sein." Doch der Ton wurde milder, als er sich jetzt zu den Damen wandte und lächelnd sagte: „Der Hund geniert Sie gewiß. Aber Sie müssen ihm etwas zu gute halten. Er ist ein altes, treues Thier, das nie von meiner Seite kommt und es mit keinem böse meint. Aber wenn du nicht brav bist, Mingo, so —"

„O, lassen Sie ihn nur", unterbrach ihn die ältere Dame. „Er geniert uns durchaus nicht. Wir haben alle Thiere sehr gern. Olga ist sogar im Thierschutzverein. Das alles verdanken wir dem neunzehnten Jahrhundert. Es ist doch etwas Herrliches um die Humanität. Nicht war, Olga?

„Gewiß, Mama", antwortete die Jüngere. „Vetter Fritz denkt gerade so, er ist kürzlich dem Antivivisektionsverein beigetreten, ich werde es auch thun."

Der Doktor horchte auf; die Humanitätsschwärmerei der alten Dame hatte ihn keineswegs angenehm berührt, er hörte so etwas nicht gern aus Frauenmund. Als ehrlicher Liberaler liebte er die Männer der That, praktischen Sinn und gesundes Handeln, während ihm alle Phrasen zuwider waren. Einem Manne gegenüber würde er sogleich für die gerechten Forderungen der Wissenschaft eine Lanze gebrochen haben, einer Dame gegenüber aber war er weit entfernt, einen Disput über Berechtigung oder Nichtberechtigung der Vivisektion zu führen, und noch dazu mit einer solchen Dame, die, er mußte es sich gestehen, einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Ging ihr Widerwille aus einem fühlenden Herzen hervor, um so besser und schöner für sie, er wollte darum nicht streiten und suchte ein anderes Thema für die begonnene Unterhaltung.

Mingo schien sich etwas beruhigt zu haben. Der Doctor schob das breite, gelbe Metallhalsband, das mit den Steuermarken der letzten Jahre und großen, glänzenden Pickeln besetzt war, ein wenig zurück auf das unterliegende schützende Lederband, da es dem Hunde ein wenig auf die braunen, lang herabhängenden Ohrwascheln gerathen war.

„Sie glauben nicht," sagte er dabei, „wie einem solch ein Thier lieb werden kann und wie es anderseits fähig ist, für diese Liebe zu danken. Ich halte es mit dem französischen Philosophen, der gesagt hat, der Hund sei die größte Eroberung des Menschen im Thierreiche."

„Ach, wie schön, wie human das gesagt ist," beeilte sich die ältere Dame zu bemerken. „So konnte sich nur ein Philosoph des neunzehnten Jahrhunderts ausdrücken."

Der Doctor wandte sich ab und blickte auf das junge Mädchen; er empfand etwas wie eine stille, freudige Befriedigung, daß die Tochter ihm nicht mit einer ähnlichen Phrase geantwortet hatte. Diese hatte Mingo beobachtet, der eben seine rechte Pfote geleckt und mit dieser ganz zierlich über das Gesicht gefahren war.

„Schau nur, Mama, wie nett das ist; der wäscht sich wie eine Katze."

„Er ist auch mit einer solchen auferzogen und da muß er wohl die Manieren gelernt haben," entgegnete der Doctor.

„Wie heißt er nur?" fragte das Mädchen.

„Mingo."

„Mingo — ein sonderbarer Name. — Mingo, kannst du mich leiden?"

Sie kraute ihm den Kopf. Der Doctor hatte ebenfalls seine Hand auf dem Hunde liegen und streifte an ihre schlanken, weißen Finger, daß es ihn wie elektrisch durchzuckte. Der Hund aber begann bei der Berührung der fremden Hand wiederum zu knurren. Zum erstenmal in seinem Leben empfand der Doctor etwas wie Aerger gegen das Thier. Olga hatte ihre Hand wieder zurückgezogen.

„Mingo — du bist bös. — Warum haben Sie ihn nur so genannt?"

„Ich habe ihm den Namen nicht gegeben, er hatte ihn schon, als ich ihn bekam, und ich mochte ihn nicht umtaufen. Ich habe ihn eigentlich als Honorar erhalten."

„Ah, Sie sind also ein Künstler," fiel die Alte ein. „Das haben wir uns doch gleich gedacht, nicht wahr, Olga?"

Das Mädchen erröthete, antwortete aber nicht.

„Nicht so eigentlich," lächelte der Doctor, „obwohl mein Beruf auch eine Art Kunst ist, nur nicht in Ihrem Sinne, denn es ist wohl eine Kunst, das wieder gut zu machen, was die Menschen meist durch eigene Thorheit an sich verderbt haben."

„Da sind Sie wohl gar Arzt?"

„Sie haben es errathen, gnädiges Fräulein. Und wenn die Damen gestatten, daß ich mich Ihnen vorstelle: Doctor Meinhardt."

„Bauräthin Lechner, meine Tochter Olga," erwiderte die ältere Dame mit überaus freundlicher Verbeugung.

„Und nun erzählen Sie uns, wie Sie Mingo erhalten haben."

Das junge Mädchen hatte diese Worte in so reizend vertraulichem Tone gesprochen, daß es dem Doctor ganz warm um's Herz wurde.

„Eigentlich ist davon gar nichts zu erzählen, es ist so einfach und ich kann Sie nicht interessiren. Ich sagte es Ihnen ja schon — ein Honorar war's. — Denken Sie sich einen armen Teufel, der leben kann, so lange er gesund ist, von der Hand in den Mund, ein Literat war's, der sich kümmerlich durchschlug, wenig verdiente, und dabei noch seine halbe Zeit auf lyrische Dichtungen verwendete, die ihm gar nichts einbrachten. Seine einzige bewegliche Habe war eigentlich dieser Hund. Nun denken Sie sich, wenn so ein armer Teufel krank wird, schwer krank, wenn er nichts verdienen kann und Doctor und Apotheker bezahlen soll. Sehen Sie, ich hatte ihn lieb gewonnen, hatte damals, obwohl erst im Beginn meiner Praxis, ein gutes Einkommen und auch von Hause Vermögen. Kurz und gut, ich verschaffte ihm das Nöthige, und mir, oder einem Höheren gelang es, durch meine Kunst nach Verlauf eines Jahres ihn gänzlich wieder herzustellen. Früher war er ein Pessimist gewesen und hatte sich nicht denken können, daß ein Mensch ohne egoistisches Motiv aus freien Stücken sollte für den anderen etwas thun können. Nun war er plötzlich bekehrt, sah, wieder geistig und körperlich gesund, die Welt wie einen Rosengarten an und war von einer so närrischen Dankbarkeit erfüllt, daß ich ihn gar nicht beruhigen konnte. Lange sträubte ich mich, den Hund anzunehmen, ich wußte ja, daß es sein einziger Schatz war und daß sein ganzes Herz daran hing. Eben darum sollte ich ihn haben, und er wäre für alle Folge unglücklich gewesen, wenn ich es abgeschlagen hätte. So nahm ich denn das Thier, nachdem ich ihm versprochen, es lieb und werth zu halten. „Das ist's eben," meinte er, „so gut kann er's bei keinem, auch bei mir nicht haben. Und du, Mingo, lohn es ihm mit Liebe und Treue, was er mir gethan." Ich habe ihn seitdem nicht wiedergesehen. Der Hund aber hat dem Befehle seines Herrn getreulich gehorcht, er ist stets mein einziger Freund und Begleiter gewesen."

„So stehen Sie ganz allein im Leben, haben keine Familie?" fragte die Bauräthin in etwas neugierigem, gespanntem Tone.

„Ich bin Junggeselle, denke es auch zu bleiben."

„Ah—" die Augen Olgas blitzten zu ihm herüber, wie ein paar übermüthige Schwärmer, gerade wie vorhin, als er von seiner Handlungsweise an den armen Literaten, von seinem Vermögen gesprochen. Damals hatte er es nicht bemerkt, jetzt aber versengte ihn das Feuerwerk fast, so daß er halb beschämt eine Erklärung geben zu müssen glaubte: „Ich habe nicht Zeit zu heirathen, kaum daran zu denken," sagte er lächelnd. „Mein Beruf nimmt meine ganze Zeit in Anspruch, die Stunde hier täglich im Café ist meine einzige Erholung, die Patienten, die Zeitungen und mein Hund, darum dreht sich alles, mehr brauche ich nicht."

„Wirklich nicht?" meinte das Mädchen schelmisch.

„Ich wüßte mir sonst nichts." Er wurde bei diesen Worten ganz roth, denn er fühlte, daß er die Unwahrheit sagte. Seit einer Stunde wußte er noch etwas. Die Leere, die er plötzlich empfand, sagte es ihm.

Die Räthin riß ihn indessen aus der Verlegenheit. „Sie Glücklicher, der so wenig braucht? — Doch unsere Stunde hat geschlagen," meinte sie, wir möchten noch etwas vom Concerte hören."

„Sie gehen zur Ausstellung?"

„Allerdings. Darum sind wir nach München gekommen. Sie kennen sicher schon alles."

„Ich war noch nicht darin."

„Ach! Ist's möglich?"

„Die Zeit fehlte mir, auch die Lust. Indessen dieser Tage. Es macht sich schon. Abends vielleicht. Man muß ja doch dagewesen sein."

„Auf Wiedersehen also, Herr Doctor, vielleicht in der Ausstellung oder hier im Café, wir werden öfter kommen, es hat uns da sehr gefallen. Und liebenswürdige Bekanntschaften macht man nicht gern nur für einen Tag."

Der Doctor fühlte sich von dieser Schmeichelei und Freundlichkeit ein wenig bedrückt, er blickte nach Olga, die den Blick senkte; sie mußte ihn gerade zuvor angesehen haben. Seine Augen blieben auf dem Stuhle haften, wo sie gesessen. Dann irrte sein Blick den Davongegangenen nach, er sah sie noch auf der Straße. Plötzlich sprang er auf und eilte auf die Straße.

Vor der Thür des Cafés rannte der Doctor mit einem von der anderen Seite kommenden Herrn zusammen.

„Hoho, wohin denn so schnell, lieber Herr College?" rief dieser verwundert aus.

„Ah, Arnswalder, Sie sind's! — Schauen Sie einmal dorthin. Ist das nicht eine verzweifelt hübsche Dame?"

„Schönheit, wenn Sie wollen. Das sind die Lechners alle."

„Wie, Sie kennen sie?"

„Wie sollte ich nicht. Sind ja Berlinerinnen, aus meiner He[illegible]adt. Der verstorbene Lechner [illegible]l bei uns."

„Also Wittwe?"

„Ja, mit vier heirathsfähigen Töchtern. Olga ist die älteste. Aber schön sind die Hexen alle."

„Sie sind zur Ausstellung nach München gekommen?"

„In gewisser Weise, ja, — um ihre Töchter auszustellen. Sie kennen sie also auch, haben mit ihnen gesprochen?"

Doktor Meinhardt unterdrückte mit Gewalt den Aerger, den er über die leichtfertigen Worte des Kollegen empfand. „Ja," antwortete er kurz, „sie saßen an meinem Tische." Er wußte, daß Arnswalder ein Skeptiker war, der über jeden Menschen Schlechtes dachte, bis man ihn vom Gegentheil überzeugte. Warum sollte er diesem etwas übel nehmen? „Aber Sie scheinen dennoch im Banne dieser Schönheit zu stehen?" fragte er darum scherzend.

„Allerdings, auch vor antiken Götterstatuen liege ich im Banne der Schönheit, aber — — ich kann sie nicht lieben."

„Und warum nicht?"

„Weil Steinfiguren kein Herz haben. Indessen, ich habe Eile, leben Sie wohl, Herr Kollege."

Der Doctor sah ihm nach und lachte laut auf. Nichts konnte mehr das leuchtende Bild, das fest in seinem Herzen eingeprägt stand, zerstören. „Nicht wahr, Mingo," sagte er halb zu sich selbst, halb zu seinem Hunde, „wir wissen es besser, Mingo!"

Der Hund sah seinen Herrn mit großen Augen an, als habe er ihn jetzt und zum erstenmal nicht verstanden. Dann begann er laut zu bellen, wie gegen einen unsichtbaren Gegner.

Der Doctor beachtete es nicht und schritt seiner Wohnung zu. Aber nicht lange hielt es ihn dort. Am Abend wandte er seine Schritte zum erstenmal zur Kunstausstellung. Wie mit Zaubergewalt zog es ihn hin, er kannte sich selbst nicht mehr, fühlte nur, daß selbst sein eiserner Wille an einer höheren Macht gescheitert sei.

Seine Nächte, sonst nach des Tages Last und Mühe voll erquickenden Schlummers, wurden unruhig. Bunte Bilder gaukelten vor seinen Sinnen. Waren es die Bilder der Kunstausstellung, deren Säle er Tags zuvor mit Olga durchwandelt? Allein mit ihr, denn die Mutter, die sich sehr angegriffen fühlte, hatte es vorgezogen, in der Restauration sitzen zu bleiben.

Welch' klaren, freien Geist sie hatte, wie sie zu unterhalten, zu belehren verstand. Wohl eine halbe Stunde hatten sie vor Uhdes Bergpredigt geweilt. Anfangs hatte er nichts darin gesehen, als eine Zusammenstellung unharmonischer Farben. Und hernach? Eine ganz neue Welt war ihm aufgegangen aus ihren Worten, er hatte in ihre Augen geblickt und daraus den Sinn dieser Bergpredigt lesen gelernt.

Was hatte er bisher von der neuen Kunstrichtung gewußt! Sie führte ihn von Bild zu Bild, erklärte ihm Alles. Welch' heller Geist, welch' reicher Verstand wohnte in diesem schönen Leib! Wie ein dunkler Schatten streifte einmal die Erinnerung an die verleumderischen Worte Arnswalders seine lichterfüllte Seele. „Die Besten sind es, die man am schlechtesten macht," sagte er zu sich selbst und freute sich über diese neue Erkenntniß.

Er war in einen Taumel gerathen, der ihn keine weiteren Gedanken hegen ließ, als an die Stunden des Zusammenseins mit ihr. So oft er es möglich machen konnte, besuchten sie die Ausstellungen.

Und Mingo mußte die ganze Zeit daheim bleiben. Olga hatte nicht nach ihm gefragt, sie schien ihn ganz vergessen zu haben. In seiner Erregung beachtete es der Doctor gar nicht. Nur in's Café nahm er den Hund noch mit, falls sie nicht von da in die Ausstellung gingen. Aber die alten Zwiegespräche wurden nicht mehr geführt. Die Damen waren immer schon die ersten am Platze. Da galt es andere Gespräche zu halten. Sogar die Zeitungen wurden unberücksichtigt gelassen.

Heute war der Doctor sogar dem Café fern geblieben. Er hatte um fünf Uhr die Damen am Isarthorplatz getroffen, man begab sich sogleich in die Ausstellung und wollte bis zum Ende dableiben, da Abends eine fremde Militärcapelle concertirte. Die Stunde bis zum Schluß der Säle sollte der Ausstellung und eingehender Besichtigung gewidmet werden. Die Mutter blieb bald ermüdet auf dem ersten Sofa zurück. Diese Sofas erklärte sie für eine sehr humane Einrichtung, fand überhaupt die ganze Ausstellung des neunzehnten Jahrhunderts würdig. Keuchend und stöhnend wälzte sie sich von einem Sofa zum andern dem Paare nach, aber in sehr angemessener Entfernung. Was außer den Divans noch in der Ausstellung war, interessirte sie nicht.

Auch dem Doctor und Olga schien es ähnlich zu gehen. Zuweilen betrachteten sie die ausgestellten Gegenstände, immer aber sich. Wie sie so durch die hohen, lichten Räume mit dem himmelaufstrebenden, zierlich weißen Balkenwerk dahinschritten, zogen sie manche Blicke auf sich. Es war in der That ein schönes Paar, das classisch feingeschnittene Antlitz Olgas neben dem freien, offenen, herzgewinnenden Gesicht des Doctors, die feine Bildung Griechenlands neben der urwüchsig kraftvollen Ehrlichkeit des männlich stolzen Germanen.

Fast eilig schritten sie durch die weiten Räume; alle diese bunte Pracht unzähliger kleiner und großer Kunstwerke in Eisen, Glas, Porzellan, in Seide, und Gold und Silber, all dieser Glanz und Schimmer über den das Auge ruhelos und unstät hinirrte, blendete und verwirrte sie. Plötzlich aber machten sie beide wie auf Verabredung oder von der gleichen Macht gestgebannt, Halt. Sie standen vor dem nordfriesischen Wohnraume. Der Doktor wußte nicht, jemals etwas so Trauliches und Entzückendes gesehen zu haben, wie diese Bauernstube, auf der das Auge nach all der bunten Herrlichkeit ausruhen konnte, wie der verdurstende, von Wahnbildern gequälte Wüstenwanderer, auf einer lachenden friedlichen Oase. Er blickte auf die schöne Gestalt an seiner Seite und plötzlich schien ihm der traute Raum von heiterem köstlichem Leben erfüllt. Er sah sie dahinschreiten über die braunen Kacheln des Bodens, sah sie die schweren geschnitzten Schränke öffnen, das blanke Metallgeschirr, auf den Zehen erhoben, zum braunen Wandgesims emporstellen, sah sie mit sorgsamer Hand die grünen Kacheln des Ofens blank putzen, den Vorhang ordnen, der hinter geschnitzten Holzwänden das schimmernde Lager barg. Er selber wähnte einzutreten durch die niedere Holzthür, aus deren Fläche sich kunstvoll geschnitzt ein Segelschiff abhob, den tiefen Wandschrank im Erker zu öffnen, einen bunt verzierten Thonkrug herauszunehmen und ihn mit köstlichem Tranke zu füllen. Doch ehe er ihn ansetzt, springt die schlanke Hausfrau auf ihn zu, hängt an seinen Lippen und stillt seinen brennenden Durst mit süßen, thaufrischen Küssen. Mit dem Augenblicke, da diese Vision zerrann, hatte der Doctor den Entschluß gefaßt. Er wollte sich eine Häuslichkeit gründen, so hold, so traut, so reizend wie diese. Und er wußte mit wem. Unvermögend, seinen Gefühlen Ausdruck zu geben, bot er Olga stumm den Arm. Sie nahm ihn ohne Weigerung an. Die Mutter, die in diesem Augenblicke herankam, lächelte vergnügt.

Draußen dämmerte die köstliche Sommernacht heran: in den breitblätterigen Kastanien säuselte der milde Abendwind, die Springbrunnen murmelten und plätscherten, rauschend floß die grüne Isar mit bewegten Wellen vorüber. Die lange prachtvolle Façade mit ihren weißen Figuren und den ernst erhebenden Gemälden schimmerte zugleich im Lichte des Mondes und der elektrischen Lampen. Vom jenseitigen Ufer schauten die grünen Wipfel des Gasteig und die dunklen, feierlichen Umrisse des Maximilianeums herüber. Auf der Terrasse der Insel-Restauration ließ sich der Doctor mit den Damen nieder. Wie eine glänzende, duftige Zaubernacht, verschönt von den Klängen der Musik, umwogte es sie auf allen Seiten. Der Doctor aber blickte schweigend, wie verzückt, auf die in allen Farben emporschießenden Riesenfontänen; der farbige Glanz, in dem der schneeige Wasserstaub erglühte, hatte nichts Irdisches mehr. So sprühte auch die Fluth heiligster Gefühle aus seinem Herzen aufjauchzend gegen den Himmel, ein Springquell des reinsten, seligsten Glückes.

„Morgen," gelobte er sich in diesem Augenblicke, „wird alles entschieden". Und am Nachmittag des anderen Tages betrat er das Cafe Wittelsbach, um dieses sein Gelöbniß zu erfüllen. Mingo begleitete ihn, er durfte nicht fehlen bei dem wichtigsten Ereigniß seines Lebens.

Die Damen saßen bereits an dem bekannten Marmortische. Sophie hatte noch immer die zwei Stühle reservirt. Mingo sprang voraus und nahm sogleich von dem einen derselben Besitz. Sein Herr aber wurde im gleichen Augenblicke von einem Collegen im Billardsaale angerufen, der ihm eine geschäftliche Mittheilung zu machen hatte. Die Damen konnten ihn dort von ihrem Platze aus nicht sehen.

Als der Doctor nach wenigen Minuten den Raum verlassen hatte und in den vorderen Saal zurückkehren wollte, blieb er am Ausgang plötzlich wie festgewurzelt stehen. Mit klopfendem Herzen hatte er die wenigen Schritte bis hierher zurückgelegt. Nahte doch der große Augenblick, der über seiner Zukunft Glück oder Leid entscheiden sollte.

Und nun war die Entscheidung gefallen, ohne daß er ein Wort gesprochen, ohne daß er den warmen Quell seines Herzens geöffnet. Die Welle heißer, süßer Leidenschaft, die eben hatte ausbrechen wollen, prallte am harten Ufer zurück und erstarrte zu Eis.

Die Augen des Doctors hafteten starr und groß auf den Spiegel, vor dem die Damen, ihm den Rücken zukehrend, saßen. Mingo hatte sich auf seinem Stuhle erhoben und die Vorderfüße auf den Tisch gestellt. Mit bittendem Blicke sah er auf die Zuckerschale, die neben Olgas Tasse stand; dann, als sie dieselbe aufhob, näherte er schnuppernd seine Nase derselben, während er mit dem dicken, spitzen Schwanze freudiger Erwartung voll in taktgeübter Weise wedelte. In diesem Augenblicke aber fuhr ihm die weiße, zarte Hand Olgas mit solch derber Kraft in's Gesicht, daß er laut aufheulte und winselnd von dem Stuhle herabtaumelte.

Den Doktor überlief es wie ein Schauer, eine Welt von goldenen Träumen und Hoffnungen stürzte vor ihm ein bei diesem Anblick. Die Worte Arnswalders von den antiken schönen Götterbildern, die kein Herz haben, tönten ihm im Ohre. Doch nur einen Augenblick dauerte die Schwäche, dann hatte er überwunden. Wie Schuppen fiel es ihm von den Augen und zugleich kehrten seine Energie, seine eiserne Willenskraft zurück.

„Pfui," sagte er sich selbst, „wer kein Herz für ein Thier hat, hat auch keine Liebe zum Menschen, pfui, pfui!"

Und schneller als es sich denken läßt, mit zwei Schritten — oder waren es Sprünge — stand er, ohne bemerkt zu sein, hinter den Damen. Er hörte gerade noch, wie Olga sagte: „Scher dich zum Teufel, du altes, garstiges Thier," und die Mutter höhnisch hinzusetzte: „Mit dem werden wir bald kurzen Prozeß machen."

Der Doctor richtete sich hoch auf und sagte mit so lauter Stimme, daß die Umsitzenden es hörten: „Komm, Mingo! Gehen wir zu anständigeren Leuten. Wir zwei sind solche Behandlung nicht gewohnt."

Und ohne sich weiter umzublicken verließ er, von dem freudig wedelnden Hund gefolgt, das Café. — —

Nach Verlauf von acht Tagen erschien er zum erstenmal wieder daselbst mit dem Glockenschlage fünf Uhr. Am Marmortische standen die beiden Stühle reservirt. Sophie hatte ihren Mann richtig beurtheilt. Der Doctor legte Hut und Ueberrock ab, Mingo nahm seinen gewohnten Platz ein, verzehrte sein gewohntes Stück Zucker.

Die Kellnerin stand bereits mit der blinkenden Kanne am Tische und ließ das braune, duftige Naß in die weiße, grüngeränderte Kaffeetasse fließen.

„Nun, Sophie, nichts Neues?"

„Eigentlich nichts, Herr Doctor. Vor drei Tagen waren die Damen noch einmal da und sagten, daß sie am Abend wieder heimfahren wollten."

„Sonst nichts Neues?"

„Nichts, Herr Doctor."

„Dann also die ‚Neuesten' und die übrigen Blätter, — Sie wissen ja." — —

— In der Juli-Nummer des „Priviligirten Churfürstl. Sächsischen Postilion" vom Jahre 1793 findet sich nachfolgende Schilderung Napoleons I.: „Er ist in Corsica geboren und in Frankreich erzogen, erwarb sich gute Kenntnisse, ward frühzeitig bei der Artillerie angestellt und gelangte bald zum Range eines Capitäns. Seine unruhige Thätigkeit, seine Bemühungen, die Helden des Alterthums nachzuahmen, galten in den Augen seiner Kameraden blos für unmäßige Ehrsucht. Bei der Belagerung von Toulon sollte er die Batterien dirigiren, tadelte die Anordnungen der Generale, ward für einen eingebildeten Menschen erklärt, dann aber doch zu Rathe gezogen und trug zur Flucht der Engländer bei und zur Wiedereroberung der Stadt. Er ward als General der Artillerie bei der Armee in Italien angestellt, mußte die Pläne, die er mißbilligte, ausführen helfen und entwarf damals den Feldzug, den er jetzt mit so großem Erfolg ausgeführt hat. Als er zur Vertheidigung der südlichen Küsten beordert wurde, vollführte er den Auftrag mit gutem Erfolg und Sparsamkeit. Zum Lohn versetzte ihn der damalige Wohlfahrts-Ausschuß zur Infanterie. Hierüber aufgebracht, kam er nach Paris und verlangte die Erlaubniß, nach Konstantinopel zu gehen und für die Türken zu fechten. Er erhielt sie, als eben die Rebellion im Oct. v. J. ausbrach, bei welcher Gelegenheit Barras ihn zu seinem Unterbefehlshaber machte und wo ihm sein kluges Benehmen die Stelle des Generals der Armee im Innern erwarb. Dann machte er die Eroberung einer jungen und reichen Wittwe, die er heirathete und sie bald wieder verließ, um zur Eroberung Italiens zu eilen. Bonaparte ist erst 27 Jahre alt, klein von Statur, blaß und mager, aber voll Feuer und Muth. In Gefahr ist er kaltblütig, Hindernisse scheinen ihm willkommen zu sein. Man hat ihn als einen Terroristen in Verdacht gehabt. aber ein Mann, wie er, bedarf keiner Partei, um sich emporzuschwingen.

— Edel sei der Mensch, hilfreich und gut! Ein Berichterstatter des englischen Blattes „Answer" — so schreibt man aus London — trifft Abends auf dem Wege nach der Redaction ein armes, altes Weib, das einen großen schweren Korb trägt. Mitleidig, wie er ist, erbietet er sich, der Alten ein wenig zu helfen, und dieser Antrag wird mit großem Danke angenommen. Gemeinschaftlich trugen sie nun den Korb bis an das Ziel des getreuen Helfers, worauf die alte Frau ihren Weg allein fortsetzt. Am nächsten Morgen entdeckt der Wohlthäter, daß die Wäscheleine auf seinem Hofe geplündert worden ist, daß die benachbarten Höfe in gleicher Weise abgestraft sind, und — daß er geholfen hat seine eigene Wäsche wie die seiner lieben Nachbarn zu stehlen.

— Eine Probe von Menschenhandel, wie er in der guten alten Zeit zu Recht bestand, hat die „Münch. Allg. Zeitung" aus amtlichen Schriftstücken zu Tage gefördert. Denn es war nicht auf den Sklavenmärkten irgend eines türkischen, egyptischen oder marokkanischen Ortes, sondern es war im Königreiche Baiern, und zwar zu Landshut, als das dortige Stadtgericht d. d. 17. Juli 1815 folgende Bekanntmachung erließ: Titl. Herr Ferdinand Freyherr v. P......, Gutsbesitzer auf Schöllnach, hat zur Befriedigung seiner Gläubiger unaufgefordert um den gerichtlichen Verkauf der grundzins- und zugleich jurisdictionsbar demselben eigenthümlichen Klebstimischen Unterthane gebeten. Indem man u. s. w., werden Kauflustige unter der Bedingniß des baaren Erlages des Kaufschillings eingeladen &c., worauf man salva ratificatione Demjenigen diese Unterthanen käuflich überlassen wird, welcher bis zur Stunde, Mittags zwölf Uhr, das größte Angebot zu Protocoll gegeben, (k. b. Intelligenzblatt für den Isarkreis, Jahrgang 1815 Pag. 726). — Was diese zu versteigernden Leute wohl gedacht haben mögen, falls ihnen dieses Anschreiben zu Gesicht kam und ob sie wohl auch einen Begriff von Menschenwürde hatten? Noch haben diese Zustände dreiunddreißig Jahre gedauert, da kam der Sturm des Jahres 1848 und fegte mit elementarer Gewalt über Nacht alles das Ueberkommniß aus schlimmer feudaler Zeit weg.

— Schätzung. Dichter: Denk' Dir 'mal, wie ich mich in die Feuerversicherung aufnehmen ließ, taxirte man meine Manuskripte nur zum Papierwerth. — Donnerwetter, muß das aber ein dummer Taxator gewesen sein, das Papier ist ja verdorben.

Die Abendpost ist das beste Neuigkeitsblatt Chicagos. 1 Cent. 92 Fünfte Avenue.